FONDO PROVINCIA

NAZIONALE
B. Prov.
X
316
NAPOLI
BIBLIOTECA
VITT. EM III

BIBLIOTECA PROVINCIALE

Armadio

Palchetto

Num.° d' ordine

121.30

B. Prov.
X
316

Unter den Patagoniern.

Wáki erlegt einen Puma.

64 3128

Unter den Patagoniern.

Wanderungen auf unbetretenem Boden von der Magalhães-Straße bis zum Rio Negro

BIBLIOTECA PROVINCIALE DI NAPOLI

von

George Chaworth Musters.
Capitän in der britischen Marine.

Autorisirte Ausgabe für Deutschland.

Aus dem Englischen

von

J. E. A. Martin,
Universitäts-Bibliotheks-Secretär zu Jena.

BIBLIOTECA PROVINCIALE NAPOLI

Mit 9 Illustrationen in Ton- und Schwarzdruck und 2 Karten.

BIBLIOTECA NAZIONALE VITTORIO EMANUELE NAPOLI

Jena,
Hermann Costenoble.
1873.

BIBLIOTECA PROVINCIALE
DI
NAPOLI

Vorwort.

Indem ich mein Buch dem Publikum übergebe, bin ich mir bewußt, daß manche Leſer, die eine genaue und wiſſenſchaftliche Darſtellung der Geographie und Geologie Patagoniens wünſchen, ſich getäuſcht ſehen werden; aber ich muß zu meiner Entſchuldigung ausdrücklich ſagen, daß ich unter den obwaltenden Umſtänden Inſtrumente nicht mit fortbringen und auch nicht ohne Gefahr anwenden konnte. Der Weg, den ich machte, wurde mit Hülfe eines Compaſſes ſo ſorgfältig als möglich aufgezeichnet; die beigegebene Karte iſt daher in ſo weit richtig und, wenn auch unvollſtändig, doch wenigſtens nicht aus der Phantaſie hervorgegangen. Anderen, die vielleicht gern aufregende abenteuerliche Geſchichten leſen oder hören möchten, wie der Reiſende oft nur mit knapper Noth davonkam — Dinge, die man gewöhnlich als bei einem Leben unter uncivilisirten Menſchen alltäglich vorfallend erzählt findet — kann ich nur die Hoffnung machen, daß die hier gegebene treue Darſtellung des Lebens, wie ich es ein ganzes Jahr hindurch mit den Indianern geführt habe, wenn ſie auch nicht gerade ſtarken Eindruck hervorbringt, doch wenigſtens dazu dienen wird, ſie in die Verhältniſſe der Tehuelchen ſo weit einzuweihen, daß ſie bei denſelben wirklich zu Hauſe ſind. Eine angenehmere Aufgabe iſt es für mich, den Männern, durch deren Beiſtand die Ergebniſſe meiner Reiſe nutzbar geworden ſind, meinen Dank auszuſprechen. Voran ſteht der ehrwürdige frühere Präſident der königlichen geographi-

ſchen Geſellſchaft zu London, Sir Roderick Murchiſon, der den Reiſenden nach ſeiner Rückkehr freundlich aufnahm und der genannten Geſellſchaft vorſtellte, was derſelbe dankbar anerkennt. Kaum geringer ſind meine Verbindlichkeiten gegen Clements Markham, Ritter des Bathordens, der ſeine unvergleichliche Kenntniß der früheren Geſchichte ſowohl als der Geographie von Südamerika mir zu freier Verfügung ſtellte, und gegen Dr. Hooker, Director der königlichen Gärten in Kew, für ſeinen gefälligen Beiſtand bei der Beſtimmung einiger der Pflanzen, die ich gefunden hatte, während ich Herrn Rubler beim mineralogiſchen Muſeum für das ſorgfältige Ordnen der verſchiedenen Geſteine und Mineralien, die ich geſammelt, verpflichtet bin. Endlich wird der Leſer mit mir es Herrn Zwecker Dank wiſſen, daß er aus rohen Umriſſen, die ich nur ſkizzenhaft in ein Taſchenbuch entworfen hatte, mit geſchickter Hand die lebhaften und treuen Abbildungen geſchaffen hat, welche die Landſchaft und das Leben in Patagonien ihm vor die Augen ſtellen.

G. C. Muſters.

Inhalt.

Seite

Einleitung 1

Erſtes Kapitel.

Von der Magalhães-Straße nach Santa Cruz.

Plan zur Reiſe. — Vorbereitungen. — Abfahrt von Stanley. — Die Magalhães-Straße. — Die erſten Fußtapfen in Patagonien. — Die Meerengen. — Punta Arena. — Commandante Viel. — Die Colonie. — Die Stadt. — Chiloten und Verbrecher. — Hülfsquellen. — Beſuch des Kohlenlagers. — Lieutenant Gallegos — Der Aufbruch. — Rio Chaunco — Die patagoniſchen Pampas. — Unſere Reiſegeſellſchaft. — Cabecera bel Mar. — Oazy-Hafen. — Eine unnütze Jagd. — Eine Nacht ohne Feuer. — Vulkaniſche Hügel. — Pampageſchichten. — Rio Gallegos. — Die erſten Indianer. — Sam Slick. — Rio Cuheyli. — Zuſammentreffen mit Tehuelchen. — Eine Caravane Frauen. — Engliſche Höflichkeit. — Wüſte. — Endlich Santa Cruz 7

Zweites Kapitel.

Santa Cruz.

Vorſtellung bei den Häuptlingen. — Orkeke. — Chiliſche Deſerteure. — — Die Anſiedelung. — Die Inſel Pabon. — Von der Natur gebotene Vortheile. — Die Miſſionsſtation. — Mr. Clarke. — Unſer Zirkel auf Pabon. — Expedition nach dem See Viedma. — Winterbeſchäftigungen. — Arbeit und Spiel — Caſimiro's Abenteuer. — Sein Charakter. — Ein Jagdausflug im Winter. — Ein Schneeſturm auf der Pampa. — Das Santa-Cruz-Thal. — Den Fluß hinauf. — Die nördlichen Hügel. — Pumas. — Teufelsaugen. — Eine Jagd zu Fuße. — Starke Kälte. — Die Deſerteure kommen wieder. — Reiſe nach dem indianiſchen Lager. — Erſte Nacht in einem Toldo. — Ein Pferd im Schlepptau. — Abſchied von Santa Cruz 41

Drittes Kapitel.

Der Rio Chico.

Seite

Abbruch des Lagers. — Ein müßiger Tag. — Haſtiger Aufbruch. — Eine Verlegenheit. — Allein auf der Pampa. — Wiedervereinigung. — Der Kau oder Toldo. — Die häusliche Einrichtung. — Die indianiſchen Stämme. — Drei Raçen. — Die Marſchordnung. — Die Jagd. — Das indianiſche Jagdgeſetz. — Die Kochkunſt der Tehuelchen. — Baſalthügel. — Ein indianiſcher Feſttag. — Mein erſter Tehuelche-Ball. — Frau Orkele fällt vom Pferde. — Uebergang über den Rio Chico. — Eine Schlacht. — Cuaſtro's Tod. — Gefahrvolle Zeiten. — Die Verſchwörung der Chilier. — Obſidian-Ebene und Paß. — Die erſten Strauß-Eier. — Amakaken. — Das Steinheben. — Das Teufelsland. — Der Gotteshügel. — Condore und das Mittagsmahl. — Sonnenaufgang auf der Cordillera. — Der Vorbote der Peſt. — Gelgel-Aik. — Wie ich mich dem Eheſtand entzog. — Téle. — Die Augen der Wüſte. — Yaiken-Kaimak. — Vorbereitungen zum Kriege. — Ein zweiter Kampf. — Waſſertiger. — Indianiſche Banditen. — Eiſenerze. — Der Schiffsfelſen. — Der Barſchſang. — Appleykaik. — Caſimiro's Flucht. — Ankunft in Henno 71

Viertes Kapitel.

Von Hennokaik nach Teckel.

Das Bewillkommnungs-Ceremoniell. — Hinchel's Indianer. — Tehuelchen und Araucanos. — Jackechan und der Chupat-Stamm. — Meine Prüfung. — Das Lager in Henno. — Friedliche Beſchäftigungen. — Der älteſte Einwohner. — Chiriq. — Die verborgenen Städte. — Sagen aus der Neuzeit. — Geheimniſſe der Cordillera. — Los Ceſares. — La Ciudad Encantada. — Ihre Lage. — Die indianiſchen Ceſares. — Das Guanaco. — Der patagoniſche Strauß. — Die Umgegend von Chiriq. — Pferderennen. — Die indianiſchen Pferde. — Die indianiſchen Hunde. — Der Hund und der Verliebte. — Sehnenflechten. — Der Windhügel. — Von Feuer umringt. — Die jungen Guanacos. — Es kommt Grog an. — Nachrichten von Santa Cruz. — Gift. — Eine romantiſche Landſchaft. — Eine angenehme Umgegend. — Ein zauberhaftes Thal. — Der Reiſende bändigt ein Pferd. — Weibliche Neugierde. — Das Land der wilden Rinder. — Die Wälder der Cordillera. — Die Waſſerſcheide. — Im Gebirge. — Wildwachſende Blumen. — Ein Stiergefecht. — Der Bulle bleibt Sieger. — Kein Weihnachtsfleiſch. — Teckel. — Umquartierun 118

Fünftes Kapitel.

Sitten und Gebräuche der Tehuelchen.

Patagoniſche Rieſen. — Ein weiter Spaziergang. — Kraft und gute Laune. — Schöner Haarwuchs. — Coquetterie der Tehuelchinnen. — Kleidung der Männer und Frauen. — Schmuckſachen und Schönheitsmittel. — Toilette und Bad. — Waffen und Geräthe. — Alte Bolas und Pfeile. —

Seite

Sättel und Zäume. — Silberſchmiede. — Die Verfertigung der Mäntel. — Frauenarbeit. — Koſt und Kochkunſt. — Tabakrauchen. — Kartenſpiel. — Ballſpiel. — Ceremonien bei der Geburt. — Kindheit. — Ehe. — Leichengebräuche. — Religion. — Dämonen und Doctoren. — Hexerei und Vorzeichen. — Heilkunde. — Bevölkerung und Politik. — Etikette. — Charakter der Tehuelchen. — Natürliche Liebe. — Rath für Reiſende . 169

Sechſtes Kapitel.

Von Teckel nach Geylum.

Caſimiro's Haushalt. — Carge-kaik. — Quintuhual's Sohn. — Woolkein. — Rebhühner. — Zuſammenkunft mit den Araucaniern. — Der Cacique Quintuhual. — Esgel-kaik. — Araucaniſche Schönheiten. — Gelegenheit nach der Colonie Chupat. — Diplaik. — Calfiçura's Kriegserklärung. — Die Tehuelchen lernen fiſchen. — Meine indianiſchen Verwandten. — Waldſtreifereien. — Ein indianiſches Paradies. — Der obere Chupat. — Cuſchamon. — Das Verlieren der Pferde. — Amtsverrichtungen. — Botſchaft von Las Manzanas. — Das Branntweinſegnen. — Caſimiro beranſcht. — Foyel's Lager. — Großes Parlemento. — Foyel's Abſichten. — Gatſchen-kaik. — Ankunft in Geylum 202

Siebentes Kapitel.

Las Manzanas.

Ein Dieb ertappt. — Fräulein Foyel. — Aufbruch nach Las Manzanas. — Erſter Anblick der Aepfelhaine. — Vorzeichen von Krieg. — Inacayal's Tolderia. — Uebergang über den Rio Limay. — Mr. Cox's Schiffbruch. — Lenketrou's Einfall. — Eine unruhige Nacht. — Die Tapferkeit meiner Vettern. — Cheeoque der Große. — Ein berittenes Parlemento. — Aepfel und Piñonen. — Graviel's Wahnſinn. — Las Manzanas. — Cheoequ'e's Palaſt. — Die Zechgelage und Luſtbarkeiten. — Fehden zwiſchen den Häuptlingen. — Die Picunchen und die nach Valdivia führenden Päſſe. — Handel und Politik. — Calfiçura's Einfall in Bahia Blanca. — Friedensbeſchlüſſe. — Ein großartiges Bankett. — Cheoeque's Macht. — Araucaniſche Sitten und Gebräuche. — Abſchiedsgeſchenke. — Einladung, wiederzukommen. — Orkeke's Großmuth. — Rückkehr nach Geylum. — Ausbruch einer epidemiſchen Krankheit. — Mein kleiner Page. — Abreiſe von Geylum 232

Achtes Kapitel.

Von Geylum nach Patagones.

Ein Lager voll Kranke. — Der vulkaniſche Hügel Oerroè. — Crimè's Sterbebett. — Graviel's Beförderung. — Der brennende Erdboden. — Heiße Quellen. — Ein Kampf mit dem Gualichu. — Ein wirklicher Kampf. — Ein Soda-See. — Das Lager in Telck. — Der Doctor hat Unglück. — Ein gefälliger Strauß. — Zum Chaſqui ernannt. — Trübſale des Pampalebens. — Eine ſchlechte Zeit. — Die Ebenen von Margenſcho. —

Seite

Caſimiro's Mißtrauen. — Der Doctor und das kranke Kind. — Die Pflichten eines Boten. — Abreiſe der Chaſquis. — Die Reiſe geht eilig. — Die gepflaſterten Pampas. — Ein idealer Bandit. — Ein Brief aus der Chupat-Colonie. — Trinita. — Teneforo's Pampas-Indianer. — Champayo's Großmuth. — Ein Morgentrunk. — Abreiſe von Trinita. — Balchita. — Die Schweinsſtraße. — Wilde Pferde. — Die Traveſta. — Die Grenze der patagoniſchen Fauna und Flora. — Der erſte Blick auf den Rio Negro. — Sauce Blanco. — Die Guardia. — San Xaviel. — Ritt nach Patagones. — Señor Murga. — Walliſiſche Gaſtfreundſchaft. — Endlich unter Freunden 262

Neuntes Kapitel.

Die Rio Negro-Anſiedelungen.

Patagones oder die alte Stadt Carmen. — Das Fort und die Gebäude. — Die ſüdliche Stadt. — Die engliſche Miſſion. — Die Beſtandtheile der Bevölkerung. — Die Neger. — Die Verbrecher. — Geſetzloſer Zuſtand des geſellſchaftlichen Lebens. — Der Gottesacker. — Die frühere Geſchichte der Colonie. — Eine gelungene Kriegsliſt. — Villarino's Fahrt den Fluß hinauf. — Roſas' Feldzug. — Die Inſel Choelechel. — La Guardia Chica. — Die Eſtancia der Herren Kincaid. — Alte indianiſche Gräber. — Feuerſteinwaffen. — Der Schäfer und die Pumas. — Die Eſtancia San André. — Die Indianer und die Coloniſten. — Calficura's Einfall. — Die Angriffsweiſe der Indianer. — Die zahmen Indianer. — Anſicht des Thales. — Der Handel von Patagones. — Fruchtbarkeit des Bodens. — Der Rio Negro-Wein. — Der Waidmann. — Rath für Auswanderer. — Verhandlung mit Oberſt Murga. — Die von der Regierung den Häuptlingen bewilligten Gehalte und Gaben. — Caſimiro tritt wieder auf. — Die Tehuelchen in der Stadt. — Abſchied der Tehuelchen. — Das walliſiſche Utopien. — Das geſellige Leben in Patagones. — Endlich das Dampfſchiff. — Geſtrandet. — Der Lootſe. — Pat Sweeny. — Abſchied von Patagonien 305

Erſter Anhang.

Kurzes Verzeichniß von Wörtern aus der Tſoneca-Sprache, wie die nördlichen Tehuelchen ſie ſprechen 338

Zweiter Anhang.

Die Körpergröße der Patagonier nach den Zeugniſſen der auf einander folgenden Reiſenden 342

Verzeichniss der Illustrationen und Karten.

		Seite
1.	Wáki erlegt einen Puma. Titelkupfer. (Vergl. S. 82.)	
2.	Station auf der Insel Pabon im Rio Santa Cruz	45
3.	Guanaco- und Straußjagd im Rio Chico-Thale	73
4.	Abzug aus dem Lager am Môwaisch oder Fensterhügel	85
5.	Bewillkommnungsceremonie zwischen Tehuelchen und Araucaniern	119
6.	Ein wilder Bulle in der Cordillera	164
7.	Reiseroute vom 8. October bis 29. December 1870 und muthmaßlicher Lauf des Sengelflusses	168
8.	Waffen und Geräthe der Tehuelchen	180
9.	Das „hübsche Haus" und Tanz	189
10.	Uebergang über den Rio Limay	238
11.	Karte von Patagonien	am Ende

Einleitung.

Vor dreihundert und fünfzig Jahren ankerte der große Seefahrer Magalhães in einem Hafen an der Oſtküſte eines unbekannten Landes: es war ein Theil des großen ſüdamerikaniſchen Feſtlandes, dem er den Namen St. Julian gab. Von dieſem Punkte aus erforſchte der Lootſe Serrano die Küſte nach Süden hin und entdeckte einen Fluß, den er Santa Cruz nannte. In der Nähe der Mündung ſcheiterte ſein Schiff, und die Rippen deſſelben blieben auf den Felſen liegen; es war das erſte in der langen Reihe Fahrzeuge, die an jener ſteilen Küſte untergingen: einer Küſte, die von der Mündung des Rio Negro bis zu der Magalhães-Straße nur einen oder zwei ſichere Hafen bietet, während unter dem Waſſer liegende Riffe, wüthende Stürme, ſtarke Gezeiten, Meeresſtröme und Waſſerfälle ſich vereinigen, um ſie faſt zu der gefährlichſten zu machen, welche die Seefahrer kennen.

Magalhães blieb im Port St. Julian und Santa Cruz vom April bis zum October 1520; dann ſegelte er ſüdwärts und entdeckte die Straße, die ſeinen Namen führt. Zwei Monate nach ſeiner Ankunft im Port St. Julian erſchien am Meeresſtrande ein Mann von rieſenhafter Größe, „umfänglicher und länger als der größte Mann Caſtiliens". Später kamen achtzehn Eingeborne, in Mäntel von Fellen und Schuhe von Guanaco-Haut gekleidet, die gewaltig große Fußtapfen machten; ſie wurden deshalb von den Spaniern Patagonés oder „Großfüße" genannt, und ſo iſt aus einem Spitznamen der Name des Landes, Patagonien, entſtanden. Dieſe Männer führten Bogen und Pfeile und hatten vier junge Guanacos bei ſich, mit welchen ſie die wilden in die

Schußweite lockten. Zwei junge Männer wurden hinterliſtiger Weiſe ergriffen und heulend und ihren Gott Setebos anrufend fortgeſchafft. Die Eingebornen nahmen natürlich dieſe Erwiederung ihrer zuvorkommenden Freundlichkeit übel, griffen ein ihnen nachgeſandtes Streiſcorps an und tödteten einen Spanier mit ihren Pfeilen. Man ſah jedoch genug von ihnen, um Pigaſetta in den Stand zu ſetzen, einige Einzelheiten mitzutheilen. „Ihre Zelte waren leicht bewegliche, mit Fellen bedeckte Gerüſte; ihre Geſichter waren gemalt; ſie waren ſchnell zu Fuße, hatten Werkzeuge von ſcharfkantigen Feuerſteinen und aßen ihr Fleiſch faſt roh.“

Daß die erſte Kunde von Patagonien in England durch Pigaſetta's Schilderung verbreitet wurde, läßt ſich aus Caliban's Worten in Shakeſpeare's „Sturm“ vermuthen: „Seine Macht bezwänge wohl meiner Mutter Gott, den Setebos;“ aber erſt 1578 wurde das neu entdeckte Land von Engländern beſucht.

In jenem Jahre ankerte Sir Francis Drake in der Seehunds-Bai — wahrſcheinlich ein wenig ſüdlich vom Port Deſire — und ſah mehrere Indianer. Sein Schiffsprediger erzählt, wie ſie die Strauße beſchleichen: „Sie haben auf einem langen Stabe einen Buſch von Straußfedern, der ſo groß iſt, daß ſich ein Mann dahinter verſtecken kann; mit dieſem beſchleichen ſie die Strauße.“ Ferner ſagt er: „Sie wollten mit unſerer Geſellſchaft in keinen Verkehr treten, bis ihr Gott „Settaboth“ es ihnen erlaubte. Sie ſchneiden ſich das Haar nie ab, ſondern machen es zum Behälter für Alles, was ſie bei ſich tragen — zum Köcher für die Pfeile, zur Scheide für die Meſſer, zum Etui für die Zahnſtocher, zur Schachtel für die Feuerzeugſtäbe und zu allem Möglichen; ſie tanzen ſehr gern und haben dabei Klappern um den Leib; ſie haben reinliche, anmuthige und ſtarke Körper, ſind ſchnellfüßig, ſehr gewandt, überhaupt ein ſtattliches und lebhaftes Volk. Magalhães hatte nicht ganz Unrecht, wenn er ſie Rieſen nannte, doch ſind ſie nicht länger, als manche Engländer.“ Drake beſuchte dann Port St. Julian, und merkwürdig genug, wie Magalhães an dieſer Stelle zwei ſeiner Capitaine, die Meuterei anſtifteten, hinrichtete und einen dritten an der Küſte ausſetzte, ſo wurde dieſer Hafen der Schauplatz der Hinrichtung Mr. Doughty's, der ſich lieber enthaupten als auf den Strand ſetzen ließ. Im folgenden Jahre wurde Sarmiento von Callão abgeſandt, um den kühnen Eng-

länder in der Magalhães-Straße zu suchen. Er sah Eingeborne, die ihr Wild zu Pferde jagten und es mit Bolas (oder Wurfkugeln) niedermachten. Nur fünfzig Jahre waren verflossen, seitdem die Spanier des Rio de la Plata die Pferde eingeführt hatten, und schon waren die Indianer im fernen Süden Reiter geworden und schienen ihre Bogen und Pfeile mit den Bolas vertauscht zu haben.

Im Jahre 1581 wurde Sarmiento mit 2500 Mann von Spanien abgesandt, um in der Magalhães-Straße neue Colonien zu gründen. Er ließ zu einer Ansiedelung vierhundert Männer und dreißig Frauen dort zurück und versah sie auf acht Monate mit Lebensmitteln. Auf dem Heimwege wurde sein Schiff von den Engländern genommen, und die unglücklichen Colonisten wurden von ihrer Regierung ganz vergessen und vernachlässigt.

Fünf Jahre später ankerte Thomas Cavendish in einer Bai südlich von St. Julian, die er Port Desire nannte, und die den Namen seines kleinen Schiffes von 120 Tonnen verewigt. Hier griffen die Eingebornen seine Leute mit Bogen und Pfeilen an. Als er die Magalhães-Straße besuchte, kam er in die Ansiedelung und fand nur noch zwölf Männer und drei Frauen am Leben; die Uebrigen waren durch langsamen Hungertod und Krankheit umgekommen, und der Name Port Famine (oder Hunger-Hafen), den er dem Orte gab, erinnert noch immer an das traurige Schicksal dieser unglücklichen Colonisten.

Auf seiner nächsten Reise, im Jahre 1591, starb Cavendish; aber John Davis besuchte zweimal Port Desire und erforschte den Fluß zwanzig englische Meilen weit. Während seines Aufenthaltes besuchten gegen 1000 Eingeborne die Fremdlinge, und Knyvet schildert sie als funfzehn bis sechzehn Spannen hoch.

Die Besuche Van Noort's und Schouten's wollen wir übergehen. Unter der Regierung Karl's des Zweiten nahm Sir John Narborough im Namen des Königs Besitz von dem Lande in der Nähe von Port Desire. Man sah nur wenige Eingeborne, und der Steuermann, Mr. Wood, behauptete prahlerisch, er sei länger als sie alle.

Im achtzehnten Jahrhunderte besuchten Byron und Wallis nach einander die Küsten Patagoniens und schlossen Freundschaft mit den Eingebornen, deren Höhe, wie man fand, 5 Fuß 10 Zoll bis 6 Fuß betrug, während einige fast 7 Fuß hoch waren.

Im Jahre 1774 veröffentlichte der Jesuit Pater Falkner sein Werk über Patagonien. Es enthält Alles, was er und die übrigen Jesuiten-Missionäre, die an der westlichen und nördlichen Grenze festen Fuß zu fassen versuchten, an Auskunft sich verschafft hatten. Was er über die Tehuelchen oder Tjoneca-Indianer sagt, entstammte offenbar persönlichem Verkehr mit ihnen; was er aber von der Topographie ihres Landes weiß, scheint er aus den Berichten Anderer entnommen zu haben. Durch dieses Werk, das großes Aufsehen machte, wurde die eifersüchtige Furcht der spanischen Regierung erregt; sie sandte daher eiligst eine Expedition ab, um an der Küste Patagoniens Ansiedelungen zu gründen.

Von den Gebrüdern Viedma, welche die Expedition befehligten, gründete Francisco Carmen an der Mündung des Rio Negro, und Antonio, der zuerst Port Desire in's Auge gefaßt hatte, entschied sich endlich für Port St. Julian und legte dort den Grund zu einer zweiten Colonie. Von da aus unternahm er die erste Forschungsreise in das Innere, um Bauholz zu suchen, und erreichte auf derselben den großen See am Fuße der Cordillera, aus welchem der Rio Santa Cruz entspringt. An der Küste sowohl als im Innern waren die Indianer sehr freundlich gegen ihn und leisteten ihm vielen Beistand; er faßte daher eine höchst günstige Meinung von ihnen.

Unter seines Bruders Auspicien fuhr Villarino den Rio Negro bis an das Gebirge hinauf. Wir werden auf diese Expedition an geeigneter Stelle Bezug nehmen.

Bis zu der Vermessung, die von Fitzroy und Darwin auf dem „Beagle" so geschickt ausgeführt und so vortrefflich beschrieben wurde, erhielt man über das Innere Patagoniens keine weitere Kenntniß. Bei jener Vermessung setzte die zweihundert Meilen weite Fahrt den Fluß Santa Cruz hinauf Darwin in den Stand, die merkwürdigen Formationen zu beobachten, die er in seinem Werke über die Geologie Süd-Amerikas so trefflich dargestellt hat.

Diese kurze und doch vielleicht langweilige Uebersicht sollte nur zeigen, daß, wenn auch die Küsten Patagoniens erforscht und vermessen wurden, doch das Innere des Landes, obgleich die Expeditionen Viedma's und Fitzroy's in dasselbe eindrangen, bis in die jüngste Zeit noch immer fast unbekannt blieb. Mit den Bewohnern desselben, den Tehuelchen, hatte man oft verkehrt, ihre Körpergröße aufgezeichnet und ihre freundschaftliche Gesinnung ge-

rühmt; ihre eigentliche Lebensweise aber, während sie das Land durchwanderten, und ihre Verwandtschaft mit oder Verschiedenheit von den Araucanischen oder Pampas-Indianern waren fast ein ebenso großes Geheimniß geblieben, wie sie es im vorigen Jahrhunderte waren.

In den letzten dreißig Jahren haben die Regierungen von Chili und von Buenos Ayres Neigung gezeigt, den Besitz der Küste zu beanspruchen. Die erste suchte von der Magalhães-Straße, die letztere von Patagones her vorzurücken, und die Eingebornen haben die Herrschaft beider Regierungen, wenn die eine oder andere sich zufällig im nördlichen oder südlichen Theile befand, anerkannt. Auch unsere Missionäre haben einige Versuche gemacht, die Patagonier zu unterrichten und zur christlichen Religion zu bekehren, und wenn auch diese Versuche sich nothwendigerweise auf die Küste beschränkten, so hat doch Mr. Schmid's Aufenthalt bei den Tehuelchen sowohl in ihrer freundschaftlichen Gesinnung als in dem dauernden Zeugnisse des von ihm veröffentlichten kleinen Wörterbuches der Tsoneca-Sprache bleibende Früchte getragen. Und der Verkehr der genannten Indianer mit Argentinen und Chilienn und besonders mit englischen Officieren, Seehundsfängern und Missionären, die Einer nach dem Andern folgten und die Alle für ihren Charakter ein günstiges Zeugniß abgelegt haben, hat dazu beigetragen, daß sie zugänglicher geworden sind und die Ausländer kennen gelernt haben, und in dieser Hinsicht weiß ich, daß ein Reisender, der die freundschaftliche Gesinnung der Eingebornen gegen Fremde und besonders gegen Engländer aus Erfahrung kennen gelernt hat, Allen denjenigen, die, wie ich erwähnt habe, mir vorangegangen sind, eine kurze Erinnerung schuldig ist.

Während ich damit beschäftigt war, mein Buch zum Druck vorzubereiten, hatte ich Gelegenheit, das Werk M. Guinnard's durchzulesen, das zuerst in französischer Sprache veröffentlicht und kürzlich unter dem Titel „Three Years' Slavery among the Patagonians“ [1]) dem englischen Publikum in einer geistvollen Uebersetzung dargeboten wurde. Der Name Patagonier zog mich nothwendigerweise an, aber zu meiner großen Ueberraschung kam ich, nachdem ich das Buch sorgfältig durchgelesen hatte, zu der festen Ueberzeugung, daß die persönlichen Erfahrungen des Verfassers

[1]) „Eine dreijährige Sklaverei unter den Patagoniern.“

ſich ganz und gar auf die Pampas-Indianer nördlich vom Rio Negro beſchränkten. Aus Allem, was er ſelbſt ſagt und nicht ſagt, geht ganz deutlich hervor, daß er von keinem ſeiner der Reihe nach folgenden Herren über dieſen Fluß, den er (S. 40.) klar und richtig als die nördliche Grenze Patagoniens bezeichnet, hinüber geführt wurde. Der Name Patagonier iſt daher ganz falſch, und die ſonderbare Erzählung von den „Tchéouelchen" oder Fuß-Nomaden (S. 72—73.), die ſich in Seehundsfelle kleiden, gewöhnlich von Fiſchen leben und buchſtäblich keine Pferde haben, läßt ſich auf keinen einzigen Stamm öſtlich von der Cordillera anwenden; die Fuegier (oder Feuerländer) ſind das einzige Volk, bei dem ſich von den charakteriſtiſchen Gewohnheiten, welche dieſem ſogenannten patagoniſchen Stamme beigelegt werden, Etwas findet.

Man wird hoffentlich nicht denken, daß ich gern die Richtigkeit der Schilderung in Zweifel ziehen möchte, die M. Guinnard von den Beſchwerden, die er in ſeiner Gefangenſchaft ertragen hat, oder von den Sitten der Indianer gibt, in deren Hände er fiel; denn davon kann ich Vieles beſtätigen; aber es iſt zu bedauern, daß er, wahrſcheinlich durch Andere, verleitet wurde, die Pampas-Indianer, die dem Lande, der Raçe, der Sprache und dem Charakter nach von den Tehuelchen Patagoniens ganz verſchieden ſind, unter dem Namen Patagonier zu beſchreiben.

Erſtes Kapitel.

Von der Magalhães-Straße nach Santa Cruz.

Plan zur Reiſe. — Vorbereitungen. — Abfahrt von Stanley. — Die Magalhães-Straße. — Die erſten Fußtapfen in Patagonien. — Die Meerengen. — Punta Arena. — Commandante Viel. — Die Colonie. — Die Stadt. — Chiloten und Verbrecher. — Hülfsquellen. — Beſuch des Kohlenlagers. — Lieutenant Gallegos. — Der Aufbruch. — Rio Chaunco. — Die patagoniſchen Pampas. — Unſere Reiſegeſellſchaft. — Cabecera del Mar. — Oazy-Hafen. — Eine unnütze Jagd. — Eine Nacht ohne Feuer. — Vulkaniſche Hügel. — Pampageſchichten. — Rio Gallegos. — Die erſten Indianer. — Sam Slick. — Rio Cuheyli. — Zuſammentreffen mit Tehuelchen. — Eine Caravane Frauen. — Engliſche Höflichkeit. — Wüſte. — Endlich Santa Cruz.

Im April 1869 führte mich der Zufall in unſere entlegene Colonie auf den Falklands-Inſeln. Mein Zweck war, von da nach Buenos Ayres hinüberzufahren, um dort einige Geſchäfte abzumachen. Während meines Aufenthaltes in der Colonie bildete die Küſte Patagoniens, mit deren Vermeſſung damals Ihrer Majeſtät Schiff „Naſſau" beſchäftigt war, häufig den Gegenſtand der Unterhaltung. Ich hatte früher, als ich an der Südoſtküſte Amerikas ſtationirt war, mit Vergnügen Mr. Darwin's Werk über Süd-Amerika ſowohl als Fitzroy's vortreffliche Beſchreibung der Reiſe des „Beagle" geleſen und hatte ſeitdem immer ein ſtarkes Verlangen getragen, wo möglich in das wenig bekannte Innere des Landes einzudringen. Jetzt endlich ſchien eine günſtige Gelegenheit zur Ausführung des lange gehegten Planes, das Land von Punta Arena aus bis an den Rio Negro, Valdivia oder ſelbſt bis Buenos Ayres zu durchreiſen, gekommen zu ſein. Was ich von dem Charakter der Tehuelchen und von dem herrlichen Ver-

gnügen der Guanaco-Jagd erzählen hörte, welch letztere von einem Seemanne, Sam Bonner, der viel an der Küste gewesen war und in der Station Santa Cruz gewohnt hatte, ausführlich und malerisch geschildert wurde, das machte Alles mehr als je in mir den Wunsch rege, meinen Plan zu verfolgen, und da ich mit der spanischen Sprache, die viele der Indianer gut verstehen, leidlich bekannt war, so schien es mir möglich, wenn ich mich der einen oder andern ihrer wandernden Horden anschließen konnte, das Land in Sicherheit zu durchreisen. Ich rührte mich daher, um zu erfahren, auf welche Weise ich am besten eine derartige Empfehlung an die Indianer erhalten könnte, daß ich voraussichtlich ihrer Zustimmung sicher war. Zu diesem Zwecke leistete mir Mr. Dean in Stanley den wesentlichsten Beistand. Er war so freundlich, mich mit Empfehlungsbriefen an Capitain Luiz Piedra Buena, einen in Stanley wohlbekannten einsichtsvollen Argentinen, zu versehen. Don Luiz war der Eigenthümer eines Schooners, in welchem er den Seehundsfang an der Küste betrieb, und besaß auch ein Handelsgeschäft auf Middle Island, einer Insel im Flusse Santa Cruz. Mr. Dean meinte, ich würde ihn sicherlich in der Magalhães-Straße treffen, und er werde gern seinen Einfluß bei den Indianern aufbieten, um mir die Ausführung meines Reiseplanes zu ermöglichen. Außerdem erhielt ich noch Creditbriefe an die Firma der Herren Aguirre und Murga in Patagones oder, wie es in Stanley gewöhnlich genannt wird, in Rio Negro.

So mit Beglaubigungsschreiben bewaffnet, mit einem Mantel von Guanaco-Fell ausgestattet und mit Lazo (oder Fangschnur) und Bolas versehen, benutzte ich das Anerbieten eines alten Freundes, der nach der Westküste fahren und mich bis in die Magalhães-Straße mitnehmen wollte.

In der ersten Woche des April segelten wir von Stanley ab und ankerten nach einer stürmischen Fahrt von elf Tagen in der Possession-Bai, gerade innerhalb des Einganges in die Magalhães-Straße, um auf den Wechsel der Gezeiten zu warten. Bei der außerordentlichen Geschwindigkeit, mit welcher in diesen Meerengen die Gezeiten ebben und fluthen, ist es für jedes Schiff, das nicht große Dampfkraft besitzt, unmöglich weiter zu fahren, wenn die Gezeit nicht günstig ist. Der erste Anblick, den uns die Straße bot, machte auf mich keinen günstigen Eindruck. Die Ufer sahen auf beiden Seiten bleich und kahl aus, obgleich man weit nach Süd

und West die Berge der Tierra del Fuego (oder des Feuerlandes) deutlich sehen konnte. Da wir früh am Nachmittag ankerten, so wurde der Vorschlag gemacht, die Küste Patagoniens zu besuchen. Es fand sich schnell eine Gesellschaft Freiwilliger zusammen und war — zum Zweck der Jagd und im Fall der Noth zur Selbstvertheidigung gut mit Gewehren und anderen Waffen versehen — bald im Boote. Da gerade Ebbe war, so konnten wir in Folge des seichten Wassers das Ufer nicht erreichen; wir mußten daher gegen zwei- bis dreihundert Meter über Lager scharfkantiger Muscheln waten und befanden uns, nachdem wir die steile Klippe erklettert hatten, am Rande einer kahlen Ebene, auf der von lebenden Wesen keine Spur sich zeigte.

Nachdem wir eine Strecke gegangen waren, kamen wir an den Rand einer Wasserrinne, die nach der Küste hinablief. Dort fanden wir ein zerrissenes todtes Guanaco; wir blieben daher stehen, um das Thier, das die Meisten von uns nicht kannten, genauer anzusehen. Unsere Betrachtungen über die merkwürdige Bastardform des wunderlich aussehenden „Kameel-Schafes" nahmen ein Ende, als wir dicht dabei die frischen Fußtapfen eines Puma entdeckten. Wir gingen ihnen begierig nach, in der Hoffnung, eine kleine Unterhaltung zu bekommen; nachdem wir jedoch eine Zeit lang vergebens gesucht hatten, wurde es uns langweilig; wir gaben daher die Verfolgung auf, setzten unsere Streiferei wieder fort und wanderten durch hohes, grobes Gras und hier und da zerstreut stehende dornige Büsche dahin; um die Eintönigkeit zu unterbrechen, schossen manche von den Jägern dann und wann nach einer Schnepfe. Der Tag war sehr schön, die Wärme des hellen Sonnenscheines wurde durch einen Wind gemäßigt, der gerade kühl genug war, um einen Spaziergang angenehm zu machen, und Jedermann sagte, das patagonische Klima sei anmuthig. Während wir über ein Stückchen holprigen Terrains gingen, sprang zu unserer größten Bestürzung und Freude unser lieber Puma aus einem Busche heraus; aber die erste Ueberraschung war so groß, daß die günstige Gelegenheit, ihm einen Schuß aus weiter Entfernung beizubringen, verloren ging. Fort jagten wir Alle, ihm nach, in der Hoffnung, von einer naheliegenden kleinen Anhöhe aus ihn im Auge behalten zu können, und nach tüchtigem Laufen gelang es Zweien von uns, ihn irgendwo nahe am Rande der Klippen zu sehen. Sie wurden hauptsächlich von einem Stäuber

geleitet, der, wie es schien, ebenfalls gern sehen wollte, wie es der wilden Katze ergehen werde. An der Klippe angekommen, bemerkte ein Seemann die Fährten des Puma auf dem weichen Thone des steilen Abhanges; bald darauf entdeckte er ihn in einem gerade unten befindlichen Loche oder einer kleinen Höhle und verkündigte seine Entdeckung durch den Ausruf: „Da ist er!" Gleichzeitig stach er mit dem Stocke, mit dem er ihn aufgestöbert, beinahe in den Rachen des „Löwen", der unsern Hund gestellt hatte und eben im Begriff schien, auf ihn loszuspringen. Es wurden rasch hinter einander zwei Schüsse abgefeuert, aber dem Anschein nach ohne Erfolg; denn er setzte seinen Rückzug durch und bot uns dabei, während er in großen Sätzen längs dem Strande davonsprang, einen schönen Anblick dar. Er wurde natürlich verfolgt; da aber die Nacht herannahte, so gelang es uns nicht, eine Gelegenheit zu finden, dieses Exemplar des Katzengeschlechts näher kennen zu lernen. Wir traten daher unsern Rückweg nach dem Schiffe an, nachdem wir erst noch ein Paar Schüsse in die zahlreichen Flüge von Austerfischern und Seeraben abgefeuert, die auf den Felsen und um die Klippen herum ihre Wohnsitze hatten. Die Zahl dieser und anderer Seevögel war unberechenbar; die vielen Muschellager versorgen sie beständig mit Nahrung.

Am nächsten Morgen lichteten wir die Anker und segelten mit der Fluth ab; wir durchliefen die Meerenge mit einer Schnelligkeit von achtzehn englischen Meilen in der Stunde. Die Landschaft auf der nördlichen Seite der Straße bot wenig Abwechselung, bis wir die Barrancas de San Gregorio, eine Kette von etwas malerischen Hügeln, sahen, die nahe am nördlichen Ufer der Bai desselben Namens sich erheben und in östlicher Richtung sich einige Meilen weit hinziehen. Auf der südlichen oder Fuegischen Seite der Straße war das Land von der Küste aus eine Strecke weit niedrig und glich dem nördlichen Ufer, aber im Hintergrunde waren hohe Berge zu sehen. Nachdem wir durch die zweite Meerenge hindurch waren, brachte eine etwa zweistündige Fahrt mit der Fluth und einer tüchtigen Dampfkraft uns der „Insel San Isabel" oder Elisabeth-Insel gegenüber; als wir an dieser vorüber waren, kamen die schneebedeckten Spitzen des Berges Sarmiento im südlichen Theile des Feuerlandes zum Vorschein; sie schienen, neunzig englische Meilen, wenn nicht noch weiter, entfernt, aus dem Wasser emporzusteigen. Wir dampften der Küste entlang

durch zahlreiche Stellen mit dem charakteriſtiſchen Kelp oder Salzkraut, einer Art Seegras, das unſere Aufmerkſamkeit auf's ſtärkſte feſſelte, indem es ſich an die Schraube hing und das Schiff ungefähr eine Stunde lang feſthielt, als ob es geankert wäre, paſſirten dabei Cap Negro und erblickten nun eine ganz andere Landſchaft. Anſtatt wellenförmiger Ebenen ſah man dicht bewaldete Hügel; am Fuße des einen derſelben ſprengten auf einem Stück niedrig gelegenen platten Terrains viele in buntfarbige Ponchos gekleidete Reiter umher.

Es war der Sonntag-Nachmittag, der in allen ſpaniſch-ſüdamerikaniſchen Ländern ein Galatag iſt und mehr oder weniger dem Pferderennen gewidmet wird. Der Anblick eines Dampfers ſchien jedoch die Urſache einer Zerſtreuung zu werden, und es folgte in der That ein allgemeines Rennen nach der Anſiedelung; dem Anſchein nach waren Alle begierig, etwas Neues oder Ungewöhnliches zu ſehen. Der Anker ward bald ausgeworfen in der Nähe eines amerikaniſchen Schooners, welcher der Sandſpitze gegenüber lag, von der die chiliſche Anſiedelung Punta Arena ihren Namen hat.

Von der „Naſſau", die damals mit der Vermeſſung der Straße beſchäftigt war, und die wir an dieſem Ankerplatz hatten zu finden gehofft, war nichts zu ſehen; von dem chiliſchen Officier jedoch, der eilig auf unſer Schiff kam, erfuhren wir, daß ſie ein Paar Tage vor unſerer Ankunft nach Weſten hin geſegelt ſei und ihre Rückkehr jeden Augenblick erwartet werde. Die Ergebniſſe der ſorgfältigen Beobachtungen, die Mr. Cunningham in Bezug auf die Landſchaft und Naturgeſchichte der Straße gemacht hat, ſind bereits erſchienen, während das vorliegende Buch zum Druck vorbereitet wurde, und ich freue mich, diejenigen Leſer, die mehr wiſſenſchaftliche Mittheilungen über die Botanik und Zoologie, wenigſtens Süd-Patagoniens, wünſchen, als ich zu geben im Stande war, auf ſein Werk verweiſen zu können.

Der Zweck, den ich hatte, indem ich Punta Arena beſuchte, war, von da mit den Indianern oder auf welche Weiſe es ſonſt ſich als thunlich erweiſen möchte, nach Santa Cruz zu gehen; doch war es mir keineswegs klar, wie dieſer Zweck erreicht werden ſollte. Es war mir daher eine große Erleichterung, als ich von dem chiliſchen Lieutenant erfuhr, daß der Gouverneur ſoeben eine kleine Expedition nach Santa Cruz abſenden wolle, um einige De-

ſerteure, die in der Colonie ihre Strafzeit dienten und wieder davongelaufen waren, zu verfolgen. Er meinte, der Commandante werde mir ohne Zweifel die Erlaubniß geben, dieſes Streifcorps zu begleiten; ich ging daher ohne Verzug mit ihm an's Land und wurde dem Commandante Señor Viel vorgeſtellt.

Der Commandante ging mit der größten Zuvorkommenheit und Artigkeit auf meine Pläne ein; er gab nicht nur ſofort mir die Erlaubniß, das Streifcorps zu begleiten, ſondern bot auch ungebeten mir die Benutzung eines Pferdes an und ſagte, um die Verpflegung unterwegs ſolle ich mir keine Sorge machen. Es war jedoch möglich, daß die Deſerteure in den Pampas eingeholt wurden; in dieſem Falle kehrte das Streifcorps zurück, ohne bis nach Santa Cruz zu gehen; er rieth mir daher, mich der Dienſte eines Mannes zu verſichern, der den Weg kannte und, im Fall wir ohne unſere übrigen Reiſegefährten weiter ziehen mußten, den Führer machen konnte.

Später wurde ich der Señora Viel, einer ſchönen Limena, vorgeſtellt, die alle die ſprichwörtlichen Reize der Damen von Lima beſaß und ſich bitter über die Iſolirung und Langeweile des Lebens in Punta Arena beklagte. Sie hatte buchſtäblich keine Standes- und Altersgenoſſin ihres eignen, und kaum eine Perſon des andern Geſchlechtes, mit der ſie ſprechen konnte. Señor Viel hatte früher ein chiliſches Panzerſchiff befehligt, ſtatt deſſen aber ſpäter die Gouverneurſtelle in dieſer entfernten Colonie angenommen. Sein Eifer und ſeine Energie, mit welchen er die Pflichten ſeines Amtes erfüllte, ließen nie nach, und ſeine Gewohnheiten aus dem Seemannsleben behaupteten ſich noch immer in der ſtrengen Disciplin, die er handhabte, und die unbedingt nothwendig war, um die buntſcheckige Bevölkerung in Ordnung zu halten. Als Wohnſitz aber, vom geſelligen Geſichtspunkt betrachtet, mußte Punta Arena über alle Vorſtellung langweilig ſein. Der Commandante nöthigte mich, ſein Haus zu meiner Heimath zu machen, und verſprach, mir ein Nachtquartier — das er in ſeiner eignen beſchränkten Wohnung mir nicht bieten konnte — in einem anſtoßenden Hauſe zu verſchaffen. So nahm ich denn nach zwei Tagen, die ich mit gegenſeitigen Artigkeiten und Beſuchen angenehm verbrachte, von meinen Schiffsgefährten, die, ſobald es Tag war, nach der weſtlichen Straße abſegeln wollten, Abſchied und begab mich mit meinem Gepäck nach einem dicht am Cuartel

ſtehenden hölzernen Hauſe, dem Quartiere Don Centeno's, des Ingenieur, der die Gouvernements-Arbeiten zu leiten hatte. Am nächſten Morgen machte ich mich, von Capitain Cuſhing, vom Schooner „Rippling Wave", begleitet, auf, um mir einige nothwendige Sachen anzuſchaffen und mich nach einem Führer zu erkundigen. Wir lenkten unſere Schritte nach dem Laden eines Mannes, Namens Guillermo, und nachdem wir Tabak und andere Bedürfniſſe gekauft hatten, kam das Geſpräch auf Gold, wovon Don Guillermo uns einige Proben zeigte, die man an den Ufern eines benachbarten Stromes gewonnen hatte. Einer der Leute der „Rippling Wave" gerieth in große Aufregung und rief: „Ah, das iſt das Zeug, das wir in einem Flüßchen in Californien zu graben pflegten; ich denke, wenn das alte Boot ſeine Gebeine auf der hieſigen Küſte liegen läßt, werde ich da bleiben und wieder anfangen zu graben." In dem Kaufladen hingen einige indianiſche Bolas und ein aus Glasperlen gefertigter, mit ſilbernen Buckeln beſetzter Gürtel, wie der Beſitzer mir ſagte, ein Frauengürtel, den, nebſt den Bolas, die Indianer als Pfand zurückgelaſſen hatten. Sie hatten jedoch, wie er weiter bemerkte, mehrere Monate lang die Colonie, wenigſtens zu Handelszwecken, nicht beſucht, da ſie wegen eines Streites zwiſchen einem Chilier und einem Indianer, bei welchem nach ihrer Anſicht ihr Kamerad ſollte ungerecht behandelt worden ſein, ſich beleidigt fühlten. Die von Mr. Cunningham geſchilderte Indianerhorde ſei offenbar mit zweideutigen Abſichten angekommen, aber der Tact, den Señor Viel gezeigt, habe ihr Rachegefühl beſeitigt. Dieſe Mittheilung erklärte mir den Umſtand, den ich mir bisher nicht hatte erklären können, daß nämlich von den Indianern, mit welchen ich Bekanntſchaft zu machen gehofft hatte, Nichts zu ſehen und zu hören war. Daß ich glücklicherweiſe gerade noch am Abend vor dem Abmarſche der Expedition ankam, und daß der Commandante ſo artig gegen mich war, das Alles wußte ich jetzt nicht hoch genug zu ſchätzen, denn ich wäre ſonſt einfach in Punta Arena ſitzen geblieben. Die Schwierigkeit in Betreff des Führers wurde bald beſeitigt, obgleich dieſelbe bei der natürlichen Abneigung des größten Theiles der nicht zum Beamtenſtande gehörenden Bevölkerung, an dem Wiedereinfangen Entlaufener theilzunehmen, ziemlich bedenklich ausſah. Nachdem wir den Kaufladen verlaſſen hatten, wurden wir von einem Manne, Namens J'aria, angeſprochen, der ſeine Dienſte

anbot. Eine kurze Prüfung ſeiner Kenntniſſe und Empfehlungen fiel zu unſerer Befriedigung aus; er wurde daher angenommen, und zwar unter Bedingungen, die durchaus nicht übertrieben waren, und ich muß ihm das Lob ertheilen, daß er ſeinen Lohn reichlich verdiente. Nun wurde ich von dem aufmerkſamen und gutmüthigen Capitain Cuſhing zur Reiſe vollends ausgeſtattet und vorbereitet. Ich ging mit ihm an Bord ſeines Fahrzeuges, wo er aus ſeinen Vorräthen mich mit mehreren höchſt nützlichen Dingen verſah, die er mir förmlich aufdrang, und es iſt ein angenehmes Gefühl, die Freundlichkeit rühmen zu können, die mir von einem unſerer amerikaniſchen Vettern zu Theil ward, welche, wenigſtens nach meiner Erfahrung, ſtets bereit ſind, mit einem Briten zu ſympathiſiren und ihm beizuſtehen.

Ein Spaziergang rings um die Anſiedelung, um dieſelbe anzuſehen, wurde bis zu der, nicht weit entfernten, durch Waſſerkraft getriebenen Schneidemühle ausgedehnt, wo unter der Leitung Mr. Wells', eines Amerikaners, die Bäume, wenn ſie gefällt ſind, in Bretter verwandelt werden, um aus ihnen die Häuſer zu bauen, welche die Stelle des Waldes einnehmen. Von da begaben wir uns nach dem halb gelichteten Vorholze und fanden dort den Commandante; er beaufſichtigte eine Menge hauptſächlich aus Verbrechern beſtehende Arbeiter, die emſig Bäume fällten, Stummel ausrodeten und ſonſt noch für die künftige Entwickelung der Anſiedelung den Weg bereiteten.

Wer an Grenzſtädte nicht gewöhnt war, dem zeigte der Anblick der Stadt eine Menge hölzerner Häuſer, die in unregelmäßiger Weiſe und auf's Gerathewohl immer mehr anwuchs; aber der Plan, den man im Umriß angedeutet ſah, war nach dem gewöhnlichen ſpaniſch-amerikaniſchen Muſter abgeſteckt, wie urſprünglich „der Rath für Indien" es vorſchrieb. Nahe an und parallel mit dem Strande lief eine Hauptſtraße hin; ſie führte über einen großen freien Platz — die Plaza, von welcher, und zwar in regelmäßigen Zwiſchenräumen von der Hauptſtraße aus, andere noch im Werden und in der Entwickelung begriffene Straßen ausliefen, die unter rechten Winkeln einander durchſchnitten, ſo daß die Häuſer, wenn ſie dereinſt gebaut werden, Vierecke oder „Cuadros" bilden. Auf der Plaza ſtand die Kirche und eine große, noch nicht fertige Schule. Die Chilier ſind in ihren Begriffen von der Pflicht des Staates, für die Erziehung zu ſorgen, vorgeſchritten; der Schullehrer iſt

ein Staatsbeamter, und in Punta Arena verbindet er der Zeit mit den Pflichten seines eigentlichen Amtes noch die Stelle eines Secretär bei dem Gouverneur. Die vortreffliche Skizze des Stabs-Lieutenant Bedwell (in Cunningham's „Straits of Magellan," S. 70) zeigt das beinahe am Ende der Hauptstraße stehende Gouverneur-Haus; jenseits desselben lag der Cuartel, ein mit Pallisaden umschlossener Platz, der die Kaserne, das Gefängniß oder Stockhaus und die Wache enthielt; letztere wurde von den Officieren der „Nassau" in unehrerbietiger Weise „die Katzenbude" genannt; sie ist auf derselben Skizze mit dargestellt.

Hier schaut beständig eine Wache aus, und in der Nacht läßt man ein Licht leuchten. Die Quergassen, die sich fast bis an den ungelichteten Wald hinzogen, waren nur durch zerstreut stehende Häuser angedeutet, und in der Linie der Hauptstraße waren zwei bis drei, eine Meile entfernte, einzelne Wohnungen nur durch Stückchen Kartoffelland von den Bäumen getrennt.

Die erste Strafcolonie, welche die chilische Regierung in der Magalhães-Straße anlegte, wurde 1843 in Port Famine gegründet, dessen unglücksschwangerer Name an das traurige Schicksal der Colonisten erinnert, die im Jahre 1581 Sarmiento dort zurückließ. Der vorzügliche Ankergrund gab die Veranlassung zur Wahl desselben Platzes für die heutige Colonie, aber es schien, als waltete über ihr dasselbe böse Verhängniß. Die Bewohner kamen oft in große Noth, wenn von Chili her die Lieferung von Lebensmitteln ausblieb, und nachdem die Colonie sich einige Jahre lang mühsam gehalten hatte, wurde sie von den Verbrechern, die eine Meuterei anstifteten und den Gouverneur und Geistlichen ermordeten, geplündert und zerstört. Später bemächtigten sich die Meuterer eines Fahrzeuges und versuchten auf demselben zu entfliehen, wurden jedoch von einem Kriegsschiffe verfolgt und fanden ihre wohlverdiente Strafe.

Hierauf wurde die Colonie an die Stelle verlegt, wo sie noch jetzt sich befindet, und außer den unfreiwilligen Einwanderern, die hauptsächlich aus Heerflüchtigen bestehen, wurden durch unentgeltliche Ueberlassung von Ländereien Ansiedler herbeigelockt und eine große Zahl Chiloten oder Eingeborne von Chiloë eingeführt. Die Letztgenannten, Mischlinge von spanischem und indianischem Blute, sind ein abgehärteter, kräftiger Menschenschlag, in ihrem dicht bewaldeten Vaterlande, aus dem sie vieles Holz versenden, an den Gebrauch der Axt gewöhnt. In ihrer Diät sind sie echte

Paddies[1]); denn ſie leben faſt nur von Kartoffeln, die in Chiloë gut wachſen, in Punta Arena aber keine bedeutende Größe erreichen. Außer den Ländereien bekommen die Chiloten von der Regierung noch Lohn für ihre Arbeit und ſind der fleißigſte Theil der Bevölkerung. Die Männer arbeiten ſtark, trinken aber auch ſtark, und die Frauen ſollen in ihren Begriffen von ehelicher Treue es nicht ſehr genau nehmen. Von den Verbrechern durften manche wegen guten Betragens unter gewiſſen Beſchränkungen in ihren Häuſern leben; aber Viele von ihnen waren äußerſt rückſichtslos und mußten jede Nacht unter der ſtrengſten Aufſicht und eingeſchloſſen im Cuartel behalten werden. Ungeachtet aller Vorſichtsmaßregeln kommen fortwährend Entweichungen vor, und die Flüchtlinge gehen den Beſchwerden der Pampas keck entgegen; denn zuweilen gelingt es ihnen, ſich den Patagoniern anzuſchließen, aber gar oft verirren ſie ſich und kommen durch Hunger um oder werden die Beute der Pumas. So waren gerade vor meinem Beſuche Zehn bis Zwölf glücklich entkommen, und zu ihrer Verfolgung mußte die erwähnte Expedition abgeſandt werden. Die Beſatzung beſtand aus etwa fünfzig bis ſechzig regulären Soldaten; dazu kommen noch Angeſtellte, die Jagd auf wilde Rinder oder Deſerteure machen, wie die Umſtände es erfordern. Um den Ort gegen einen Angriff der Indianer zu vertheidigen, iſt die Zahl der Truppen ganz ungenügend, aber die ſüdlichen Tehuelchen ſind von Natur nicht geneigt, feindliche Einfälle zu machen, und wenn ſie gut und ehrlich behandelt werden, ſo benutzen ſie lieber die Vortheile, die ihnen in Bezug auf den Handel durch das halbe Dutzend Kaufläden geboten werden. Die Exiſtenz dieſer Geſchäfte kann man ſich nach meiner Anſicht nur dadurch erklären, daß die Beſitzer auf den indianiſchen Tauſchhandel rechnen, denn für die Bedürfniſſe der Colonie war ihre Anzahl viel zu groß. Doch hatte die beſtändige Bevölkerung ſicherlich viel Durſt und ſchien ihr Möglichſtes zu thun, um den Handel, wenigſtens in Grog, zu beleben. Auf der Gaſſe betrunken zu ſein iſt jedoch ein Vergehen, auf dem Gefängnißſtrafe ſteht, und zur Zeit meines Beſuches ſaß wegen dieſes verzeihlichen Vergehens der Grobſchmied in gemeiner Haft, während der iriſche Doctor eben erſt aus derſelben entlaſſen worden war.

[1]) Spottname der Irländer.

Feldbau ſchien, Kartoffeln ausgenommen, wenig betrieben zu werden. Weizen und Gerſte läßt das Klima nicht zur Reife kommen, doch könnte vielleicht Hafer und Roggen gedeihen. Die zahmen Rinder kamen mir verkümmert und elend vor, aber in den Wäldern gibt es andere einer wilden Raçe, die, wie man ſagt, groß und von vortrefflicher Beſchaffenheit ſind; dieſe ſowohl als das Rothwild bieten einen Theil des Jahres einigen Jägern Beſchäftigung; ihr Fleiſch wird theuer bezahlt, aber es kommt zu ſpärlich und unregelmäßig, und friſches Fleiſch iſt daher ein ſeltener Leckerbiſſen. Die Hülfsquellen und Ausſichten der Colonie bildeten natürlich in Señor Viel's Hauſe den Gegenſtand der Unterhaltung, und Don Centeno, der das in der Nähe befindliche neu entdeckte Kohlenlager vermeſſen ſollte, lud mich ein, am nächſten Tage bei einem Beſuche zum Zweck der Beſichtigung deſſelben mich ihm anzuſchließen.

Wir brachen daher am nächſten Morgen auf, überſchritten einen kleinen Fluß und kamen in kurzer Zeit an den Anfang des Waldes, durch den man eben eine gerade Straße baute. Auf allen Seiten waren zahlreiche Gruppen Chiloten beſchäftigt; Manche ebneten den ſchon gelichteten Weg, Andere fällten Bäume, noch Andere wandten Feuer ſtatt der Axt an. Das Nutzholz beſteht hauptſächlich aus chiliſcher Buche (Fagus antarctica) und der von Mr. Cunningham beſchriebenen Wintersrinde; die erſtere ſpaltet ſich leicht und läßt ſich zu ſehr vielen Zwecken verwenden.

Nachdem Don Centeno einige unbedeutende Einzelheiten der Vermeſſung vervollſtändigt hatte, begaben wir uns in den dichten Wald und ritten auf einem ſich ſchlängelnden Pfade fort, bis wir an das Bett des Fluſſes kamen, der in der Colonie ausmündet. In dieſem ritten wir eine Zeit lang hinauf und kamen endlich an eine Ravine, deren Wände ſo regelmäßig waren, als ob man durch Erdarbeiter einen Durchſtich hätte machen laſſen; in ihnen war an einem Punkte ſechzig Meter über uns die Kohlen-Ader zu ſehen. Hier ſtiegen wir ab und kletterten einen ſchlüpfrigen Pfad bis zu einer Stelle hinauf, wo man in das Kohlenlager einen Schacht getrieben oder vielmehr ein Loch gegraben hatte, das vielleicht fünfzig bis ſechzig Fuß tief und dem Anſchein nach nur gemacht worden war, um die Beſchaffenheit, Regelmäßigkeit u. ſ. w. der Kohlen-Ader zu prüfen. Mir ſchien die Kohle nicht beſonders gut zu ſein; doch habe ich ſeitdem gehört, daß das Reſultat außerordentlich

günſtig ausgefallen ſei. Am gegenüberliegenden Ufer der Ravine zeigte mir mein Gefährte auch einen Platz, wo einige Leute nach Gold gewaſchen hatten; die Proben davon hatte ich in der Stadt geſehen, und wie man ſagte, hat ihre Mühe ſich gut belohnt. Da der Tag vorrückte und es ziemlich kalt war, ſo wurde ein Feuer angemacht, und nachdem wir uns an demſelben gewärmt hatten, beſtiegen wir unſere Pferde und ritten wieder heimwärts die Ravine hinab. Als wir aus dem Walde herauskamen, bemerkten wir, daß ein großes Dampfſchiff eben im Begriff war zu ankern; wir eilten daher weiter, um, wenn es etwa die „Magalhães" — ein Dampfer von der Packetdampfſchifffahrts-Linie von Liverpool nach Valparaiſo — war, Nachrichten in Empfang zu nehmen und unſere Briefe abzuſenden. Am Strande fanden wir den Commandante und Frau Viel; die Letztere hatte das Schiff beſucht und einige engliſche Zeitungen erhalten. Ich nahm das Anerbieten des Gouverneur an, ſein Boot zu benutzen, fuhr in demſelben nach Tiſche zu dem Schiffe und fand, daß es ein prächtiger Dampfer von ſtarker Kraft und guter Einrichtung war. Die Herſtellung dieſer Dampfſchifffahrts-Linie wird ohne Zweifel auf die gedeihliche Entwickelung von Punta Arena einen höchſt wohlthätigen Einfluß haben; denn wenn auch die Landwirthſchaft und der indianiſche Handel fleißigen oder ſpeculativen Einwanderern keinen Lohn in Ausſicht ſtellt, ſo iſt doch die Entdeckung des Kohlenlagers in ihrer Einwirkung auf die Zukunft der Colonie offenbar von höchſter Wichtigkeit. Jetzt wird es möglich ſein, Schleppdampfſchiffe von ſtarker Kraft zu unterhalten, um Segelſchiffe durch die Straße zu bugſiren und ſo die Fahrt um Cap Horn herum zu vermeiden, während bis jetzt Segelſchiffe die Straße faſt gar nicht befahren konnten, und wegen der ſtarken Dampfkraft, die erforderlich iſt, ſelbſt Dampfer, mögen es Kriegs- oder Handelsſchiffe ſein, an der Sand-Spitze häufig Holz kaufen müſſen und dann auch wegen der ungeheuer großen Menge, die ſie brauchen, um immer Dampf zu haben, gar oft ſich genöthigt ſehen, ehe ſie in den Stillen Ocean fahren, wieder anzuhalten und, wo ſie irgend Holz ſchlagen können, ihren Vorrath zu erneuern. Das wird nun Alles anders werden; man wird wahrſcheinlich eine Dampfbarkaſſe halten, um die Lichterfahrzeuge hin und her zu bugſiren, und dadurch das Einnehmen der Kohlen weſentlich erleichtern. Ermuthigt durch die Bequemlichkeiten, welche die Pacific-Dampfſchiffe gewähren — die gegenwärtig alle Monate fahren, ſo daß die Magalhães-Straße nicht

mehr weit entfernt liegt — wird die Bevölkerung immer mehr zunehmen und die Coloniſirung weiter fortſchreiten; dadurch wird auch das Innere des Landes zugänglich werden, und in dieſem Falle wird man noch andere Quellen des Mineralreiches entdecken und auszubeuten ſuchen.

Da unſere Abreiſe ganz beſtimmt auf den nächſten Tag feſtgeſetzt war, ſo ſah ich nochmals meine Sachen durch, die ich mitnehmen wollte, und brachte ſie in Ordnung. Ein Verzeichniß derſelben kann vielleicht Leuten, die in Patagonien eine Forſchungsreiſe zu machen gedenken, angenehm ſein. Zwei Satteltaſchen enthielten meine nothwendigſten Bedürfniſſe, die in einigen Hemden und etwa zwei wollenen Jacken, einigen ſeidenen Taſchentüchern, ſowie in Seife, Streichzündhölzchen, Schreibmaterialien, Angel-Schnuren und Haken, Chinin und Höllenſtein und einem Fläſchchen Strychnin beſtanden. Als Waffen hatte ich eine Büchſe in Futteral mit Allem, was dazu gehört, und zwei doppelläufige Hinterladungspiſtolen, Jagdmeſſer, einen kleinen Munitionskaſten mit ungefüllten Patronen und Vorrath an Pulver. Das einzige Inſtrument, was ich mitzunehmen wagte, war ein kleiner Compaß. Als Kleidung trug ich einen Jagdanzug von Halbtuch, eine ſchottiſche Mütze und ein Paar, von Thomas gefertigte, ganz vortreffliche Stiefeln; dazu kamen noch der Behaglichkeit halber ein Mantel von Guanacofell, zwei Ponchos und eine waſſerdichte Decke. Am Abend ſtellte Señor Viel mich meinem künftigen Reiſegefährten, Lieutenant Gallegos, vor, der unſer Streifcorps commandiren ſollte. Er war ein kurzer, unterſetzter Mann, mit dunkler, faſt indianiſcher Geſichtsfarbe, und man ſah ihm an, daß er ganz und gar das war, für was der Commandante ihn erklärte, „ein Mann zu ſaurer Arbeit". In der Provinz Arauco, aus welcher er gebürtig, war er viele Jahre lang in den Grenzkriegen mit den Indianern verwendet worden und wußte den Lazo und die Lanze mit wunderbarer Geſchicklichkeit zu handhaben. Von den Officieren der „Naſſau" ſprach er mit großer Herzlichkeit und hätte, wie es ſchien, gern die Geſellſchaft eines jener Männer genoſſen; ja, ich möchte faſt glauben, daß er ſich im Vordergrunde der Skizze des Lieutenant Bedwell befindet — jedenfalls hat, wenn etwa ein Leſer gern wiſſen will, wie er ausſieht, der Mann, der den umgefallenen Baum einnimmt, mit unſerm Anführer große Aehnlichkeit. Unſere Anſtalten und Ausſichten wurden ausführlich beſprochen, und nachdem ich von Capitain Cuſhing, der am

nächſten Tage abſegeln wollte, ſowie von meinem höchſt freundlichen und artigen Wirthe und Wirthin Abſchied genommen hatte, trennten wir uns unter der Uebereinkunft, daß wir, ſobald es Tag war, uns reiſefertig treffen wollten.

Am 19. April wurde ich in früher Morgenſtunde von J'aria geweckt und begab mich mit ihm und meinen kleinen Habſeligkeiten nach dem Corral, wo eben die Pferde eingefangen und beladen wurden. Hier ſchloß ſich uns Gallegos an, und als Alles beinahe zum Aufbruch fertig war, gingen wir erſt noch einmal in ſein Haus zu einer Taſſe Kaffee. Die Señora ſchien mich mit großem Mitleid zu betrachten und erzählte verſchiedene traurige Märchen von den furchtbar kalten Winden, Beſchwerden, Indianern und anderen Unannehmlichkeiten, mit denen man zu kämpfen habe; ihre Tröſtungen wurden plötzlich durch den Eintritt J'aria's unterbrochen, der die Nachricht brachte, daß Alles fertig ſei. Nach einem Abſchiedsglaſe, gefüllt mit etwas Stärkerem als Waſſer, begaben wir uns in unſere Sättel, und der aus Gallegos, mir, einem regulären Soldaten, drei Irregulären oder Angeſtellten der Regierung und J'aria, nebſt einundzwanzig Pferden beſtehende Reiterzug verließ die Stadt. Als wir am Cuartel vorüberritten, trat die Wache auf den Balcon heraus und präſentirte das Gewehr, und der Horniſt ſalutirte durch einen muſikaliſchen Vortrag. Es war ein ſchöner froſtiger Morgen, und wir ritten heiter dahin, von zwei bis drei Reitern begleitet, die ihre Sonntags-Fiéſta mit Enteuſchießen verbringen wollten und früh aufgebrochen waren, um uns ein Stückchen zu begleiten. Kaum waren wir über den Fluß hinüber, als eines der Bagage-Pferde hinten ausſchlug und ſeine Laſt abwarf; ſie wurde bald wieder aufgeladen; als aber der Lärm vorüber war und der Zug ſich wieder ordnete, fehlten J'aria und einer der Angeſtellten, denen ich ohne Bedenken eine Flaſche Rum anvertraut hatte; ſie kamen eine Zeit lang nicht wieder und die Flaſche nie wieder zum Vorſchein. Wir ritten der Küſte entlang, bis wir den Vorpoſten Namens Tres Puentes erreichten, wo ein ſchmaler Paß zwiſchen dem Walde auf der einen und dem Meere auf der andern Seite durch ein Thorhaus verſperrt iſt; dies Haus iſt von zwei Mann bewohnt, die dort poſtirt ſind, damit Niemand deſertiren kann. Sie traten heraus, und wir wollten gern zum Abſchied noch etwas plaudern. Unterdeſſen beſchlich und ſchoß einer der Jagdliebhaber einige Enten; beim Knall ſeines Gewehres wurde das Pferd des regulären Soldaten, das

im Feuer nicht Stand zu halten pflegte, ſcheu und warf ihn ab; dabei wurden ſeine Satteltaſchen umgekehrt und der Strand mit Tortillas (kleinen Kuchen) und Kaffee beſtreut, womit ſeine ohne Zweifel vorſorgliche und aufmerkſame Geliebte ſie gefüllt hatte. Gallegos ſaß im Sattel und lachte über die Scene; da aber die Anderen das Pferd nicht fangen konnten, ſo gab er uns einen Beweis von ſeiner Geſchicklichkeit im Lazowerfen. Nach dieſer kleinen Zerſtreuung ſetzten wir unſern Marſch längs dem Strande fort bis Cap Negro, wo die Wälder aufhörten und unſere Freunde, die uns begleitet hatten, ſich von uns trennten, nachdem wir noch ein Abſchiedsglas getrunken. J'aria und der andere Abweſende holten uns gerade zur rechten Zeit ein, um ſich bei letzterem mit zu betheiligen.

Dann wurden die Köpfe unſerer Pferde in nord-nord-weſtlicher Richtung von der Küſte abgelenkt, und nach einem halbſtündigen Ritte wurde Halt gemacht, um auf der vor dem Winde geborgenen Seite eines ſchützenden Hügels zu frühſtücken. Nach Süden ſahen wir den gegenüberliegenden Abhang der bewaldeten Hügel, unter welchen auf der andern Seite Punta Arena lag. Der Boden war mit dicht ſtehenden Sträuchern bedeckt, aber man bemerkte auch ſchöne Lichtungen üppigen Weidelandes; eine derſelben begann gerade ſüdlich von unſerm Lagerplatze, und andere zeigten ſich öſtlich und weſtlich wie grüne Oaſen. Sie ſahen ſo ſchön aus, daß ich die Bemerkung nicht unterdrücken konnte, wenn ich ein Anſiedler wäre, würde ich dieſe Stelle wählen, um hier meine Hütte zu bauen. Gallegos erwiederte jedoch, für das Vieh der Anſiedelung ließen ſich die Weideplätze im Sommer nicht benutzen, da man weder den Indianern noch den eignen Leuten trauen könne; die Letzteren würden davonlaufen, und die Erſteren würden das Vieh ſtehlen. Nachdem wir eine Pfeife geraucht, ſaßen wir wieder auf, begaben uns über den Hügel hinüber und in das Thal eines kleinen, aber tiefen Fluſſes hinab, der den Namen Rio Chaunco hat; wir ritten durch das Waſſer, erſtiegen die Böſchung des gegenüberliegenden Ufers und betraten nun die Pampa. Dieſer Name wird in Patagonien allgemein zur Bezeichnung der hohen wellenförmigen Ebenen oder Plateaux gebraucht; ſie ſind häufig von Thälern und Ravinen durchſchnitten oder erheben ſich zu einer Reihe auf einander folgender Hügel oder auch zu iſolirt ſtehenden Hügeln, die in der Regel die höchſte Stelle des Landes einnehmen. Die Indianer freilich, die ein wenig Caſtiliſch verſtehen, wenden das Wort Pampa ohne Unterſchied auf jeden

Landſtrich an, auf dem ſie jagen. Wenn ſie einen Tag lang mit glücklichem Erfolg das Jagdvergnügen und dann ein tüchtiges Mahl genoſſen haben, fragen ſie mit großer Befriedigung: „**Muy buena Pampa? No?**“ („Sehr gute Pampa? Nicht?“) womit ſie eigentlich meinen: „Iſt nicht das wilde Leben das beſte?“ Engliſche Leſer aber, die ihre Vorſtellung von einer Pampa Head's reizendem Werke oder ſonſtigen Erlebniſſen auf den unbegrenzten grasreichen oder diſtelbedeckten Ebenen verdanken, die in den argentiniſchen Staaten ſich meilenweit wellenförmig dahinwälzen und dem geſtreckten Galopp des unermüdlichen Gaucho kein Hinderniß bieten, dürfen jenes anmuthige Bild nicht auf Patagonien übertragen. Die eigentlich ſogenannten Pampas Patagoniens ſtellen allerdings dann und wann eine leidlich gleichförmige Reihe mit grobem Gras bedeckter wellenförmiger Ebenen dar, häufiger aber iſt die Oberfläche, ſelbſt wenn ſie nicht durch Hügel und plötzlich gähnende Ravinen unterbrochen wird, unfruchtbar und nur mit zerſtreut ſtehender Vegetation verſehen, die aus verkümmerten Büſchen und runden Diſtelklumpen beſteht, und auch dieſe fehlen oft und die kahlen Flecke Thon oder Kies ſind mit gar Nichts bekleidet; an anderen Stellen iſt der Boden mit ſehr großem rundem Gerölle beſtreut, und wieder an anderen ſtehen Haufen oder Rücken verwirrt unter einander liegender kahler ſcharfkantiger Felſen, von welchen viele vulkaniſchen Urſprungs ſind: dies gilt beſonders von dem nördlichen Theile des Landes. Die einzige Gleichförmigkeit in der äußern Erſcheinung bietet ſich im Winter, wenn auf Felſen, Gras und Kies die weiße Schneedecke liegt. Nur Eins bleibt immer daſſelbe, der Boden und die Oberfläche mögen beſchaffen ſein, wie ſie wollen: bei dem Worte Pampa erinnert man ſich ſtets mit Schauder an die ſchneidenden Winde, die faſt ununterbrochen von verſchiedenen Strichen, hauptſächlich aber von Weſten, über das hoch gelegene Land fegen, bis der kalte patagoniſche Wind die erhitzte Atmoſphäre von Buenos Ayres erreicht und zum Pampero wird, deſſen plötzliche und furchtbare Stöße ſo viel Unglück unter den Schiffen anrichten. Der Abhang von den Pampas nach den Thälern oder dem geſchützteren und fruchtbaren ebenen Terrain, das ſich an den Ufern der Flüſſe und Ströme hinzieht, wird wegen der abgeböſchten Wände gewöhnlich „Barranca“ oder Ufer genannt. Die Tiefe des Abfalls wechſelt zwiſchen fünfzig und zwei bis drei Fuß, und der Neigungswinkel ändert ſich von einer unbedeutenden Anſteigung bis zu einer faſt ſenkrechten Wand, die aber oft durch Ra-

vinen und Rinnen zerriſſen iſt; dieſe dienen als Straßen, auf welchen allen die eingebornen Reiter mit gleicher Verwegenheit hinuntergaloppiren.

Die Pampa, über die wir jetzt ritten, war eine weite Fläche wellenförmiger Ebenen, die mit einem gleichförmigen Beſtand von grobem Gras und dazwiſchen ſtehenden einzelnen Berberisbüſchen bedeckt waren und in den Vertiefungen dann und wann Lagunen enthielten. Lebende Geſchöpfe zeigten ſich außer uns auf der öden Fläche nicht. Nach Weſten grüßten uns die ſchneebedeckten Spitzen des an der Sarmiento-Straße ſich hinziehenden Gebirges mit einem eiskalten Winde, der meine Gedanken ſehnſüchtig nach der behaglichen Kajüte und zu meinen ehemaligen Schiffsgefährten zurückkehren ließ, die ſich jetzt ohne Zweifel durch die verwickelten Kanäle jener Straße wanden. Aber der warme Guanaco-Mantel hielt den Wind ab, und unſere buntſcheckige Reiſegeſellſchaft drang in guter Ordnung vorwärts. Lieutenant Gallegos iſt dem Leſer ſchon vorgeſtellt worden; was die Uebrigen betrifft, ſo war J'aria ein kleiner Mann, mit einem rauhen Aeußern, von zweifelhafter Abkunft, während ſein früherer Lebenswandel mehr als zweifelhaft war; er ſah aus, als taugte er zu Allem, nur nicht zu etwas Gutem; doch verrichtete er ſeinen Dienſt bei mir mit höchſter Unverdroſſenheit, ausdauerndem Fleiße und unerwarteter Sorgfalt. Der Soldat war ein ſchön ausſehender Burſche; er war noch nie auf den Pampas geweſen; ſein Carabiner, den er pflichtmäßig trug, machte ihm viel zu ſchaffen, und da ſein Pferd ſich durchaus nicht allzu leicht behandeln ließ, ſo hatte er zur großen Freude der Uebrigen beſtändig ſeine Plage. Zwei Andere waren Baſtarde zwiſchen Gauchos und Matroſen; ſie hatten ſich, wie unſere Seeſoldaten, in gleicher Weiſe an den Dienſt zu Waſſer und zu Lande gewöhnt; doch waren ſie unverkennbar nützliche und gute Menſchen. Der Letzte der Geſellſchaft war gerade ſo wie J'aria. Wir waren Alle gut beritten und hatten außerdem noch ein Reſervepferd. Als Lebensmittel führten wir Zwieback, Charqui oder getrocknetes Fleiſch, geröſtetes Weizenſchrot, nebſt Kaffee und Zucker bei uns und waren mit einem ungewöhnlichen, aber willkommenen Luxusartikel, einem kleinen Zelt, verſehen, unter dem wir uns wenig um die draußen herrſchende bittere Kälte kümmerten.

Nachdem wir drei bis vier Stunden lang über die Pampas geritten waren, lagerten wir uns in einer Vertiefung neben einer Lagune, um zu übernachten. Wir hatten an den geſchützten, vom Winde

nicht getroffenen Abhange eine paſſende Stelle gewählt, wo wir das Zelt aufſchlagen konnten. Die Lagune war mit ſchwarzhalſigen Schwänen und anderm wilden Geflügel bedeckt; ſobald daher die Pferde abgeladen und beſorgt, ein Feuer angemacht und alle Anſtalten zum Lagern getroffen waren, gingen zwei bis drei von uns hinaus, um den Verſuch zu machen, einiges wilde Geflügel zu ſchießen; aber ſo viel wir uns auch Mühe gaben, unſere Jagd wurde mit keinem großen Erfolg gekrönt; ehe es ganz dunkel wurde, kehrten wir zurück, um uns mit einem Abendeſſen von Charqui zu begnügen, und nachdem wir an dem Feuer noch mit einander geſchwatzt hatten, legten wir uns zur Ruhe und ſchliefen trotz der ſtrengen Kälte, die draußen herrſchte, feſt und warm. Im Innern wurde ich ſehr beunruhigt, erſtens weil ich entdeckte, daß J'aria den Kaſten mit der Büchſen-Munition, den dieſer ſaubere Burſche trug, bei der Eſcapade des Bagage-Pferdes hatte fallen laſſen, und zweitens weil von meinem Schrotgürtel auf geheimnißvolle Weiſe mein ganzes Geld verſchwunden war, das in einer Onza und einigen Souverains beſtand. Ich ſagte jedoch Nichts, ſondern wartete bis zum nächſten Morgen, wo ich ruhig anfing zu ſuchen; ich erinnerte mich nämlich, daß ich, ehe das Zelt aufgeſchlagen wurde, mein Zeug abgenommen und in's Gras hatte fallen laſſen, wo ich das fehlende Geld richtig fand. Die Geſchichte bot J'aria vielen Stoff zu allerlei Scherzen, und er ſpielte oft darauf an, daß er möglicherweiſe meine Unze noch erben werde, und zwar in einer Art, daß ein furchtſamer Reiſender wohl ein falſches Spiel hätte erwarten können, obgleich mein Führer nicht im entfernteſten an ſo Etwas dachte. Um ſieben Uhr waren wir, nachdem wir Kaffee und Zwieback genoſſen, wieder unterwegs, und gegen zehn Uhr kamen wir dicht an dem oberen Ende von Peckett's Hafen an. Hier entdeckte Einer von uns ein Pferd, das in unſern Trupp hineingejagt, aber, da es lahm war, nicht von uns in Dienſt genommen wurde; es hatte wahrſcheinlich den Indianern gehört. Wie bei einer langen Seereiſe, ſo dient bei einer Landreiſe dieſer Art das unbedeutendſte Neue zur Milderung deſſen, was, man braucht es kaum zu ſagen, die etwas einförmige Aufgabe, über kahle Einöden hinter einem Trupp Pferden herzutraben, allmälig wird; wir waren daher immer geſpannt, Etwas zu entdecken, auf das wir Jagd machen konnten. Einer der Leute hatte einen Hund bei ſich, und kurz nachdem die durch das Pferd herbeigeführte Aufregung vorüber war, trieben wir einige Strauße auf; ſie waren jedoch für

den Köter zu ſchnell und entrannen über einige ſchlammige Stellen dicht an der „Cabecera del Mar". Dies iſt eine große Einbucht oder ein Arm des Meeres, der von Peckett's Hafen, mit welchem er durch eine ſehr ſchmale Meerenge in Verbindung ſteht, ſich einige Meilen hinaufzieht; die verbindende Meerenge läßt ſich nur bei niedrigem Waſſerſtande überſchreiten; wir hatten das Glück, zur Zeit der Ebbe anzukommen, und vermieden dadurch einen langen Umweg um die Einbucht herum. Ohne Störung ging es jedoch bei unſerm Uebergange nicht ab; die Fluth kam wie ein Mühlgerinne herangeſtürzt und war für eines der Bagage-Pferde faſt zu ſtark, um feſt zu ſtehen. Nachdem wir die Meerenge hinter uns hatten, paſſirten wir auf unſerer Weiterreiſe mehrere kleine Flüſſe mit ſumpfigem Terrain, die wahrſcheinlich alle ſich in den Oazy-Hafen ergießen, und kamen gegen Abend in einem alten indianiſchen Lager an; es lag unter einer Kette von Hügeln, die mehr oder weniger von Norden nach Süden läuft, und welche die eine Barrière eines breiten und gut bewäſſerten, auf der Oſtſeite durch die wohlbekannten „Barrancas" de San Gregorio begrenzten Thales bildet.

Unſer Haltepunkt befand ſich gerade in der Ausmündung des Thales, das, weil es vor dem Winde geſchützt, das liebſte Winterquartier der ſüdlichen Tehuelchen iſt; ihr Lager ſchlagen ſie gewöhnlich in der Nähe des Oazy-Hafens auf, den ſie „Ozay Saba" nennen.

Nach Weſten endeten die niedrigen Flächen, die ſich an den Ufern der Cabecera del Mar hinzogen, in unregelmäßigen Hügeln, jenſeits welcher ſich höhere Spitzen erhoben, und dieſe ihrerſeits wurden wieder von entfernten ſchneeumhüllten Gipfeln am Horizonte überragt. Zwiſchen den blauen Hügeln der mittleren Entfernung ſchwebten leichte Nebelwölkchen, die ſo genau wie Rauch ausſahen, daß Gallegos, der immer darauf geſpannt war, von den Deſerteuren ein Zeichen zu entdecken, ſich vornahm, von unſerer Route abzugehen und die Sache zu unterſuchen, und nur die feſte Behauptung meinerſeits, daß es kein Rauch, ſondern Nebel ſei, bewog ihn den Gedanken aufzugeben. Die argentiniſche Regierung hatte früher einmal den Plan, in dieſem Thale eine Anſiedelung zu gründen, aber er wurde nicht ausgeführt, und auch die Miſſionäre hatten die Abſicht, hier herum eine Station zu errichten und den Oazy-Hafen als Depôt zu benutzen, aber die Chilier von Punta Arena machten ihre Anſprüche geltend und zwangen die Miſſionäre, von ihrem Vorhaben abzuſtehen.

Nachdem das Lager in Ordnung war, änderte ſich das Wetter. Während wir ſeit unſerm Aufbruche heitern Himmel mit kalten Winden und mäßigen Fröſten in der Nacht gehabt hatten, fing es jetzt an zu regnen, und Gallegos ſchlug mir vor, daß wir, im Fall das ſchlechte Wetter fortdauern ſollte, unter dem Schutze des Zeltes bleiben wollten. Aber nur die Nacht war rauh und regneriſch; der Morgen war wieder ſchön, und die Sonne ging glänzend und warm auf. Wir brachen daher auf, ſchlugen einen Pfad ein, der ſich am Fuße der oben erwähnten Hügelkette hinzog, und ritten auf demſelben bis gegen zehn Uhr fort; da kam, gerade als wir ein ſchönes Flüßchen überſchritten hatten, wo ich in den Waſſerlachen Fiſche umherſchießen ſah, eine Guanaco-Heerde zum Vorſchein, die bisher durch eine kleine Anhöhe verborgen geweſen war. Es wurde ſofort Jagd auf ſie gemacht, aber die meiſten unſerer Pferde fingen bald an zu keuchen; Gallegos, der Soldat und ich ritten die Hügel hinauf, über welche die Heerde geflohen war; da es jedoch nutzlos erſchien, die Jagd noch weiter fortzuſetzen, ſo hielten wir oben an und beobachteten die Thiere, während ſie einen gegenüberſtehenden Hügel hinaufflogen. Von dem Streifcorps fehlte Einer, und als der Lieutenant plötzlich rief: „Was iſt das?" wandten wir die Augen nach der Richtung, nach welcher er zeigte, und Einige meinten dort einen Mann wahrzunehmen. Es kamen ihnen ſofort die Deſerteure in die Gedanken; ſie ritten daher ab und baten mich, J'aria (der bei den Pferden geblieben war) zu ſagen, er ſolle weiter reiſen bis zu einer beſtimmten Stelle am obern Ende des Thales. Ich ritt den Hügel hinunter, der voller Höhlen des Ctenomys Magellanicus [1]) war, deren Kronen, wenn die Pferde darauf traten, nachgaben und dadurch eine Reihe gefährlicher Fallen wurden. Unten ſchloß ich mich J'aria wieder an, und wir ſetzten nun unſere Reiſe einige Meilen weit fort, bis wir am obern Ende des Thales eine kleine Lagune erreichten, die mit Tauſenden von Pfeif- und anderen Enten bedeckt war. Beim Anblick derſelben mußte man auf den Gedanken kommen, daß in dieſer Gegend Niemand zu verhungern brauche, in ſolcher Fülle ſchien das thieriſche Leben vertreten zu ſein. Hier warteten wir, und im Verlauf einer halben Stunde kamen die Uebrigen nach; ihre Pferde keuchten, und Einer von ihnen hatte ein Stück Guanaco-Fleiſch an ſeinem Sattel hangen. Dies war Joſé Marinero, einer

[1]) Cunningham, Straits of Magellan, p. 133.

der Baſtarde, dem es gelungen war, ein Guanaco mit dem Lazo zu fangen, worüber er ſich außerordentlich zu freuen ſchien. Der „Mann" war, wie ich mir ſchon gedacht hatte, nur in der Einbildung vorhanden geweſen. Es that mir leid, daß ich bei dem Tode des Thieres nicht zugegen war, da es ſich herausſtellte, daß José dicht bei uns geweſen, daß wir ihn aber nicht hatten ſehen können, weil er hinter einer Anhöhe verborgen war. Nach einer angenehmen und erquickenden Ruhe und einem Schluck Café Quillota (gedörrtes Getreideſchrot und Waſſer) ſetzten wir unſern Marſch nach Norden wieder fort. Nachdem wir die Lagune verlaſſen hatten, ging es von dem Thale aus eine kaum bemerkbare Anſteigung hinauf und dann über ein mehr wellenförmiges Land, bis wir einen kleinen Cañon erreichten, der nach einer allmäligen Abſteigung zwiſchen hundert Fuß hohen Wänden lag; dieſe ſtiegen auf beiden Seiten ſchräg empor und endeten in einem abgerundeten Gipfel, der zu der Hochebene führte. „Hier," ſagte J'aria, „gibt es kein Brennholz, und die dummen Indianerinnen tragen jetzt ganze Laſten deſſelben von der nächſten Station her." Aber die Folge bewies, daß die Indianer klüger waren als wir. Hierauf kamen wir an einen zweiten Cañon, der mit dem vorigen unter rechten Winkeln, von Oſten nach Weſten, lief. An einer der grasbedeckten Wände deſſelben bemerkten wir ein Paar Pferde; ſie weideten in einer Vertiefung, die grüner ausſah als das übrige Terrain. Die Thiere wurden eingefangen, erwieſen ſich aber bei der Unterſuchung als ungeſund und unbrauchbar. Unten im Cañon floß ein kleiner, aber tiefer Strom, der ſich ſtellenweiſe ſo ausbreitete, daß er Lagunen bildete. Wir überſchritten denſelben und lagerten uns auf der nördlichen Seite. J'aria's Worte, daß um dieſes Thal herum kein Brennmaterial zu finden ſei, beſtätigten ſich leider zu unſerm großen Unbehagen. Gegen Abend gingen wir hinaus und ſchoſſen einige Enten; da wir jedoch kein Feuer hatten, um ſie daran zu kochen, ſo begnügten wir uns mit Schrot und Waſſer und legten uns zur Ruhe. Während der Nacht zerbrach die Zeltſtange, weil ſie erſt vom Regen durchnäßt und dann gefroren war, und herunter kam die Decke von naſſem Segeltuch. Wir hatten daher im Ganzen eine nicht gerade angenehme Nacht.

Ein Unglück kommt nie allein. Als es Tag geworden, waren keine Pferde zu ſehen, und wir mußten beinahe bis zehn Uhr warten, ehe ſie zum Vorſchein kamen. In dieſer Zwiſchenzeit verbrannten wir die Zeltpflöcke und einige Späne von der Zeltſtange und bekamen

dadurch ein genügendes Feuer, um Kaffee zu machen. J'aria theilte mir mit, daß dieſer Cañon ſich von der Cordillera bis zum Meere erſtrecke, aber viele Windungen habe, und wir träfen ſpäter entweder die Hauptlinie wieder oder irgend einen Cañon, der von ihr ausgehe. Nachdem wir die jähen Ufer erſtiegen hatten, ſteuerten wir nach einer Kette ſpitziger Hügel hin, die einander merkwürdig ähnlich waren, und als wir noch etwa zwei Cañons überſchritten hatten, wo wir uns an den Beeren einer Berberitze (Berberis axifolia), von den Chiliern Kalifat genannt, erquickten und auch eine Menge der rothen und weißen Theebeeren ſahen, die auf den Falklands-Inſeln ſo gemein ſind, betraten wir eine weite Ebene oder ein breites Thal, an deſſen anderm Ende ein eigenthümlicher ſpitziger Hügel ſtand, einer von der Kette, die ſich, von einem Paß durchbrochen, von Oſt nach Weſt erſtreckte. Mitten in dem Thale glänzte weiß im Sonnenlichte, als ein auffallender Gegenſtand, ein gewaltig großer viereckiger platter Felsblock; er ſah aus wie ein Megalith, von Rieſen hingelegt, um das Grab eines verſtorbenen Heros zu decken. Andere, die einen kleinern Umfang hatten, lagen hier und da zerſtreut und verliehen dem Platze etwas von dem Anblick eines Gottesackers. Als wir weiter vordrangen, war der Boden mit Steinen und Schlacken bedeckt, die haufenweiſe nach allen Richtungen lagen und für die Pferde das Reiſen ſehr ſchwierig machten, und als wir an die Hügel ſelbſt kamen, war ihr Anſehen entſchieden vulkaniſch. Die ganze unmittelbare Umgebung dieſer Hügelkette ſah eigenthümlich wild, zerriſſen und ungeheuerlich aus; deſſen ungeachtet waren Strauße und Guanacos in großer Menge zu ſehen. Als ich über den einen Hügel ritt, wo unter anderen phantaſtiſchen Geſtalten, welche die hin- und hergeſchleuderten Felſen gebildet hatten, ſich ein natürlicher Corral oder Kreis von gewaltig großen Felſenſtücken befand, der ſcheinbar regelmäßig gebaut war, aber einen übermenſchlichen Umfang hatte, war mein erſter Gedanke: „Was für eine Hölle muß dies geweſen ſein, als die Vulkane thätig waren und die Lavaſtröme und Steingüſſe ausſpien, und das iſt vielleicht noch nicht lange her!“ Während ich in Santa Cruz war, erzählte mir Caſimiro von einem thätigen Vulkan, der in einer Entfernung und in einer Richtung liegen ſollte, nach welcher er zu dieſer Kette gehören mußte. Früher ſei die Umgegend derſelben von den Indianern viel beſucht worden, weil im Winter die Guanacos in großer Anzahl dahin kamen; aber die Pferde der Indianer hätten ſich meiſtens vergiftet, indem ſie das Waſſer eines dicht an

der Kette laufenden Fluſſes tranken, und bald darauf ſeien durch ein Erdbeben oder durch die Erſchütterung bei einem vulkaniſchen Ausbruch alle Toldos umgeworfen worden; ſeitdem hätten ſie ſich nicht mehr in die Nähe des Platzes gewagt. Caſimiro und Gonzalez hätten jedoch ſpäter den Vulkan beſtiegen und in der Umgegend viele Guanacos erlegt. Es wurde auch noch erwähnt, daß die Indianer, als ſie ſich am Cuheyli oder Coy-Einfahrt-Fluſſe gelagert hatten, in fürchterliche Maſſen dichten ſchwarzen Rauches, der ſich von Weſten herwälzte, eingehüllt wurden und dadurch in großen Schrecken geriethen. Daß Weideland abgebrannt ſei, davon fand ſich ſpäter keine Spur; man vermuthete daher, daß die Canoe-Indianer des Chonos-Archipel die weſtlichen Wälder in Brand geſteckt hätten, viel wahrſcheinlicher aber lag die Urſache des Rauches in einem vulkaniſchen Ausbruche. Durch die hier beſprochenen Hügel ging ein, von einer Kluft gebildeter Hohlweg; auf beiden Seiten ſtanden ſenkrechte Felſenwände, die ſo gleichmäßig abgeböſcht waren wie die Seiten eines Durchſtichs auf einer Eiſenbahnlinie. Während wir auf demſelben dahintrabten, bemerkte ich mehrere Höhlen, welche, wie J'aria nach einer mündlichen Ueberlieferung wußte, die Indianer früher als Wohnplätze benutzt hatten. Dieſer Engpaß führte in ein anderes Thal, das noch holpriger und noch mehr mit ſcharfeckigen Felſenſtücken beſtreut war, zwiſchen welchen verkümmerte Sträucher hervorzukommen begannen; in Zwiſchenräumen ſah man wohl auch Lagunen, von welchen manche um die Ränder herum mit einer Kruſte von Salpeter überzogen waren und brackiges Waſſer enthielten. Gegen Abend lagerten wir uns neben einer kleinen Lagune von kreisförmiger Geſtalt, mit mauerähnlichen Klippen, die gegen zweihundert Fuß von ihren Ufern ſtanden und faſt rings um dieſelbe herumgingen. Während die Leute Brennholz ſchafften, ſchlenderte ich, die Büchſe in der Hand, ein wenig umher; Guanacos waren in Menge zu ſehen, aber es gelang mir nur, ein einziges zu verwunden, das auf drei Beinen davonlief. Spuren von einem Puma, in der Geſtalt von Aas, waren ebenfalls vorhanden, aber Leo ſelbſt hatte ſich verſteckt. So kehrte ich denn mit leeren Händen zu dem Feuer zurück, wo ich ein erfreuliches Abendeſſen von wilder Ente und Guanaco-Fleiſch eben fertig fand. Es war ſchöner Mondſchein und die Luft gerade kalt genug, um eine ſtärkende und aufheiternde Wirkung auszuüben; Einige von uns blieben daher, rauchend und ihre Heldenthaten zum Beſten gebend, ſitzen, bis die Stunden mit kleinen Zahlen ka-

men. Die Erzählungen betrafen hauptſächlich in den Pampas erlebte Abenteuer. Joſé erzählte, wie er und ſein Kamerad einmal mitten im Winter, wo tiefer Schnee lag, bei der Verfolgung einer Anzahl Flüchtlinge in ein Thal ritten, wohin zahlloſe Guanacos vor dem Sturme auf den Höhen ihre Zuflucht genommen hatten, die Thiere ſtanden gedrängt beiſammen und waren vor Kälte zu erſtarrt, als daß ſie auch nur den Verſuch gemacht hätten, zu entrinnen; ſie wurden daher abgeſchlachtet wie Ochſen in dem Schlachthauſe. Bei einer andern Jagd holte das Streifcorps die Deſerteure ein, während ſie in dem Toldo eines Indianers hauſten; es gab einen Kampf, der mit dem Tode eines der Verfolger endete; der Deſerteur, der ihn erſchoß, wurde mit der Piſtole erſchoſſen, und J'aria und Joſé ſchafften die Leiche ihres Kameraden zu Pferde nach der ſechzig Meilen entfernten Anſiedelung; ſie ritten, ohne Halt zu machen, die ganze Nacht hindurch und hatten am nächſten Morgen ihre gräßliche Reiſe vollendet. J'aria erzählte, wie ſie einmal in der Magalhães-Straße in einer Barkaſſe zwiſchen das Eis getrieben und nach der Tierra del Fuego hinübergeführt worden ſeien, wo ſie Felſen fanden, die ſo magnetiſch waren, daß eiſerne Nägel daran hängen blieben. Er unterhielt uns ferner mit einer kurzen Darſtellung ſeiner häuslichen Verhältniſſe, wie er, als ſein voriges Weib geſtorben ſei, eine Chilotin geheirathet, damit ſeine Kinder eine Mutter und er ein Weib habe; er nannte ſie daher im Geſpräch auch immer „Madre Muger" — Weib-Mutter.

Am nächſten Morgen brachen wir frühzeitig auf, durchritten einige unebene Pampas, wo dann und wann ein Hügel ſtand, und kamen an den Abhang, der in das Thal des Rio Gallegos hinabführt. Ein oder zwei Wettrennen nach Füchſen, die gewöhnlich in ſehr kurzer Zeit ihren Tod fanden, und ein Kampf mit einem Pumaweibchen, das Einer der Leute durch einen prächtigen Revolverſchuß durch den Kopf erlegte, brachten in unſern Marſch einige Abwechſelung. Am Rio Gallegos feſſelte die ſehr merkwürdige Terraſſenbildung, die ich ſpäter in größerem oder kleinerem Maßſtabe auch bei anderen patagoniſchen Flüſſen beobachtete, meine Aufmerkſamkeit zum erſten Male. Nach Weſten ſtand, einige Meilen entfernt, ein hoher Hügel, anſcheinend von Baſalt, deſſen viereckiger Gipfel mit ſcheinbar regelmäßigen Mauern und Thürmen von ferne genau wie eine umfangreiche Feſtung ausſah; er diente als Zeichen, um den Durchbruch in der Barranca zu finden, der eine natürliche Straße bildete, auf welcher wir die erſte oder obere, anderthalb Meilen breite Terraſſe

erreichten. Von dieſer führte ein Abfall oder abgeböſchter Hang von fünfzig Fuß und noch darüber auf eine zweite Terraſſe oder Ebene von gleicher Ausdehnung hinab. Sie endete in einem zweiten Abfall, an deſſen Fuße das Bett des Fluſſes lag. In den Sommermonaten läßt, glaube ich, der Fluß an vielen Stellen ſich durchwaten; als wir ihn überſchritten, reichte jedoch das Waſſer ungefähr bis dahin, wo, wenn man in einem engliſchen Sattel reitet, die Klappen der Satteltaſchen ſind. Nachdem wir über die Furth hinüber waren, wurde Halt gemacht, um eine Pfeife zu rauchen. Während wir dies thaten, beobachteten wir die kreisförmigen Schwingungen eines gewaltig großen Geiers von der Condor-Art; er ſchwebte eine Zeit lang und ließ ſich endlich dreiſt auf einer etwa hundert Meter entfernten Felſenſpitze nieder; der Soldat, deſſen Carabiner immer fertig war, ſchoß daher nach ihm, traf ihn aber nicht, zum großen Kummer Gallegos', der feſt behauptete, das Herz des Geiers ſei ein gutes Mittel für gewiſſe Krankheiten. Dann ſaßen wir auf, ritten etwa eine Meile weit und machten, da J'aria behauptete, daß einige Stunden weiter hin das Waſſer ſelten ſei, für die Nacht an einer Quelle Halt, die aus einer in dem Abhange zwiſchen der oberen und unteren Terraſſe befindlichen Ravine ſich ergoß, wo es gute Weide gab. Als das Bivouak hergerichtet war, gingen José und ich fort, um zu verſuchen, ob wir vielleicht ein Guanaco ſchießen könnten; die Ebene war jedoch zu frei; wir zündeten daher einen Haufen dürres Gras an, um etwa in der Nähe ſich aufhaltende Indianer herbeizulocken, und begingen dann die große Thorheit, im Fluſſe ein Bad zu nehmen. Das Waſſer war durchdringend kalt, und die ſchlimmen Folgen dieſes unzeitigen Genuſſes haben wir noch lange darnach gefühlt. Der Soldat war mitlerweile fort; er jagte zu Pferde einer großen Heerde nach, kehrte aber um die Abenddämmerung mit leeren Händen zurück. Am nächſten Morgen brachen wir gegen neun Uhr auf; wir wurden, wie gewöhnlich, ſo lange durch die Pferde aufgehalten, die fortgelaufen waren und in einiger Entfernung umherſchweiften. Wir ritten den Abhang hinauf und etwa eine Stunde weit über die höhere Terraſſe, eine kahle, traurige Einöde, bis wir an eine Lagune kamen, die mit Hochlandsgänſen bedeckt war und gerade unter dem lag, was man als die Barranca der Ober-Pampa bezeichnen kann. Hier machten wir Halt, um eine Pfeife zu rauchen und uns zu erwärmen, weil wir die Wirkungen des durchdringend kalten Windes ſpürten, die wir wieder vertreiben wollten. Wir waren eben im Begriff,

unſere Reiſe fortzuſetzen und den ſteilen Abhang nach den oberen Ebenen hinaufzureiten, als zur Erwiederung des Signalfeuers, das wir hinter uns gelaſſen hatten, in nordöſtlicher Richtung große Rauchſäulen zum Himmel emporſtiegen. Wir zogen weiter, und als wir ganz oben auf der Höhe anlangten, ſchauten wir uns begierig nach dem Feuer um; aber es war Nichts zu ſehen. Die vor uns liegenden Ebenen waren dem Anſchein nach ohne alles Leben, hier und da ein verirrtes Guanaco ausgenommen. Da zündete J'aria einen in der Nähe ſtehenden Buſch an, wodurch dichte Wolken ſchwarzen Rauches entſtanden; dies wurde in einigen Minuten in derſelben Richtung erwiedert, in welcher der ſchon vorher beobachtete Rauch ſich zeigte. Endlich erſpähten wir einen Reiter, der auf uns zu galoppirte; es war ein Indianer, Namens Sam, Sohn des Häuptlings Caſimiro, der in den Miſſionsberichten erwähnt wird. Nachdem er kurze Zeit mit J'aria und Gallegos ſich unterhalten hatte, wandte er ſich zu mir und ſagte in engliſcher Sprache: „Wie geht es Ihnen? Ich ſpreche nur wenig Engliſch;" er hatte es während eines Beſuches auf den Falklands-Inſeln gelernt, wo er auch ſeinen Spitznamen Sam Slick erhielt. Dann galoppirte er in voller Eile davon und brachte ſeine Gefährten herbei, die ſich in einer in der Nähe befindlichen Vertiefung verborgen gehalten hatten, damit wir ſie nicht ſehen ſollten. Die ganze Geſellſchaft beſtand aus zwei Männern, einem Knaben und zwei Frauen; ſie waren alle beritten und hatten, wie es ſchien, eben aufgehört zu jagen, da ſie eine Maſſe friſches Guanacofleiſch bei ſich hatten. Wir hielten an einem Buſche und hatten in einigen Minuten ein Feuer angemacht. Da die Pfeife herumgereicht wurde, ſo hatte ich Gelegenheit, die Indianer genau zu beobachten. Die Männer waren ſchöne muskelſtarke Exemplare. Der Eine, den ſie Henrique nannten, war ein Fuegier (oder Feuerländer); er war, glaube ich, früher Kriegsgefangener geweſen, jetzt aber Doctor oder Hexenmeiſter. Er reiſte mit dieſer Geſellſchaft von dem übrigen Theile des Stammes getrennt, weil einiger Verdacht auf ihm ruhte, daß er Schuld an dem Tode eines Häuptlings ſei. Einer der Männer, länger als die Uebrigen, war ein Tehuelche. Der Knabe ſah geweckt aus und hatte Verſtand, und es zeigte ſich ſpäter, daß Don Luiz Buena ihn eine Zeit lang bei ſich gehabt und ſich vergebens bemüht hatte, ihm die ſpaniſche Sprache beizubringen. Sie waren ſehr herzlich, und beſonders drangen ſie mir mehr Fleiſch auf, als ich fortbringen konnte; doch zeigte ſich in ihrem Benehmen ein gewiſſer

Zwang, wahrscheinlich weil sie sich bewußt waren, daß sie mit den Deserteuren in Verkehr gestanden hatten; J'aria rieth ihnen, sie sollten, wenn sie dieselben etwa träfen, sie in die andere Welt befördern. Die Frauen trugen Flaschen voll Wasser bei sich, das sie uns bereitwillig gaben; es erquickte uns sehr und brachte uns wieder zu Kräften, denn wir waren Alle vor Durst fast verschmachtet.

Gallegos fragte Sam, ob er uns nach Santa Cruz führen wolle, da J'aria den Weg nicht ganz sicher wisse. Die von den Guanacos gemachten Bahnen werden fast von Jedermann, die Indianer ausgenommen, leicht mit dem Pfade der „Chinas" oder aus Frauen und beladenen Pferden bestehenden Caravanen verwechselt; nimmt man dazu noch auf den Pampas den Mangel an Merkmalen, nach welchen man einen Ort wieder auffinden könnte, und die in Verwirrung bringende Reihenfolge von Hügeln, die genau einer wie der andere aussehen, so ist es nur zu leicht, die Richtung zu verlieren. So waren zum Beispiel von den zehn Deserteuren, die das Streifcorps suchte, sechs verschwunden, ohne daß man je wieder Etwas von ihnen gehört hat. Unser Führer J'aria selbst verlor, als er von Santa Cruz nach der Colonie reiste, den Weg und würde sicher verhungert sein, hätte ihn nicht glücklicherweise eine Horde Indianer getroffen. Nachdem Sam sich bereit erklärt hatte, mit uns zu gehen, nahmen wir von den Indianern Abschied; für ihre Geschenke an Fleisch erhielten sie als Gegengeschenk ein wenig Tabak und ritten ab. Plötzlich sprang ein Fuchs aus einem nahen Busche auf. Als der Soldat ihm nachsetzte, schrie Sam: „Halt, ich will es Ihnen zeigen," gab zu gleicher Zeit seinem Pferde die Sporen, schnitt Reinecken ab, griff an den Leibgürtel, zog seine Bolas heraus, schwang sie zweimal um den Kopf herum, und in der andern Minute lag der Fuchs da und war todt; wo die Metallkugel ihn getroffen hatte, waren ihm die Rippen vollständig eingeschlagen. Unter der Leitung unsers neuen Führers, der mit mir voranritt, zogen wir quer über eine Reihe hoher kahler Ebenen, die sich häufig zu unregelmäßigen Vertiefungen senkten, welche keine Bäche und Flüsse, aber gewöhnlich Lagunen mit Salz- oder Brackwasser enthielten, bis wir gegen vier Uhr Nachmittags uns in das Thal des Rio Cuheyli oder des Flusses hinabbegaben, der in der Coy-Einfahrt ausmündet. Die Terrassenbildung tritt hier, wenn sie auch bemerkbar ist, doch nicht so entschieden auf. Eine Zeit lang ritten wir in regelrechtem Marsch dem Pfade nach; als aber ein Strauß beinahe unter den Füßen unserer

Pferde aufſprang und über einen marſchigen Sumpf entrann, wo die Pferde ihm nicht folgen konnten, erwachte Sam's leidenſchaftliche Neigung zur Jagd, und er machte mir, dem Soldaten und José den Vorſchlag, den Pfad — der, wie er mit nachdrucksvoller Verachtung ſagte, gut für Frauen, aber nicht für Männer ſei — zu verlaſſen und die Barranca hinaufzureiten, um ihn mit den Bolas einen Strauß fangen zu ſehen. Als wir daher die Pampa wieder erreicht hatten, ſtellten wir uns, ungefähr zweihundert Meter von einander, in Linie auf, um einen gewiſſen Flächenraum abzutreiben, und zwar nach einem Punkte hinab, wo ein ſanfter Abhang nach dem Thale ſich befand, ſo daß wir den vorrückenden Zug der Uebrigen wieder trafen. Außer einem einzigen Strauß, der in großer Eile an einem andern Punkte nach dem Thale hin verſchwand, und einem Paar Tauben, die mich ſehr intereſſirten, ſahen wir Nichts; wir kehrten daher auf den Pfad zurück und eilten, da die Nacht hereinbrach, vorwärts, weil wir gern noch die Furth des Fluſſes überſchreiten und auf der andern Seite uns lagern wollten. Um ſieben Uhr waren wir an einer aus der Barranca entſpringenden köſtlichen Quelle angelangt, wo es Brennholz in Ueberfluß gab; Gallegos ließ daher Halt machen, obgleich Sam noch weiter zu ziehen wünſchte, indem er bemerkte, der Mond ſcheine ſo hell, daß es „gerade wie am Tage" ſei. Wir bereiteten uns ein gutes Abendeſſen von Guanacofleiſch, was, da wir vorher immer nur Charqui hatten, eine angenehme Veränderung war, und ſchlugen dann unſer Nachtlager auf. Das Thal des Cuheyli deutet die Terraſſenbildung ſchwach an, wenn es auch nicht ſo deutlich ausgeprägte Terraſſen darſtellt, wie jene ſind, die am Gallegos-Fluſſe ſich hinziehen; aber die unterſte oder Fluß-Ebene, die in der Umgebung der Furth beinahe zwei Stunden breit iſt, zeigt den Charakter größerer Fruchtbarkeit: das Weidefutter ſteht üppig und iſt gut. Von den Quellen ſchmeckten eine oder zwei — beſonders diejenige, aus der wir gegen den Rath und das Beiſpiel unſers Führers tranken — ſtark nach Eiſen, was zur Folge hatte, daß die ganze Geſellſchaft an innerer Zerrüttung litt, und Sam behauptete, daß in der Nähe unſers Lagers eine Schicht der ſchwarzen Erde liege, mit welcher die Indianer ſich den Leib bemalen. Nach einer Nacht mit ſtarkem Froſt brachen wir früh auf und kamen bald an die Furth. Unſer Führer war verſchwunden; aber während wir die Ballen in Ordnung brachten, ſahen wir nach Oſten eine Maſſe ſchwarzen Rauch aufſteigen; Sam hatte durch denſelben ſeinen Landsleuten ein Signal

gegeben und schloß sich uns auf dem Marsche über die ein wenig ansteigende Ebene wieder an. Da bemerkten wir, daß zahlreiche Indianer in der Richtung auf uns zu galoppirt kamen und an verschiedenen Stellen den Fluß überschritten, wie J'aria sagte, ohne sich im geringsten darum zu kümmern, ob Furthen vorhanden waren oder nicht. Wir machten Halt und wurden bald von ungefähr vierzig oder noch mehr Indianern umringt; die meisten ritten brauchbar aussehende Pferde ohne Sattel. Da sie sich sehr freundlich zeigten, gab Gallegos ihnen etwas Zwieback und Charqui. Ihre Häuptlinge — der Obercacique war ein Neffe Casimiro's — stellten sie in leidlich guter Ordnung in einen Halbkreis auf, um das Geschenk in Empfang zu nehmen. Es waren unter ihnen ohne Zweifel einige sehr lange Männer, aber was mir besonders auffiel, war die prächtige Entwickelung ihrer Brust und Arme. Obgleich ein sehr schneidender Wind ging, hatten doch Viele von ihnen in gleichgültiger Weise die Mäntel zurückgeworfen, die nackte Brust der Luft aussetzend, und fühlten sich, wie es schien, durch die Kälte nicht im mindesten belästigt. Sie erkannten mich sofort für einen Engländer an, kamen aber heran und betrachteten mich genau und baten unter lautem Gelächter, wobei sie eine regelmäßige Reihe wunderbar reinlicher Zähne zeigten, um Tabak. Daß ich ihre zudringliche Bitte erfüllte, darüber wurde Sam sehr neidisch; er quälte mich eine Zeit lang immer mit Bemerkungen wie: „Mich sehr friert, keinen Poncho bekommen;" „Mich kein Messer bekommen, mich keinen „Pellon" (Satteldecke) bekommen," bis er sah, daß sein Betteln nichts half, und in düsteres Schweigen verfiel. Ein Zug aus der Pfeife brachte ihn jedoch in seine gewöhnliche heitere Stimmung zurück, und während wir dahingaloppirten, sang er ein indianisches Lied, das aus den in verschiedenen Tonarten vorgetragenen Worten „Ah dsche leh loo, Ah dsche leh loo" bestand.

Nachdem wir einige Stunden weit in einer etwas freieren, aber noch immer wellenförmigen Gegend geritten waren, trat in den Pampas eine Unterbrechung ein. Hügel mit unregelmäßigen und malerischen Umrissen, mit labyrinthischen Thälern oder Ravinen, die nicht in paralleler Ordnung liefen, sondern mit einander in Verbindung standen, nahmen ein weites Gebiet ein, und wenn auch das Reisen hier bedeutend schwieriger war, so gewährte doch der Anblick der Natur, nachdem wir bisher immer nur einförmige kahle Ebenen gesehen, eine angenehme Abwechselung.

Wir hielten in einem indianiſchen Lager, das unten an einem ſpitzen Hügel, Namens „Otiti", in einem Thale lag, wo es Lachen mit ſüßem und ſalzigem Waſſer ganz nahe bei einander gab. Zwiſchen den Weihrauch- und Dornbüſchen, die in dieſen Gegenden hier und da vereinzelt ſtehen, ritten wir heute noch an einem andern Strauche vorüber; er hat eine dicke rauhe Rinde, die ſich leicht ablöſt, worauf eine lange rattenſchwanzähnliche Ruthe übrig bleibt. Vom Rio Gallegos an hatte der Boden im Allgemeinen eine gelbere Farbe angenommen, als auf der Südſeite jenes Fluſſes; doch fand ſich in den Thälern und Vertiefungen in der Regel dunkle Torferde, und die Oberfläche der Pampas hatte ein öderes Anſehen bekommen, indem ſie mit kleinen Kieſeln beſtreut und mit Büſchen — gewöhnlich von dorniger Art — beſtanden war. Runde Klumpen ſtachliger Diſteln, die, wenn man ein angezündetes Streichhölzchen daran hält, wie Zunder brennen — und einige vereinzelte Büſchel verwelkten Graſes machten die ausgehungerten kahlen Wüſten, über die der Wind mit ſchneidender Heftigkeit blies, nur noch öder; dennoch ſind ſie die Heimath großer Heerden Guanacos, vieler Strauße, Pumas und Armadille, wenn auch die letzteren in dieſer Zeit behaglich ihren Winterſchlaf hielten.

Am nächſten Morgen waren keine Pferde zu ſehen, und da es zehn Uhr wurde, ohne daß ſich eine Spur von ihnen zeigte, ſo fingen wir Alle an, Verdacht auf die Indianer zu werfen. Sam machte, ohne dazu veranlaßt zu werden, die Bemerkung, daß, wenn ſie (die Indianer) uns einen ſolchen Streich geſpielt hätten, er am folgenden Abend hingehen und mit allen ihren Thieren aufräumen werde. Glücklicherweiſe brauchte er dieſe Drohung nicht auszuführen, denn es ſtellte ſich heraus, daß die Pferde ſich nur in ein anderes Thal verlaufen hatten. Da wir uns jetzt Santa Cruz näherten, das die letzten Indianer eben verließen, weil ſie mit ihren Handelsgeſchäften fertig waren und den ganzen Grog weggetrunken hatten, ſahen wir viele Rauchſäulen, die von ihren Jagdpartieen herrührten. Nachdem wir über das zerriſſene Terrain hinweg waren und die hohe Pampa erreicht hatten, ritten Sam und ich voraus und vertrieben uns die Zeit mit fruchtloſer Jagd auf Guanacos oder Strauße; Sam konnte mit ſeiner Gewandtheit im Bolaswerfen Nichts ausrichten, weil er auf einem Pferde ſaß, das zur Expedition gehörte und nicht daran gewöhnt war. Wir zogen wieder an vielen Salz-Lagunen vorüber und kamen gegen Abend an einen Abhang; er war drei- bis vier-

hundert Fuß lang und führte in ein Thal, in dem ſich eine große Salina befand; hier hielten wir und machten unſer Feuer neben einer Quelle an, in deren Nähe, wie Sam mir mittheilte, die Gräber zweier Indianer lagen; er gedachte derſelben mit größter Hochachtung und mit ehrfurchtsvoller tiefer Stimme.

Unſer Signalrauch, der ebenſowohl die Indianer anlocken als Gallegos und J'aria die Richtung unſers Weges angeben ſollte, wurde bald von den gegenüberſtehenden Hügeln auf der Nordſeite des Thales aus erwiedert, und kurz darauf kam ein Zug berittener Frauen und Kinder den vor uns liegenden Abhang herab und bewegte ſich auf unſer Feuer zu, wo, wie Sam mir ſagte, ihr beabſichtigter Lagerplatz war. Wir zogen ihnen entgegen, und Sam führte die Unterhaltung in ihrer Sprache; er verdolmetſchte mir, daß ſie vor zwei Tagen von Santa Cruz fortgegangen ſeien, und daß Don Luiz Piedra Buena ſeine Beſitzung auf der Inſel verlaſſen habe, um in ſeinem Schooner nach Buenos Ayres zu fahren, während die nördlich von Santa Cruz gelagerten nördlichen Indianer, mit welchen ich weiter nach dem Rio Negro zu reiſen hoffte, bis zum nächſten Frühling nicht zu marſchiren gedächten. Als wir jene Damen, unter welchen ſich ein junges und zwar ziemlich hübſches Mädchen befand, verließen, hob ich zum Gruß die Mütze in die Höhe; da brach die ganze Gruppe in lautes Lachen aus und ſchrie: „Engländer, Engländer!" Mitten unter dieſem Geſchrei ritten wir ab, um uns den übrigen Mitgliedern unſerer Reiſegeſellſchaft, die abſichtlich von dem geraden Wege abgewichen waren und eben das Thal in öſtlicher Richtung überſchritten, wieder anzuſchließen. Sam bot Alles auf, um Gallegos zu bewegen, am indianiſchen Lager anzuhalten, aber der Letztere war klug genug und entſchloß ſich, ungefähr eine Stunde weiter zu ziehen; denn er wußte, daß, wenn er hier Halt machte, der Vorrath an Proviant bedeutend angegriffen wurde, und dies zu vermeiden, war im Hinblick auf die Rückreiſe, bei welcher die Geſellſchaft vielleicht ſich noch vermehrt hatte, wünſchenswerth. Wir verließen demnach das geſchützte Thal und lagerten uns auf dem Plateau an einer dem Winde ausgeſetzten Stelle in der Nähe einer Lagune, deren Eis wir durchbrechen mußten, um uns Waſſer zu verſchaffen. Es war eine ſchneidende Kälte, und das Zelt gewährte nur theilweiſen Schutz gegen den ſcharfen Wind; die ökonomiſche Vorſicht unſers Anführers hatte daher zur Folge, daß die ganze Geſellſchaft die kälteſte Nacht verbrachte, die wir bis jetzt erlebt hatten.

Während des Abends besuchten uns mehrere Indianer und brachten Strauß- und Guanacofleisch als Geschenke. Der Soldat gab mir ein Stück von dem Magen des Straußes (der als Leckerbissen gilt); er hatte ihn auf der Spitze seines Ladestocks gekocht; aber ich muß gestehen, ich fand im Augenblick nichts Besonderes daran, wiewohl ich späterhin auf meiner Reise an dieser und anderen sonderbaren Delicatessen Geschmack finden lernte. Unter den Indianern, die uns diesen Abend Gesellschaft leisteten, war „Pedro el Platero", der in Mr. Gardener's Missionsbuche erwähnt wird; auch eine alte Squaw befand sich unter ihnen, die sich des Namens „La Reina Victoria" (die Königin Victoria) erfreute, und die zu vielen Neckereien Veranlassung gab, indem meine chilischen Freunde behaupteten, ich müsse die Königin der Pampas in gebührender Form begrüßen; nachdem sie jedoch eine Ladung in ihre Pfeife und etwas Feuer dazu — das war Alles, was sie verlangte — bekommen hatte, war sie bald in der Dunkelheit verschwunden. Am nächsten Morgen früh verließen wir das Lager gern, da die Kälte unvermindert fortdauerte; der Wind blies uns gewaltig in's Gesicht und war, obgleich er von Norden kam, so schneidend, daß Sam und ich immer fortgaloppirten und von Zeit zu Zeit Feuer anmachten.

So ritten wir vorwärts über einen Landstrich, der an Verödung alle Districte übertraf, die wir bis jetzt durchreist hatten. So weit das Auge reichte, erstreckte sich eine ebene Wüste, die nicht einmal durch eine Anhöhe oder Vertiefung gemildert wurde; der Anblick der niedrigen verwelkten Sträucher, des groben verdorrten Grases und der hier und da liegenden Flecke kieselbestreuten Landes, der dreißig Meilen weit das Auge mit traurigem Einerlei ermüdete, erzeugte ein außerordentliches Gefühl banger Niedergeschlagenheit, das später sich noch einmal einstellte, als ich durch die Travisia reiste, die sich am Rio Negro hinzieht und dem hier besprochenen Districte, wenn auch in kleinerem Maaßstabe, gleicht. Hier und da sich findende gefrorene Lagunen, ohne Zweifel durch Regen gespeist, lassen diese pfadlose Wildniß nur noch öder erscheinen. Daß Sam anhielt und bemerkte, er sei durchaus nicht sicher, daß er sich nicht verirrt habe, machte die Lage nicht besser. Die einzige Veränderung bot ein unglücklicher Fuchs, den wir so lange jagten, bis er auf das Eis einer Lagune, wie er glaubte, entrann, aber die verrätherische Oberfläche gab nach und der arme Reinecke sank, nach wackerem Kampfe, so tief, daß er mit dem Lazo nicht zu erreichen war. Endlich, gegen

zwei Uhr, hörte die Wüste mit einer Klippe auf, die aus dem zu unseren Füßen liegenden Thale emporstieg, und wir blickten auf den sich schlängelnden Fluß der Santa Cruz hinab.

Wir warteten, bis die Uebrigen nachkamen, und ritten dann durch eine Bergschlucht in das Thal hinunter. Nachdem wir uns hier durch einen Trunk Wasser erquickt hatten, schlugen wir einen Pfad ein, der stromabwärts dem Flusse folgte. Bei der Aussicht auf ein baldiges und glückliches Ende unserer Reise waren wir Alle wohlgemuth, und J'aria wurde fortwährend gefragt, wie weit es bis zur Ansiedelung noch sei. Seine Antwort lautete unveränderlich: „Eine Stunde," und wir ritten dahin, immer vergeblich erwartend, jeden Augenblick den Ort zu sehen; der Weg ging um unzählige Vorgebirge oder Spitzen herum, wo die Barranca in das Thal vorrückte. Jede dieser vorspringenden Klippen, die wie Vorposten der Pampas dastanden, sollte nach J'aria's Behauptung eine nach der andern die letzte sein, während Sam die ganze Zeit ein würdevolles Schweigen beobachtete, bis wir endlich um 7 Uhr 30 Minuten, wo wir fast verzweifelt waren, daß wir überhaupt jemals anlangen würden, an die der Insel, auf welcher sich die Ansiedelung befindet, gegenüberliegende Furth kamen und Hundegebell unsere Ohren begrüßte. Nachdem Sam gerufen hatte, kam die Antwort zurück, daß, wenn wir diese Nacht hinübergehen wollten, wir uns beeilen müßten, da die Fluth schon eingetreten sei. Wir ritten daher weiter, um sofort überzusetzen, und kamen mit genauer Noth davon, ohne daß unsere Pferde schwimmen mußten, was bei einer kalten, frostigen Nacht durchaus nichts Angenehmes gewesen wäre.

Meine Vorstellungen von dem Zustande und Umfange der Ansiedelung — und ich muß gestehen, meine Träume von einem „Aufheiterer" und sogar von Wein, der meinen durchkälteten Leib etwas erwärmen sollte — wurden leider durch die Wirklichkeit zerstört; die gedeihende, wenn auch kleine Stadt, die ich mir in der Phantasie geträumt hatte, wurde durch ein einziges Haus vertreten, und der Wein und Branntwein war aller verbraucht worden. Dies wurde jedoch dadurch, daß ich in Mr. Clarke — oder, wie die Indianer ihn nannten, „Clakalaka" — einen alten Bekannten entdeckte, den ich vor einigen Jahren auf den Falklands-Inseln kennen gelernt hatte, vollständig ersetzt. Man stelle sich seine Ueberraschung vor, als plötzlich ein Mann erschien, von dem er dachte, er wäre weit entfernt. Zu meiner

großen Freude fand aber der Ausflug, den ich mir vorgenommen, ſeinen vollkommenen Beifall. Sein herzliches Willkommen und ſein heißer Kaffee heiterten uns bald auf, und als wir uns erwärmt und ausgeruht hatten, beſprachen wir meine Pläne. Es zeigte ſich, daß die Indianer in Bezug auf Don Luiz Buena's Reiſe und die Abſichten der nördlichen Tehuelchen uns nicht falſch berichtet hatten; aber Mr. Clarke glaubte, daß der Schooner noch in der Mündung des Fluſſes liege und auf offenen Wind warte, und übernahm es, einen Boten abzuſenden, der mit Don Luiz ſprechen ſollte. Mein Zweck war, die Erlaubniß zu erlangen, in der Anſiedelung mich aufhalten zu dürfen, bis der Schooner zurückkehrte, damit ich mich dann mit Vorräthen verſehen konnte, die ich zu Geſchenken für die Tehuelchen brauchte. Nach einem angenehmen Geplauder legte ich mich auf eine, auf dem Fußboden gemachte Streu zur Ruhe, ganz zufrieden damit, daß ich den erſten Theil meines Planes ausgeführt hatte, und das glückliche Gelingen des Ausflugs nach Santa Cruz als gutes Zeichen für den noch übrigen Theil der Reiſe nehmend.

Zweites Kapitel.

Santa Cruz.

Vorſtellung bei den Häuptlingen. — Orkeke. — Chiliſche Deſerteure. — Die Anſiedelung. — Die Inſel Pabon. — Von der Natur gebotene Vortheile. — Die Miſſionsſtation. — Mr. Clarke. — Unſer Zirkel auf Pabon. — Expedition nach dem See Viedma. — Winterbeſchäftigungen. — Arbeit und Spiel — Caſimiro's Abenteuer. — Sein Charakter. — Ein Jagdausflug im Winter. — Ein Schneeſturm auf der Pampa. — Das Santa-Cruz-Thal. — Den Fluß hinauf. — Die nördlichen Hügel. — Pumas. — Teufelsaugen. — Eine Jagd zu Fuße. — Starke Kälte. — Die Deſerteure kommen wieder. — Reiſe nach dem indianiſchen Lager. — Erſte Nacht in einem Toldo. — Ein Pferd im Schlepptau. — Abſchied von Santa Cruz.

Das Erſte, was wir am nächſten Tage thaten, war die Abſendung eines Boten mit dem Auftrage, den Schooner anzureden, wenn er etwa noch in der Mündung des Fluſſes ſich aufhalten ſollte. Meine chiliſchen Freunde hatten einige der Deſerteure gefunden; der Mayor Domo hatte dieſelben zur Arbeit angenommen und ſpäter auf Anſuchen eines Gerichtsdieners, der von Punta Arena aus im Schooner herumgeſchickt wurde, um Don Luiz zu bitten, bei ihrer Verhaftung behülflich zu ſein, in enger Gefangenſchaft feſtgehalten. Gegen Mittag kam Caſimiro, angeblicher Häuptling der Tehuelchen und Sam Slick's Vater, von einer Jagdpartie hereingeritten; er ſaß auf einem ſchlanken, wohlgeſtalteten Pferde und hatte ein Guanaco auf dem Sattel. Ich wurde mit der üblichen Förmlichkeit vorgeſtellt, und mein Plan und Zweck wurde ihm ausführlich dargelegt. Bald darauf kam auch Orkeke, der Cacique der Horde nördlicher Tehuelchen, die am Rio Chico ſich gelagert hatte. Wenn ich auf ihrer Reiſe ſie begleiten wollte, mußte ich nothwendig ſeine Zuſtimmung

haben, und durch Caſimiro's Vermittelung als Dolmetſcher, da der Häuptling nur wenig Spaniſch ſprach, wurde mein Geſuch vorgetragen. Er beſtätigte Mr. Clarke's Ausſage, daß ſeine Leute in ihrem gegenwärtigen Lager zu überwintern und dann nordwärts weiter zu ziehen gedächten, ſchien aber durchaus nicht geneigt zu ſein, die Vermehrung ſeiner Horde um einen Engländer willkommen zu heißen, denn er machte eine Menge Einwendungen, die Straße ſei ſchwer zu paſſiren, die Reiſe dauere lange, ſie hätten möglicherweiſe Kämpfe zu beſtehen u. ſ. w., u. ſ. w. Ich hoffte jedoch, daß während der Zeit, die ſie noch zu bleiben gezwungen waren, Gelegenheit ſich bieten werde, beſſer mit ihm bekannt zu werden und ſeine Zuſtimmung zu erlangen. Ich war ganz erſtaunt über das ernſte und würdevolle Benehmen des alten Häuptlings. Daß der volle ſechs Fuß hohe Maun, mit wohlproportionirtem, musculöſem Körper ſein ſechzigſtes Jahr überſchritten habe, hätte kein Menſch vermuthet, und mochte er ſich auf das ungeſattelte Roß ſchwingen oder auf der Jagd voranreiten, er zeigte eine Behendigkeit und Ausdauer, in der er ſich mit allen jüngeren Leuten meſſen konnte. Sein dichtes ſchwarzes Haar war unbedeutend grau geſtreift, und die glänzenden, geiſtvollen Augen, die Adlernaſe und die dünnen feſten Lippen entſprachen keineswegs der volksthümlichen Vorſtellung von patagoniſchen Geſichtszügen. Die zurücktretende Stirn ſchwächte den Ausdruck ſeines Geſichtes etwas, doch war daſſelbe ernſt und gedankenvoll und zu Zeiten auffallend verſtändig. Später, wo ich Monate lang mit ihm zuſammen war, hatte ich reiche Gelegenheit, ſeine Geiſteskräfte kennen zu lernen; ſie waren groß und äußerten ſich oft in kräftigen und ergötzlichen Sprüchen. Obgleich er einen ganz beſonders netten Anzug trug und ſeine Kleider reinlich hielt, ſo war er doch, wie alle Indianer, mit Ungeziefer geplagt. Einmal weckte er mich in der Nacht auf, um mit ihm eine Pfeife Tabak zu rauchen; nachdem er eine Zeit lang, dem Anſchein nach in tiefes Nachdenken verloren, da geſeſſen hatte, bemerkte er: „Muſters, die Läuſe ſchlafen nie!“ Zuweilen, aber ſelten, trank er ſich einen Rauſch, zankte jedoch nie, und es war eine ſelbſtverſtändliche Sache, daß bei einem allgemeinen Trinkgelage entweder er oder ſein Bruder Tankelow nüchtern blieb, um ihre Familien zu ſchützen. Er ſelbſt war kinderlos und hatte einen kleinen Dachshund Namens Ako adoptirt, der die Stelle und Ehrenbezeigungen eines einzigen Kindes genoß; aber er zeigte große Liebe zu ſeinen Neffen und Nichten, und auf dem Marſche oder nach

der Rückkehr von der Jagd konnte man oft das eine oder andere dieſer Kinder in ſeinen Armen ſehen. In der erſten Zeit unſerer Bekanntſchaft machte es mir immer das größte Vergnügen, wenn er, wie es oft geſchah, ſich unſerm kleinen Kreiſe anſchloß und in der Geſellſchaft ſeines alten Freundes, Mr. Clarke, ſein geſetztes Weſen aufgab und in einer Weiſe lachte und ſchwatzte, wie man es in dem gewöhnlich ernſthaften Häuptlinge gar nicht geſucht hätte. Er war zwar eiferſüchtig und mißtrauiſch, auch ein wenig geizig; er ſah es lieber, wenn die große Anzahl Pferde, Zeug und Waffen, die er hatte, ſich noch vermehrte, als wenn ſie ſich verminderte; aber von der Zeit an, wo ich ſein Gaſt wurde, war ſein Betragen gegen mich untadelhaft.

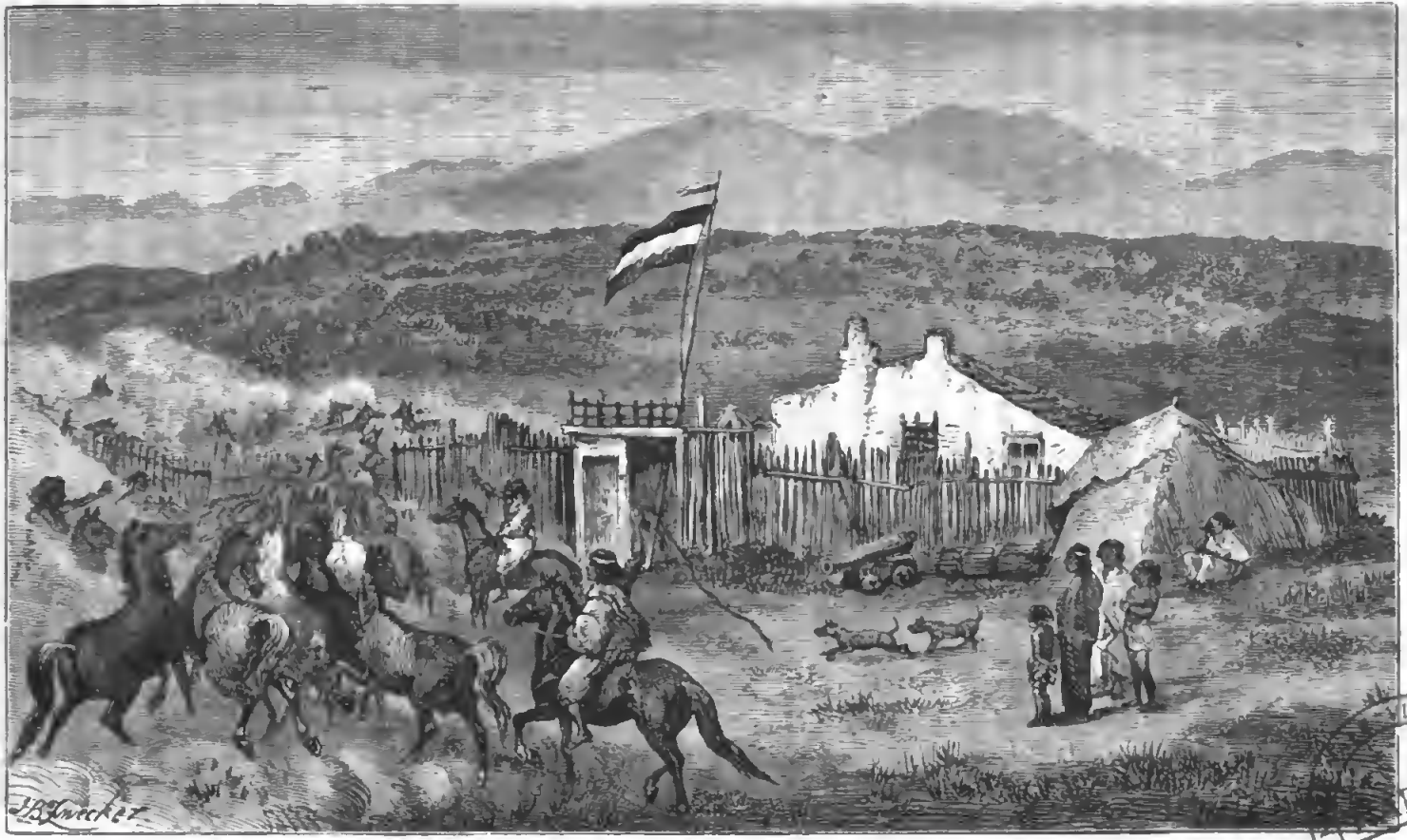
Am Abend kehrte der Bote zurück; er hatte natürlich ſeine Aufträge vollkommen falſch verſtanden und Don Luiz mitgetheilt, daß der Engländer in dem Schooner nach Buenos Ayres zu fahren wünſche; es kam daher am Morgen mit der Fluthgezeit ein Boot, um mich abzuholen. Mr. Clarke war ſo gefällig und übernahm es, ſelbſt hinzugehen und die Sache in's Reine zu bringen; er kehrte mit dem freundlichen Beſcheid zurück, daß Don Luiz mir Quartier und jede Gaſtfreundſchaft anbiete, wenn ich die nächſten zwei Monate, an deren Ende man die Rückkehr des Schooners erwarten könne, in der Anſiedelung bleiben wolle. Lieutenant Gallegos bat mich dringend, ihn wieder nach Punta Arena zu begleiten; er malte die Langeweile und Unbehaglichkeit eines Winters in Santa Cruz in ſtarken Farben aus. Es war jedoch klar, daß ich mich dadurch um die Gelegenheit, mit Orkeke noch näher bekannt zu werden und ſein Vertrauen zu gewinnen, und mit ihr um die Ausſicht, das Land zu durchreiſen, gebracht hätte. Gallegos glaubte, dieſer Plan ſei mit der größten Gefahr und mit faſt gewiſſem Untergang verbunden; da ich aber unerſchütterlich war, ſo nahmen wir liebevollen Abſchied von einander. Er und ſein ganzes Corps hatten mich, der ich doch ganz fremd war, mit der größten Freundlichkeit behandelt, und ich ſagte ihnen Adieu als echten Kameraden. Sie traten ihre Rückreiſe an und nahmen die vier Gefangenen mit; die Letztern werden jedoch in dieſem Buche noch einmal auftreten. Die Leute hatten viele Beſchwerden ausgeſtanden, um die Freiheit zu erlangen, die, wie es ſchien, ihnen jetzt wieder entzogen war. Drei von ihnen hatten ſich ein Pferd zu verſchaffen gewußt und, abwechſelnd gehend und reitend, ihren Weg zu den Indianern gefunden. Zwei von ihnen, Olate und

Roſa, der Letztere, obgleich ein reiner Knabe, mit einem durch und durch böſen und mörderiſchen Geſicht, waren unverbeſſerlich ſchlecht; aber Mei a, ein junger Menſch von neunzehn Jahren, erregte durch ſein hübſches freies Angeſicht und reinliches munteres Aeußere Mitgefühl; der Vierte, Arica, hatte, ohne alle Kenntniß des Landes und nur geführt durch einen unbeſtimmten Begriff von der Exiſtenz der Anſiedelung im Norden, ſeinen Weg von Punta Arena nach Santa Cruz zu Fuße zurückgelegt. Er war ſiebenundzwanzig Tage lang der Linie der Meeresküſte nachgegangen und hatte in dieſer ganzen Zeit nur von Schaalthieren und Seevögeleiern gelebt; er mußte unbeſchreibliche Strapazen und Beſchwerden ausgeſtanden haben, und daß er endlich doch wohlbehalten ankam, war ein Wunder geduldiger Ausdauer. Er brachte die Nachricht mit über den Verluſt eines Beiſchiffes des Schooners, einer Barkaſſe mit Verdeck, in welcher Capitän Warren und drei Mann von Staaten-Land abgeſegelt waren, ohne daß man wieder Etwas von ihnen gehört hatte. Ueber das Schickſal dieſer Mannſchaft war jetzt kaum noch ein Zweifel, da er das ſchmutzig auf den Strand geworfene Fahrzeug und ein Stück des Groß-Segels gefunden; das letztere hatte er benutzt, um ſich mit Kleidern zu verſehen.

Der hoffnungsvolle Zögling der Miſſion, Sam Slick, begleitete das Streifcorps ebenfalls. Vor der Abreiſe erbot er ſich, eine Probe von ſeiner Erziehung abzulegen, indem er ein Kirchenlied ſingen wollte, gab aber dabei deutlich zu verſtehen, daß Grog eine paſſende Begleitung ſei; da jedoch keiner vorhanden war, ſo ging uns die Gelegenheit, durch ſeinen Geſang erbaut zu werden, verloren.

Wir beobachteten den Reiterzug, bis er in der Ferne auf den obern Ebenen verſchwand, und kehrten dann nach der Station zurück, wo ich mich niederließ, um die folgenden drei Monate des patagoniſchen Winters zu verbringen. Die Anſiedelung oder Handelsſtation Santa Cruz beſteht aus nur drei Häuſern; ſie liegen auf einer Inſel, Namens „Pabon", die auf Fitzroy's Karte als Middle Island, in Islet Reach (der Inſelſtrecke), bezeichnet iſt. Die Beſitzung gehört Don Luiz Piedra Buena, kraft einer Schenkung von Seiten der argentiniſchen Regierung, die ihm auch die Capitänsſtelle bei der Flotte übertragen hat, mit der Vollmacht, alle ausländiſchen Seehundsfänger an der widerrechtlichen Betreibung der werthvollen Seehundsfiſcherei an der Küſte zu verhindern. Die Inſel iſt ungefähr anderthalb engliſche Meilen lang und hat eine durchſchnittliche Breite

Nazionale
NAPOLI
V. E. III



Station auf der Insel Pabon im Rio Santa Cruz.

von etwa 350 Meter. Vom südlichen Ufer aus kann man durch eine Furth zu ihr gelangen, die querüber gegen fünfzig Meter lang ist, aber nur bei niedrigem Wasserstande sich passiren läßt. Der nördliche Kanal ist breiter und tiefer, und wegen der Schnelligkeit der Strömung kann man ihn nicht passiren außer mit einem Boote; dies liegt an einem Tau stets bereit, um handelslustige Indianer überzufahren, und läßt sich auch benutzen, um Holz zur Feuerung herbeizuschaffen, das man auf der Insel nicht bekommen kann. Gegen hundert Meter von der Furth steht das Hauptgebäude, im Wesentlichen aus Backsteinen gebaut und mit Ziegeldach versehen; es enthält drei Zimmer und eine Art Vorhalle zum Schutze eines Neunpfünders, der den Eingang beherrscht. Es ist ferner durch ein Pfahlwerk gedeckt, auf welchem die argentinische Flagge weht, und jenseits desselben befindet sich ein Graben, der durch die Springfluth mit Wasser gefüllt wird. Diese Befestigungswerke haben den Zweck, Schutz zu gewähren, im Fall die Indianer, wenn sie unter dem Einflusse des Rums stehen, unruhig werden. Mr. Clarke erzählte zwar einige sonderbare Auftritte, von welchen er Augenzeuge gewesen war, aber bei seinem vortrefflichen Verhalten war er bis jetzt in keine Gefahr gekommen und durch seine Ehrlichkeit im Geschäftsverkehr mit ihnen hatte er sich ihre Freundschaft gesichert; man hatte einen ordentlichen Tarif mit der Billigkeit entsprechenden Preisen aufgestellt und sich gewissenhaft an denselben gehalten; nach ihm wurde ihr Tauschhandel in Straußfedern und Pelzwerk abgemacht, und wenn sie auch bei ihren Verkäufen viele Umstände machen und oft zwei bis drei Stunden lang um den zu gebenden Preis verhandeln, so wußten sie doch die Ehrlichkeit zu schätzen, mit welcher sie behandelt wurden. Ein zweites Haus lag gegen fünfzig Meter vom Hauptgebäude entfernt und führte, weil es in der Regel als Niederlage benutzt wurde, den Namen Almacén (oder Magazin); da es jetzt leer war, diente das eine Zimmer für einige der Leute als Schlafstelle, und das andere war Casimiro und seiner Familie zur Wohnung überlassen worden. Ein drittes Haus, das am östlichen Ende der Insel stand, war nicht in Gebrauch. In der Nähe desselben hatte man ein kleines Stück Land bestellt und Kartoffeln, Rüben und andere Küchengewächse mit gutem Erfolg gezogen. Mit Korn hatte man es zur Zeit meines Besuches noch nicht probirt, später säte man versuchsweise anderthalb Fanegas [1])

[1]) Eine Fanega enthält 100 Pfund.

und erntete davon, obgleich man wenig Mühe auf die Saat verwandte, zwanzig Fanegas. Da der niedrigere Theil der Insel bei hohen Springfluthen der Ueberschwemmung ausgesetzt ist, so hat man quer über denselben einen Graben gezogen, um das Wasser abzuleiten; an Bewässerung ist daher kein Mangel. Der Boden war mit verkümmerten Büschen, der kleinen, mit langen spitzigen Stacheln versehenen runden Distel und grobem Gras bedeckt. Die wenigen Schafe schienen gut zu gedeihen, nahmen aber an Zahl während des Winters merklich ab, da an Tagen, wo das Wild spärlich war, immer eines dem wüthenden Appetit zum Opfer fiel, den die schneidende Luft Patagoniens erzeugte. Auf dem Festlande graste ein großer Trupp Pferde, in einem Striche unterhalb der südlichen Barranca, „Potrero" genannt, wo das Gras, wenn es auch grob war, in höchster Ueppigkeit wuchs. Wenn man sie zur Jagd brauchte, wurden die sämmtlichen Pferde am Morgen über den Fluß herübergebracht und in den Corral getrieben; für gewöhnlich aber wurde nur ein einziges auf der Insel behalten, das für dringende Fälle bereit stand.

Es bliebe noch zu erwähnen, daß man auch einen kleinen Viehstand an Rindern und ebenso einige Schweine eingeführt hatte; da man sie jedoch nothwendigerweise auf dem Festlande weiden ließ, so hatten sie sich verirrt und waren verwildert. Die Rinder fallen wahrscheinlich den indianischen Jägern zum Opfer; die Schweine aber werden ohne Zweifel sich vermehren und die Gründer einer Schweinsraçe werden, die dereinst bestimmt sein wird, den künftigen Ansiedlern oder den wandernden Tehuelchen im Schweinsstechen einen neuen Zeitvertreib zu bieten.

Oberhalb der Insel Pabon liegen mehrere kleinere Inselchen; da sie aber von den höchsten Fluthen überschwemmt werden, so lassen sie ohne künstliche Entwässerung zum Feldbau sich nicht nutzbar machen. Von der einen, die man bewirthschaftet und mit Wurzelfrüchten bestellt hatte, erhielten wir eine Anzahl gut gewachsener Rüben. Die Spanier machten einen großen Fehler, daß sie in Port St. Julian eine Niederlassung gründeten und die weit höheren Vortheile, die Santa Cruz bot, übersahen. Die Ebenen und Inseln des letzteren bieten nicht nur gutes Gras- und Ackerland, sondern auch einen Platz für eine Stadt, der vor plötzlichen Ueberfällen der Indianer sicher ist, und was die Frage betrifft, welche der beiden Oertlichkeiten besser zu einer Schiffsstation passe, so ist zwischen denselben

gar kein Vergleich, da man in Santa Cruz bei der Fluthgezeit die Schiffe an einer geſchützten Stelle auf den Strand ziehen kann, während, wenn man den Fluß hinauffuhr, das Bauholz, zu deſſen Aufſuchung Viedma ſeine Reiſe machte, in Ueberfluß zu haben war. Gegenwärtig, wo man die Schiffbarkeit der Magalhães-Straße kennt, würde es allerdings viel bequemer und wohlfeiler ſein, Bauholz von Punta Arena einzuführen, als Holzſchläger in die Cordillera zu ſenden und das Bauholz nach Santa Cruz herabflößen zu laſſen.

In der Nähe des Potrero, auf dem ſüdlichen Ufer, iſt ein natürlicher Salzſee oder eine Salina, die von der Beagle-Expedition muß überſehen worden ſein, da Mr. Darwin als die ſüdlichen Grenzen der Salinas den Port St. Julian angibt. Im Sommer, und bis die Winterregen und der Schnee eintreten, läßt ſich hier eine unerſchöpfliche Maſſe vortreffliches Salz gewinnen. Gegenwärtig wird dieſe Salina nur ausgebeutet, um außer dem zum einheimiſchen Gebrauch nöthigen Salze noch ſo viel zu liefern, als zu dem jährlichen Seehundsfange erforderlich iſt; hätte man aber mehr Arbeitskräfte, ſo würde man finden, daß das Salz ein werthvoller Artikel zur Ausfuhr nach den Falklands-Inſeln iſt; die Salina liegt nicht ganz eine halbe engliſche Meile von dem Strande, wo es guten Ankergrund für die Schiffe gibt.

Auch der Fluß liefert viele Fiſche — eine Art Barſch und andere — die, wenn ſie eingeſalzen und geräuchert werden, ſich gut halten; einige, die man vor länger als einem Jahre eingeſalzen und geräuchert hatte, waren noch vortrefflich. Dieſe könnten vortheilhaft nach Rio Janeiro u. ſ. w. verſendet werden, wo derartige Fiſche immer geſucht ſind.

Ungeachtet jener von der Natur gebotenen Vortheile kann man Santa Cruz jetzt kaum als eine Anſiedelung betrachten. Nach meinem Beſuche unternahmen es zwei Franzoſen von Buenos Ayres aus, im Thale es mit der Schafzucht zu verſuchen, aber mit welchem Erfolge, habe ich nicht erfahren. Wie ſchon erwähnt, exiſtirte die Station als Niederlage für den Seehundsfang und als Handelspoſten, nach dem die Tehuelchen kamen, um ihre Straußfedern, Puma- und Guanacofelle und Straußbälge gegen Tabak, Zucker, Munition und vor Allem gegen Rum umzutauſchen. Während der Abweſenheit des Schooners ruhte der Handel ſo ziemlich, da die Vorräthe alle vergriffen waren; aber nach der Sommer-Campagne fanden ſich jedesmal einige Tehuelchen dort ein, und die Umgegend war immer ein

beliebtes Winterquartier. Die Missionäre Schmid und Hart suchten diese Gelegenheit zu benutzen, um die Indianer wo möglich zu bekehren und zu gesitteten Menschen zu machen. Sie hielten sich im Jahre 1863 eine Zeit lang an einer Stelle in der Nähe von Weddell Bluff, gegen zehn Meilen von der Mündung des Flusses, auf. Nach Mr. Sterling's Beschreibung lag die Station am Eingange eines Thales, das „nach Südwesten sich eine beträchtliche Strecke weit in's Land hineinzieht; das Thal durchströmt das ganze Jahr ein reines Wasser, und ein breiter Grasgürtel, der für Rinder schöne Weide bietet, verleiht dem niedrig gelegenen Lande einen heitern, fruchtbaren Anblick; die Hügel sind auf beiden Seiten von Ravinen durchschnitten oder heben ihr bronzirtes Antlitz aus einem dazwischen liegenden Thälchen empor und erquicken die Luft mit dem Aroma der Sträucher und Pflanzen, die überall um sie herum wachsen."

Dies wurde nach einem Besuche in dem Sommer-Monate Januar geschrieben, und das hier entworfene Gemälde stellt die Landschaft in ihren schönsten Farben dar, ganz verschieden von dem bleichen Anblick derselben, wie ich ihn im Winter sah. Das Thal führt noch immer den Namen Los Misionarios; dies ist aber auch die einzige Spur, die von ihrer Ansiedelung noch vorhanden ist. Herr Schmid jedoch verfaßte während seines Aufenthaltes und während der Reisen, die er mit einer Horde Indianer machte, ein kleines Wörterbuch der Tsoneca-Sprache, wie sie von den südlichen Tehuelchen gesprochen wird. Ihr Plan, in Santa Cruz ein Handelsgeschäft zu gründen, um sich die regelmäßigen Besuche der Indianer zu sichern, ward von den Vorstehern der Mission nicht genehmigt, und so sahen sie sich genöthigt, den Schauplatz ihrer lobenswerthen, aber erfolglosen Anstrengungen — wenigstens „die kleinen patagonischen Kinder mit den geistreichen Gesichtern" zu unterrichten, von welchen sie in ihren Tagebüchern mit warmer Liebe sprechen — wieder zu verlassen.

Herr Schmid fühlte, daß die entgegengesetzte Anziehungskraft des Rums, den ein Händler lieferte, welcher den Fluß besuchte, seinen Einfluß zerstörte, aber es läßt sich nicht bezweifeln, daß ihr Geschäft, wenn es gegründet worden wäre, einem Rivalen gegenüber, der seinen Kunden Rum lieferte, keine Aussicht auf Bestand gehabt hätte; denn wenn es auch viele Ausnahmen gibt, so verwenden doch die Indianer im Allgemeinen die Beute ihrer Jagd und die Erzeugnisse ihres Gewerbfleißes nur zu gern auf Branntwein. Wenn jedoch

ihre Weiber sie begleiten, so sorgen diese dafür, daß das Geschäft mit Besonnenheit abgemacht wird, und behalten so viel zurück, als sie brauchen, um nicht nur nützlichere und unschädlichere Leckerbissen, sondern auch nothwendige Bedürfnisse einzutauschen. Es ist kein Zweifel, daß, wenn diese Ansiedelung in Zukunft sich weiter entwickelt, sie wohl als Stützpunkt dienen könnte, um die Tehuelchen auf eine höhere Culturstufe zu erheben und zu einer geordneteren Lebensweise zu bringen; aber mit Betrachtungen über diesen Punkt habe ich nichts zu thun, und es ist Zeit, dem Leser die Mitglieder der Gesellschaft vorzustellen, in der ich meinen Winter auf der Insel Pabon angenehm verbrachte. Mit Don Luiz Piedra Buena und seiner liebenswürdigen und feingebildeten Señora machte ich später Bekanntschaft, die in Freundschaft überging; für jetzt aber war ich, obgleich sein Gast, ihm persönlich unbekannt. In seiner Abwesenheit that sein Stellvertreter, Mr. Clarke, der, wie schon erwähnt, ein alter Bekannter von mir war, Alles, was er konnte, damit ich mich heimisch fühlen sollte. Er war ein hübscher junger Mann von fünfundzwanzig Jahren und ein ausgezeichnetes Exemplar der geschmeidigen und kosmopolitischen Neuengländer. „Erzogen" war er zu Salem in Massachusetts, wo man ihn das Bausach hatte lernen lassen, wiewohl er später „auf ein Schiff ging". In seinem Seemannsleben war er auf einer Heimreise von Shanghai zum Steuermann der „Snow-Squall" gemacht worden, als dieselbe auf der Höhe des Vorgebirges der guten Hoffnung von der „Alabama" verfolgt wurde, und hätten nicht der Capitän und das Schiffsvolk so viel Muth und das kleine Schiff so wunderbare Segelkraft gehabt, so würde zu Mr. Adams' „kleiner Rechnung" noch ein Posten hinzugekommen sein. Wie die Sache eben stand, segelte das schöne Fahrzeug den schnellen Dampfer gänzlich todt. Die Standhaftigkeit des Schiffsvolkes und dessen wohlverdiente Anhänglichkeit an den Capitän zeigte sich bei dieser Gelegenheit auf's stärkste. Da man nur die Wahl hatte, entweder in St. Helena einzulaufen, um sich mit Wasser zu versehen — wo nur zu wahrscheinlich die Alabama über die Prise hergefallen wäre — oder bei täglich einem halben Nösel für den Mann nach Hause zu eilen, so überließ der Capitän die Entscheidung dem Schiffsvolke, und sie wählten das Letztere.

Mr. Clarke war mit den Tehuelchen drei Monate lang auf Reisen und Jagden gewesen; dadurch hatte er eine sehr große Gewandtheit im Lazo- und Bolaswerfen erlangt und den indianischen

Charakter genau kennen gelernt; es war daher angenehm zu hören, daß er von ihren geiſtigen Anlagen und ihrer edlen Geſinnung eine ſehr hohe Meinung hegte. Er behandelte ſie mit Ehrlichkeit und umſichtiger Freundlichkeit, und ſie vergalten es ihm mit Vertrauen und Freundſchaft.

Den übrigen Theil unſerer Geſellſchaft bildeten noch fünf andere Angeſtellte. Geſellſchaftliche Unterſchiede herrſchten jedoch nicht; die Bewohner Pabons lebten in angenehmer Gleichheit. Zwei hatten die Hunde und Pferde, ſowie die Fleiſchlieferung zu beſorgen; es waren Gonzalez, ein Gaucho, aus Patagones gebürtig, der bei einer Fahrt auf den Seehundsfang im Schooner ebenſo zu Hauſe war wie, wenn er einen Strauß mit den Bolas fing, im Sattel, — und Juan Iſidoro, ein ſchwarzbraunes Männchen, deſſen funkelnde ſchwarze Augen ſein indianiſches Blut verriethen, aus Santiago del Elſtero gebürtig; er war als Soldat nach Rio Negro geſandt worden, hatte es aber möglich gemacht, von dort zu deſertiren und mit Orkeke's Indianern glücklich bis zur Anſiedelung durchzukommen. Auf dieſe folgt Juan Chileno, ein aufgeweckter Jüngling von neunzehn Jahren, mit heller, friſcher Farbe im Geſicht; ihn anzuſchauen, nachdem man die ſchwarzbraunen und verwitterten Geſichter der Anderen geſehen hatte, war erquickend. Dann kommt Antonio, ein Portugieſe, abwechſelnd Gaucho, Walfiſch- oder Seehundsfänger, immer mit einem Liede oder luſtigen Scherze und bei Gelegenheit ebenſo raſch mit ſeinem Meſſer zur Hand. Den Letzten, aber keineswegs Unbedeutendſten lieferte Holſtein; es war ein ſtarkgebauter, gutmüthiger, ziemlich dummer Menſch, in der Regel von den Uebrigen zum Stichblatt auserſehen; ſie nannten ihn ſtets „El Cookè“[1]), ein Spitzname, den er deshalb bekommen, weil er in jener Eigenſchaft an Bord verſchiedener Schiffe viele Reiſen gemacht hatte. Merkwürdigerweiſe konnte er, wie ſich zeigte, über Etwas Auskunft geben, das mir von großem Intereſſe war; er hatte nämlich zu der Geſellſchaft gehört, die ungefähr ein Jahr vor meinem Beſuche den Fluß Santa Cruz hinauf bis zur Quelle deſſelben gereiſt war. Die Expedition wurde von einem Amerikaner geleitet, der den californiſchen Bergbau kannte und ſich vorgenommen hatte, den Mineral-Reichthum des Thales zu erforſchen. Unglücklicherweiſe brach während der Reiſe den Fluß hinauf ein Zank aus; der Amerikaner verließ die Anderen, fand den Weg zu

[1]) Der Koch.

den Indianern allein und kehrte von da nach Santa Cruz zurück. Der Verluſt des einzigen Mannes, der zu wiſſenſchaftlicher Beobachtung befähigt war, machte die Reiſe faſt nutzlos; dennoch zog die Geſellſchaft weiter und erreichte um die Mitte des Sommers den See; ſie blieben einige Tage in der Nähe deſſelben, waren aber nicht im Stande, in die dichten Wälder jenſeits ſeiner Ufer einzudringen. Im Thale fanden ſie zinnerne Fleiſchbüchſen und andere Spuren von Fitzroy's Expedition. Nach El Cooke's Beſchreibung kommt der Fluß in vielen kleinen Bächen aus dem See und fließt über ein felſiges Bett. Auf dem See, der mit wildem Geflügel bedeckt war, ſchwamm Treibeis, und auf dem benachbarten Gebirge ſah man große Gletſcher, während die Witterung, die man hatte, kalt war und ununterbrochen feiner Regen fiel. Seine Erzählung beſtätigte meine Vermuthungen über die Urſache des großen Unterſchiedes zwiſchen der Zeit des höchſten Waſſerſtandes im Rio Gallegos, der im December und Januar ſeine größte Höhe erreicht, und im Santa Cruz, der in dieſen Monaten ſeinen niedrigſten Stand hat. Dies kommt daher, daß auf dem See Viedma, der wahrſcheinlich auf einem hohen Plateau liegt, das Eis ſo ſpät aufbricht. Um den See herum fanden die Reiſenden Fährten ganzer Heerden großen Rothwildes und immer ganz nahe dabei die Fährten eines großen Fuchſes oder Wolfes; aber es gelang ihnen nicht, eines dieſer Thiere zu erlegen. Ein Probeſtück des einzigen Minerals, das ſie mit zurückbrachten, ſchien in Quarz eingebetteter Eiſenkies zu ſein. Die Reiſe vom See bis zur Anſiedelung dauert mit Bagage-Pferden elf Tage, Reiter aber können ſie in vier Tagen machen. Die Mittheilung war natürlich nicht allzu klar oder zuverläſſig, aber El Cooke ſchien, wenn er auch ſonſt kein glänzendes Genie war, die nordiſche Eigenſchaft zu beſitzen, daß er die Wahrheit ſagte, während die ſüdlichen und indianiſchen Naturen durch den Mangel an Wahrheitsliebe ſich wenigſtens oft charakteriſiren. El Cooke liebte harte Arbeit, und ſein größter Genuß war, draußen Brennmaterial aufzuſuchen und mit ſeiner Axt in einer Weiſe darauf zu hauen, die einem canadiſchen Holzſchläger Ehre gemacht hätte, bei den Weihrauchbüſchen von Santa Cruz aber ganz weggeworfen war.

Alle dieſe Leute, die aus verſchiedenen Gegenden zuſammengelaufen waren und, offen geſagt, ſämmtlich aus leicht begreiflichen Gründen in ihrer Heimath „ſich aus dem Staube gemacht hatten", waren abwechſelnd auf der Jagd, beim Handel, auf dem Seehunds-

fange und beim Herausfördern des Salzes aus der Salina thätig. Sie bekamen einen festen Gehalt, der jedoch in der Regel durch eine Rechnung für Kleider u. s. w. ausgeglichen wurde, welche sie aus dem Geschäft entnommen hatten. Beim Seehundsfange hatten Alle Antheil am Gewinn, wie unsere Makrelen- und Häringsfischer, während für die Arbeit bei der Salina eine Gehaltszulage gegeben und wohl verdient wurde, zumal in dieser Zeit, da sie mehrere Nächte hinter einander, und zwar in einem patagonischen Mai, draußen im Freien schlafen mußten. Dies waren während des Aufenthaltes auf Pabon meine Gefährten; außerdem schliefen mehr als zwanzig Hunde an allen Ecken und Enden und liefen Jedem nach, wobei sie jedoch ihren Herren den Vorzug gaben.

Kurze Zeit nach unserer Ankunft nahm Mr. Clarke das Lager der Proviantvorräthe auf, das bis zur Rückkehr des Schooners nicht wieder gefüllt werden konnte. Das Ergebniß war, daß der vorhandene Zwieback und Zucker ungefähr noch einen Monat reichte. Diese beiden Artikel wurden daher in gleiche Theile getheilt, und Jeder erhielt so viel, als auf ihn kam, um seiner Neigung gemäß damit hauszuhalten oder unvorsichtig zu verfahren. An Kaffee, schwarzen Bohnen, Tabak und Mais war Ueberfluß; diese Gegenstände wurden daher nach Belieben verbraucht. Dann wurde zunächst ein tüchtiger Vorrath an Brennmaterial aufgehäuft, ehe der Schnee den Transport desselben schwierig, wenn nicht unmöglich machte.

Jeden Sonntag gingen Alle auf die Jagd, einen Einzigen — den Koch der Woche — ausgenommen, der zu Hause Wache halten mußte, und wenn das Bedürfniß es erforderte, machten sich die Gauchos auch während der Woche auf, um die Speisekammer mit Guanacos und Straußen zu versehen; die letzteren waren jedoch selten. Müßiggang war unbekannt; wenn nicht gejagt, Holz gehauen oder Salz gefördert wurde, so waren Industrie-Arbeiten an der Tagesordnung. Wir lasen Steine auf, machten sie rund, um sie zu Bolas benutzen zu können, und überzogen sie mit der von der Kniekehle des Guanaco abgezogenen Haut, während die Soga oder der Riemen, der die Kugeln mit einander verbindet, aus dem Felle des Halses, und zwar auf folgende Weise hergestellt wurde. Man schneidet den Kopf ab, macht gerade über der Schulter einen Einschnitt und zieht das Fell so ab, daß es nur ein einziges Stück gibt; nachdem man die Wolle abgerupft hat, dehnt man es mit der Hand aus, bis es geschmeidig wird, und schneidet es sorgfältig zu Streifen, welche dicht

geflochten werden. Aus dieſem Leder machten wir auch ſehr gute Zäume, Lazos, Steigbügelriemen und überhaupt Pferdegeſchirr. Zuweilen kamen wir auf den Einfall, Tabakspfeifen zu machen, und alle Hände waren geſchäftig, Holz zu ſägen und zuzurichten, oder die Köpfe auszubohren; ein anderes Mal ergriff uns eine förmliche Wuth, Sporen zu verfertigen; ſie wurden nach der einfachen indianiſchen Methode hergeſtellt, nach der man ſcharfgeſpitzte Nägel in zwei Stücke Holz ſteckt, welche durch feſt unter dem Fuße hin und um das Bein herum gebundene Riemen zuſammengehalten werden; oder wir fertigten Silberarbeiten und unſere Meſſerſcheiden glitzerten von ſilbernen Buckeln. An Tagen, wo keine Jagd war, übte ich mich immer im Gebrauche der Bolas und fing faſt jeden Strauch auf der Inſel.

Die Abende wurden mit dem amerikaniſchen Brag-Spiel [1]) verbracht. Da baares Geld unbekannt war und auch Keiner gern den Verluſt ſeiner Sachen wagen wollte, ſo wurden einfach eine gewiſſe Anzahl ſchwarze Bohnen gegen eine Schachtel Zündhölzchen geſetzt, und es herrſchte ebenſo viel Aufregung, als wenn jede Bohne oder Perota ein Fünfdollarſtück geweſen wäre.

Sowohl bei unſeren Jagdpartien als in dem Hauſe, das man ihm zur Wohnung eingeräumt hatte, obgleich er dann und wann das Lager am Chico beſuchte, unterhielt ich emſig die Bekanntſchaft Caſimiro's. Dieſer Indianer hat immer den Wunſch gezeigt, die Freundſchaft der Engländer, die Patagonien beſuchten, zu gewinnen, und die Miſſionäre wie Ihrer Majeſtät Landvermeſſer haben ihn häufig, und oft in keineswegs ehrenvoller Weiſe, erwähnt. Seine Lebensgeſchichte, wie ich ſie von ihm ſelbſt erfuhr, war eine ſehr merkwürdige, und aus ihr laſſen ſich leicht die ſich widerſtreitenden Anſprüche der Chilier und Argentiner und die verwirrte Politik der Indianer ſelbſt erklären. Sein Vater war in einem Gefecht mit den Araucaniſchen oder Manzaneros-Indianern gefallen. Seine Mutter war eine Tehuelchin; ſie war ein alter Trunkenbold und vertauſchte, während ſie die Anſiedelungen am Rio Negro beſuchte, das Kind gegen ein Faß Rum an den Gouverneur des Forts, einen Franzoſen, Namens Viba, der mit dem Sklavenhandel in Verbindung ſtand; denn damals ſcheint man die Indianer ebenſo zu Sklaven gemacht zu haben wie die Schwarzen. Viba hatte Caſimiro getauft

[1]) Eine Art Kartenſpiel. Anm. d. Ueberſ.

— daher ſein Name Caſimiro Viba — und in der Eſtancia oder Schäferei aufgezogen, wo er fließend Spaniſch ſprechen lernte. Als er dreizehn Jahre alt war, lief er davon und ſchloß ſich den Tehuelchen-Indianern wieder an. Bei dieſen blieb er einige Jahre, ohne daß er ſich irgendwie bemerklich machte, bis er bei einem Aufenthalte in dem ſüdlichen Diſtricte, in der Nähe der chiliſchen Colonie Port Famine, die Freundſchaft eines gewiſſen, aus Patagones gebürtigen Santorin gewann, der von den Indianern gefangen worden, aber, da er ihre Sitten und Gebräuche angenommen und eine Frau aus dem Stamme geheirathet hatte, bis zur Stellung eines Häuptlings emporgeſtiegen war. Beide machten zuſammen eine Reiſe nach Chili, um mit der Regierung über einige Punkte in Betreff des Schutzes von Port Famine gegen feindliche Einfälle der Indianer zu verhandeln. Santorin ſtarb während der Reiſe, Caſimiro aber wurde in Santiago von dem damaligen Präſidenten, Señor Bulnés [1]), gut aufgenommen, mit Ehrenbezeigungen überhäuft und ihm der Rang, Sold und die Rationen eines Hauptmanns bei der Armee verliehen. Dann kehrte er nach Port Famine zurück und hielt ſich ab und zu dort eine Zeit lang auf. Nach ſeiner eigenen Erzählung war er, als der Aufſtand ſtattfand, der mit der Zerſtörung der Colonie endete, abweſend; er machte gerade einen Jagdausflug. Der alte Wandertrieb ſchien ſich ſeiner bemächtigt zu haben, denn er kehrte ſpäter an den Rio Negro zurück, trat in den Dienſt der Regierung von Buenos Ayres und zog wieder nach dem Süden. In dieſer Zeit hielt er ſich dann und wann bei den Miſſionären während ihrer Reiſe im Süden und in ihrer Station zu Santa Cruz auf und vertraute ihnen ſeine zwei Söhne an, um ſie zu erziehen. Die Miſſionäre entdeckten bald, daß er blos ſelbſtſüchtige Zwecke verfolgte, und daß er durchaus nicht daran dachte, an den Vortheilen, die ſie bieten konnten, auch Andere theilnehmen zu laſſen, und ich fürchte, daß die Mühe und die Koſten, die auf die Knaben verwendet wurden, weggeworfen waren, da keiner von beiden dadurch viel gewonnen zu haben ſchien. Sam konnte allerdings noch immer ein Kirchenlied ſingen, wenn es vorher Grog gab, und erinnerte ſich noch lebhaft an materielle Vortheile, indem er oft ſagte: „Er war gut Mann, geben mir Gewehr," u. ſ. w. Aber der jüngſte, „Graviel," der ebenfalls ein wenig Engliſch verſtand, war der faulſte Menſch, den man ſich

[1]) Caſimiro nannte ihn „Burne".

denken kann, und hatte, wie ich aus eigener Erfahrung weiß, über das Mein und Dein ſehr unbeſtimmte Begriffe.

Im Jahre 1865 machte Caſimiro eine Reiſe nach Buenos Ayres. Bei dieſer Gelegenheit erkannte ihn die dortige Regierung als Oberhäuptling der Tehuelchen an und ertheilte ihm den Rang und Sold eines Oberſtlieutenants im argentiniſchen Heere. Dann wurde er mit einem Argentiner, Namens Mendoza, abgeſandt, um in der Gregorio-Bai eine Anſiedelung zu gründen. Sie reiſten zu Lande bis Santa Cruz; dort verſchwand Mendoza; man vermuthete, er habe ſich verirrt, in Wirklichkeit aber war er von einem Indianer getödtet worden; die Urſche des Mordes war, glaube ich, Eiferſucht. Da er den Mann, der ſeine rechte Hand war, verloren hatte, ergab ſich Caſimiro dem Trunke, — eine Gewohnheit, die er, wie Mr. Cunningham erwähnt, ſchon früher ſich angeeignet hatte — vielleicht war es ein weiter entwickelter Erbfehler. Dadurch kam er immer weiter herunter und wurde zuletzt ſo arm, wie ich ihn fand, daß er für ſich, ſein Weib, ſeine Tochter und ſeinen Sohn nur zwei Pferde, Reitzeug aber und ſonſtige Sachen kaum noch beſaß. Ja, er würde in große Noth gekommen ſein, wenn er nicht Don Luiz und Mr. Clarke gehabt hätte, die ihm wegen alter Bekanntſchaft ſo viel als möglich halfen. Ihm jedoch, ſo lange Branntwein zu haben war, etwas Werthvolles zu geben, war bei ſeiner gewohnheitsmäßigen Trunkſucht unnütz, da er Alles gegen Getränke umtauſchte. Mein Zweck war, im Lager einen Freund zu haben; ich ſchloß deshalb Freundſchaft mit ihm und ſuchte ihn zu bewegen, mit nach Norden an den Rio Negro zu gehen. Er willigte endlich ein, obgleich er große Furcht hatte, wegen des Verluſtes oder Todes Mendoza's in Verlegenheit zu kommen. Wenn Caſimiro nüchtern war, war er gewandt und verſtändig und ein ſchlauer Politiker. In Folge ſeiner ausgedehnten Verſchwägerung mit allen Häuptlingen, unter welchen ſich auch Rouke und Calfiçurá befanden, hatte er bedeutenden Einfluß. Ebenſo war er ein geſchickter Arbeiter in verſchiedenen indianiſchen Künſten; er machte Sättel, Pfeifen, Sporen, Lazos und andere Sachen. Er war ein kräftig gebauter Mann, in ſeinen Potro-Stiefeln volle ſechs Fuß hoch, mit einem nicht unangenehmen Geſichtsausdruck, obgleich er ein Paar Narben hatte, die ſeine Schönheit nicht erhöhten. Von ſeiner perſönlichen Tapferkeit werden ſpäter hinlängliche Beweiſe mitgetheilt werden; aber er war, wie alle Trunkenbolde, unbeſtändig und unzuverläſſig. Dieſer echte alte Blaubart ſagte mir, er ſei

ſechsmal verheirathet geweſen; wenn alle ſeine Weiber dem Aeußern und dem Gemüthe nach ſo waren wie die letzte, ſo darf man ſich gewiß nicht wundern, wenn er die früheren fortſchaffte; denn eine häßlichere, ſchmuzigere, trotzigere alte Hexe belaſtete noch nie die Erde mit ihrem Gewicht; dieſer letztern Qualität oder Quantität wegen verließ ſie wahrſcheinlich, wenn ſie es irgend vermeiden konnte, nie ihr Zimmer. Früh im Juni kam ein Indianer, in Santa Cruz als El Sourdo oder der Linkiſche bekannt, über den Fluß und ſchlug ſeinen Toldo auf der Inſel auf. Er war der Gatte zweier Weiber, die vollkommen glücklich mit einander lebten und eine für der andern Kinder ſorgten. Dieſer Mann war, wie die meiſten Indianer, ſehr ſinnreich in Holz- und Silberarbeiten und war bei unſern Jagdpartien gut zu brauchen; auch lernte er ſchnell Brag ſpielen. Caſimiro ließ ſich bei ſeinem hohen Eigendünkel nie ſo weit herab, daß er, wenn die allgemeinen Schmauſereien gehalten wurden, die Küche betreten hätte, ſpeiſte aber dann und wann mit Mr. Clarke und mir zu Abend und blieb dann, Geſchichten erzählend, ein Paar Stunden ſitzen.

Die Skizze unſers Lebens auf Pabon würde ſehr unvollſtändig ſein, wenn wir den Leſer nicht bitten wollten, uns auf einem Jagdausflug zu begleiten; ich will daher einen ſchildern, der ſtattfand, nachdem El Sourdo auf der Inſel angelangt war. In unſerer unmittelbaren Nähe war das Wild ſehr ſelten geworden, und unſere einzige Mehlſpeiſe waren ſchwarze Bohnen, abwechſelnd mit Mais, deſſen Zubereitung aber zu mühſam war, als daß er viel benutzt worden wäre. Das Fleiſch verſchwand erſtaunlich ſchnell; wir beſchloſſen daher, das Jagdrevier ein wenig weiter auszudehnen. An einem ſchönen froſtigen Morgen wurden, als es Tag war, die Pferde herbeigebracht, eingefangen und geſattelt; Mäntel und Sporen wurden angelegt, und acht von uns, darunter die beiden Indianer, Caſimiro und El Sourdo, begaben ſich auf den Weg, um einen Kreis zu machen, das heißt, eine Fläche Land auf dem ſüdlichen Ufer des Fluſſes, die am Miſſionär-Thale endete, einzuſchließen und abzutreiben. Caſimiro und Gonzalez ritten demnach zuerſt ab, und die Uebrigen folgten Einer nach dem Andern. Während wir hinabtrieben, wurde von El Sourdo und Iſidoro ein einziges Guanaco gefangen, und als wir in die Nähe des Thales Los Miſionarios kamen, ſetzte ich einem Guanaco nach, da ich aber ohne Hunde und im

Bolaswerfen noch ein Anfänger war, ſo gelang es mir nicht, daſſelbe zu fangen. Ich ſchloß mich meinen Gefährten, die mit dem Kreiſe jetzt fertig waren, wieder an, fand jedoch, daß ſie nur einen einzigen Strauß erlegt, den noch obendrein in Folge der Unachtſamkeit einiger Jäger die Hunde dermaßen zugerichtet hatten, daß der größere Theil des Fleiſches nicht zu brauchen war. Der Tag war ungewöhnlich warm, ohne allen Wind, geweſen. Obgleich am Horizonte ein Damm von weißen Wolken mit Schnee zu drohen ſchien, ſo wurde doch beſchloſſen, im Freien zu campiren und am folgenden Tage unſer Glück noch einmal zu verſuchen, um möglicherweiſe einen guten Fleiſchvorrath zu bekommen; wir begaben uns daher an einen geſchützten Platz im Thale und bivouakirten auf der windfreien Seite eines großen Weihrauchbuſches, während wir die Pferde umherlaufen ließen und ein Feuer anmachten, an welchem die Ueberbleibſel des Straußes unter Caſimiro's Meiſterhand bald kochten. Nach dem Abendeſſen, das der Quantität nach ziemlich knapp war, rauchten wir eine Pfeife und legten uns dann ſchlafen. Gegen drei Uhr fühlte ich, wie ich glaubte, eine ſchwere Laſt auf meinen Mantel drücken; darüber wachte ich auf und fand, daß über zwei Zoll Schnee gefallen war und daß es noch immer ſchneite. Als es Tag war, fing es an zu regnen, änderte ſich aber ſchnell und ſchneite wieder; wir machten daher ein Feuer an und warteten eine Stunde, um zu ſehen, ob das Wetter ſich aufheitern werde. Endlich zeigte ſich ein wenig matter Sonnenſchein; wir gingen nun ſogleich daran, den Jagdkreis herzuſtellen, wobei Caſimiro zuerſt abritt. Als wir aus dem Thale herauskamen und nach der hohen Pampa hinaufritten, traf uns von Süden her ein fürchterlicher Sturm, der in Stößen, ſo kalt, daß man erfrieren konnte, feinen Schnee vor ſich her trieb; aber hinter einem Buſche ſprangen zwei Strauße auf, und Mr. Clarke fing mit großer Geſchicklichkeit einen derſelben mit den Bolas. Dies war ſehr erfreulich, denn wir waren alle ſehr hungrig. Da es jedoch unmöglich war, dem ſtürmiſchen Graupelwetter und Winde, bei dem wir nicht zehn Meter weit vor uns ſehen konnten, entgegenzureiten, ſo begaben wir uns in das Thal zurück und ließen Caſimiro, der nicht zu ſehen war, machen, was er wollte. Da entdeckte El Sourdo plötzlich hinter einer Baumgruppe Rauch, und zu unſerer großen Freude befand ſich unſer Freund, recht hübſch vor Schnee und Wind geſchützt, in einer aus einem Buſche niedlich ausgehauenen Laube vor einem tüchtigen Feuer. Wir begaben uns zu dem Feuer und frühſtückten; dadurch

geſtärkt und, weil der Sturm ſich einen Augenblick legte, ermuthigt, brachen wir auf, um die Jagd von Neuem zu beginnen, wurden aber durch das dichte Schneewetter von einander getrennt. Mr. Clarke, El Sourdo, Gonzalez und ich, die beiſammen waren, kamen dicht an eine Heerde Guanacos, die nach der Küſte hin eilte, um dem Sturm zu entgehen. Die Hunde ſetzten ihr nach und tödteten einige, andere wurden mit den Bolas gefangen und abgethan; es fand in der That ein förmliches Schlachten ſtatt, und in kurzer Zeit lagen acht bis zehn Leichen auf der Ebene. Nun kam die langweilige Arbeit des Zerlegens. Ich ſtand allein bei einem todten Guanaco; von den Anderen war Keiner zu ſehen, obgleich ſie nicht fünfzig Meter entfernt waren. Ich machte es ſo gut als ich konnte, um das Fleiſch in Ordnung zu bringen, und war ungefähr halb fertig, hatte aber die Finger beinahe erfroren, als ich Mr. Clarke und El Sourdo entdeckte; kurz darnach heiterte es ſich auf und die übrigen Jäger kamen, alle mit Fleiſch beladen, an. So verſorgt, wandten wir die Augen heimwärts und trafen ein wenig vor Sonnenuntergang in Santa Cruz ein, wo ein Keſſel voll dampfender Kaffee uns bald die Kälte vertrieb und wieder heiter ſtimmte.

Die Geſtaltung des Thales Santa Cruz und ſeiner Umgebungen haben ſchon Mr. Darwin und Admiral Fitzroy gründlich beſchrieben, ſo daß eine lange Schilderung deſſelben hier nicht nothwendig iſt. Ich möchte den Leſer beſonders auf die genaue und maleriſche Darſtellung verweiſen, die der Erſtere von der Terraſſenbildung gibt, in Folge deren der weſtliche Theil der Umgebungen des Fluſſes ausſieht, als wären es die Ufer früherer, nach und nach auf einander folgender Aeſtuarien — eines gewaltig großen Fluſſes oder Fjordes.

In der Nähe der Anſiedelung führt die Anſteigung der ſüdlichen Barranca unmittelbar zu einer ebenen Fläche hinauf, die ſich ein Paar engliſche Meilen weit erſtreckt; dann kommt ein zweites Steigen von vielleicht fünfzig Fuß, und eine zweite Ebene, die etwa eine Stunde weit ſich bis zu einer Reihe auf einander folgender Bergrücken ausdehnt. Die letzteren nannten wir wegen ihres eigenthümlichen Ausſehens an heiteren Tagen die Blauen Hügel. Oſtwärts verlieren dieſelben ihre Berggeſtalten und gehen in das wellenförmige Terrain der hohen Pampa und eine ſich dahin wälzende traurige Wüſte von Steinen, grobem Gras und Weihrauchbüſchen über; ihre unebene Oberfläche iſt von Ravinen durchſchnitten, die in verſchiedenen Richtungen laufen. Zwiſchen jenen Hügeln liegt eine große Lagune,

die Caſimiro, während er ſich bei den Miſſionären aufhielt, wie er mir mittheilte, zu beſuchen pflegte, um wildes Geflügel zu holen, das es damals in großer Menge dort gab, das aber in der letzten Zeit dieſen Sammelplatz aufgegeben hatte. Auf den oben erwähnten Ebenen kommen hier und da zerſtreut noch andere Lagunen vor, die im Winter gefroren waren, und deren ſchön glattes Eis bei Mr. Clarke und mir oft die Sehnſucht nach Schlittſchuhen erweckte; wir verſuchten ein Paar zu machen, aber ohne Erfolg.

Nach der Meeresküſte hin ſcheinen die Blauen Hügel ſtufenweiſe abzufallen, bis ſie ſich der Küſte nähern, wo dann die Ebene von Waſſerrinnen und tiefen fruchtbaren Thälern durchſchnitten iſt, welche die Jagd ſehr langweilig machen, da man ſich faſt ganz auf die Hunde verlaſſen muß. Wild gibt es in dieſer Richtung viel, beſonders im Winter. Wir machten häufig Ausflüge den Fluß hinauf, wobei wir in der Regel drei bis vier Tage von der Anſiedelung wegblieben. Unſer liebſter Sammelplatz war ein gegen ſechzig Meilen entfernter Ort, Namens „Chikrukaik", von Fitzroy als eine indianiſche Furth oder Uebergangsſtelle des Fluſſes Santa Cruz bezeichnet, eine Behauptung, die ſowohl El Sourdo als Caſimiro beſtätigte. An dieſem Punkte wird der Fluß bedeutend ſchmäler, und auf der Südſeite hängen ſteile Klippen faſt über dem Waſſer; in einer Höhle in den Klippen war immer ſicher ein Puma zu finden. Sowohl oberhalb als unterhalb jenes Punktes erſtrecken ſich von den „Uferbänken" oder Klippen bis zum Fluſſe große breite Ebenen, die ſich bequem umkreiſen laſſen, und iſt das Wild erſt zwiſchen den Reitern und dem Fluſſe eingeſchloſſen, ſo wird es leicht gefangen. Die Strauße nehmen zuweilen ihre Zuflucht zu dem Waſſer, aber im Winter erſpart dies Mühe, da ſie die Beine erfrieren und, wenn ſie landen, ſich nicht von der Stelle bewegen können. Einmal machten wir einen Ausflug einige Meilen weiter den Fluß hinauf und fanden eine große Menge Wild. Wir hatten ſchon vorher unterwegs Glück gehabt, aber die erlegten Thiere, wie man es oft zu thun pflegt, mit einem Poncho oder ſonſt Etwas zugedeckt, in Büſchen verborgen zurückgelaſſen. Während unſerer Abweſenheit trat ſtrenge Witterung ein, und als wir zurückkehrten und nach unſeren Verſtecken ſehen wollten, waren die Füchſe und Raubvögel mit dem Fleiſche fertig geworden. Die Füchſe ſind für die Jäger eine große Plage; während Letztere eine Guanacoheerde umkreiſen und ſich alle Mühe geben, ſich nicht ſehen zu laſſen, ſpringt ein ſolches Vieh auf, die Hunde ſetzen

ihm nach, und dann ist es mit der ganzen Jagd vorbei. Fitzroy bemerkte bei seiner Fahrt den Fluß Santa Cruz hinauf, daß sich an den Ufern eine Menge Guanacoknochen fanden; er konnte sich, wie es scheint, dies nicht erklären, aber die Ursache liegt sehr nahe. In den sehr strengen Wintern, die, glaube ich, in drei Jahren ungefähr einmal vorkommen, werden diese Thiere, da sie auf den Hochlanden, die mit Schnee bedeckt sind, keine Weide finden, nothwendigerweise auf die am Flusse sich hinziehenden Ebenen herabgetrieben, wo sie verhungern. Auch herrscht eine Krankheit unter ihnen, die einige Aehnlichkeit mit der Räude bei den Schafen hat. Eine Jagdgesellschaft erlegte einmal zehn Guanacos, die alle räudig oder, wie wir es nannten, „sanoso", und folglich ungenießbar waren. Mr. Clarke sagte mir, er habe einmal nach einem strengen Winter die Strauße haufenweise todt unter den Büschen und ebenso Guanacos liegen gefunden. Nach der Nordseite des Flusses konnten wir nicht viel Ausflüge machen, weil es zu schwierig war, die Pferde über den schnellen und tiefen Strom zu bringen, an dessen Ufern Eis sich angesetzt hatte, was die Schwierigkeit noch vermehrte. Von den Ufern aus erstreckt sich etwa eine englische Meile weit eine ebene Fläche, die durch eine Kette unregelmäßiger Hügel begrenzt ist; nahe am Fuße dieser Hügel las ich viele Exemplare einer spiralförmigen Muschel auf; es war dem Anschein nach eine Turritella, die verglast zu sein schien; manche waren so durchsichtig wie Glas und hatten verschiedene Farben. Jenseits der erwähnten Hügel zogen sich eine Reihe unebene Flächen wellenförmig hin, in die wieder durch Rücken und Hügel Abwechselung kam; die allgemeine Abdachung des Landes war dem Anschein nach von West nach Ost, und die Hügel nach Westen hin nahmen oft die Gestalt schroffer hoher Klippen an. In der Nähe einer Laguna, die am Fuße einer hundert Fuß hohen Klippe lag, fand ich Geröllsteine, die mit einer Kruste von Eisenvitriol überzogen waren, wie man sie mir auf den Falklands-Inseln gezeigt hatte, und zahlreiche Austerschalen und andere Seemuscheln kamen an verschiedenen Orten vor. Bäche und Flüsse gibt es nicht, aber in den Vertiefungen viele Lagunen, die von üppig wachsenden Weihrauchbüschen umgeben sind. Die ununterbrochenen Ebenen sind reich an runden Disteln, Calisat und dem merkwürdigen Strauche, den man „Rattenschwanz" nennt, weil seine Zweige, wenn man die dicke Rinde abzieht, wie Rattenschwänze aussehen. Verbrennt man diesen Strauch, so gibt er einen dichten schwarzen harzigen Rauch. Nach Norden ist

der Horizont durch eine Hügelkette begrenzt, welche die Barrière des gegen ſechzig Meilen entfernten Rio Chico-Thales bildet. In dieſen nördlichen Hügeln gab es viele Pumas, und manche von denen, die wir auf unſern Jagden erlegten, hatten eine ungewöhnliche Größe; den Schwanz nicht mit gerechnet, der in der Regel halb ſo lang wie der Leib iſt, maßen ſie volle ſechs Fuß. Am zahlreichſten ſind ſie natürlich da, wo es große Guanacoheerden und viele Strauße gibt. Im ſüdlichen Theile Patagoniens iſt ihre Farbe mehr graulich-braun als bei der Art, die ſich in den argentiniſchen Provinzen findet. Dieſe „Leones“ oder Löwen, wie ſie in ganz Südamerika genannt werden, kamen mir immer vor, als wären ſie die katzenartigſten Thiere des ganzen Katzengeſchlechtes. Sie ſind ſehr furchtſam und reißen vor einem Mann zu Pferde immer und vor einem Fußgänger wenigſtens bei hellem Tage aus; ſie laufen mit großer Eile in einer Reihe weiter Sprünge eine kurze Strecke, werden aber bald müde und ſtellen ſich hinter oder mitten in einem Buſche zur Wehre; auf den Hinterſchenkeln ſitzend, fauchen und knurren ſie gerade ſo wie eine ungeheuer große Katze; zuweilen ſuchen ſie mit ihren furchtbaren Krallen zu kratzen, ſpringen aber ſelten auf den Verfolger los. Mr. Clarke wurde auf dieſe Weiſe einmal ſein Mantel abgeriſſen. Ein anderes Mal, wo wir in der Nähe von Santa Cruz jagten, ſah ich von ferne Gonzalez mit dem Meſſer auf einen großen Weihrauchbuſch loshacken, und als ich an die Stelle kam, fand ich ihn damit beſchäftigt, Aeſte zu beſeitigen, damit er mit den Bolas einen gewaltig großen Puma auf den Kopf ſchlagen konnte. Er war vom Pferde abgeſtiegen und von ſeinen Hunden begleitet, die um das Thier herum bellten. Wäre jedoch der Puma kein Feigling geweſen, ſo hätte er ohne Zweifel herausſpringen und den Gaucho tödten oder doch ſchwer verwunden können. Die Indianer behaupten, daß der Puma einen einzelnen Menſchen, wenn er allein und zu Fuße iſt, anfällt, und ich lernte ſpäter allerdings ein Beiſpiel kennen, wo dies der Fall war. Wird indeß Jemand von der Nacht überfallen oder hat er ſich verirrt, ſo braucht er nur die Vorſicht anzuwenden, daß er ein Feuer anmacht; dieſem kommt der Puma niemals nahe. Zu Anfange des Frühlings oder in der Paarungszeit ſind dieſe Thiere ſehr wild; da findet man ſie, wie ich aus Erfahrung weiß, unſtät im Lande umherſtreifen; ſie ſind dann auch magerer als zu andern Zeiten; ſonſt ſind ſie, wie die wilden Pferde, zu allen Zeiten des Jahres in der Regel ziemlich fett. Die Weibchen, die ich ſah, waren zuweilen

von zwei Jungen begleitet, aber mehr als zwei ſah ich nie. Das Fleiſch des Puma iſt dem Schweinefleiſch ähnlich und ſchmeckt gut, gekocht noch beſſer als gebraten; ein Paar Indianer aber von meinen Bekannten rührten es nicht an. Die Haut läßt ſich zu Satteldecken oder auch zur Herſtellung von Mänteln brauchen, und da ſie viel Fett enthält, ſo kann man ſie mit weniger Mühe geſchmeidig machen als das Guanacofell. In Santa Cruz hatte einer der Leute ein Paar Hoſen von Löwenfell, die mit den Haaren nach außen getragen wurden und dadurch für Näſſe undurchdringlich waren. Aus der Haut der Kniekehle und des unteren Theils der Hinterbeine laſſen ſich Stiefeln verfertigen, die den aus Roßleder gemachten ähnlich und nicht nur bei den Indianern, ſondern auch bei den Gauchos von La Plata allgemein in Gebrauch ſind. Zu dieſen Stiefeln werden jedoch nur die Häute von ganz großen Pumas verwendet, und ſie tragen ſich ſehr ſchnell ab. Den Puma mit einem Schießgewehr zu erlegen, iſt ziemlich ſchwer; wenn die Kugel nicht in den Schädel eindringt oder in die Nähe der Herzgegend trifft, ſo hat er ein ebenſo zähes Leben wie ſeine Verwandte, die Katze. Ich brachte einmal einem Puma drei Revolverkugeln bei und mußte ſchließlich meine Zuflucht zu den Bolas als einer wirkſameren Waffe nehmen. Wenn ſie verwundet ſind, werden ſie ſehr wild, aber für die Hunde ſind ſie zu allen Zeiten ſchlechte Kunden; ſie ſpielen ihnen auf eine ſchreckliche Weiſe mit. Die indianiſchen Hunde ſind abgerichtet, ſich entfernt zu halten und ſie zu ſtellen, ohne daß die Krallen ſie erreichen können; deſſen ungeachtet werden ſie nicht ſelten getödtet. Die einfachſte Art, die Pumas zu bekommen, iſt vielleicht die, daß man einen Lazo über ſie wirft; ſobald ſie die Schlinge fühlen, legen ſie ſich nieder, als wären ſie todt, und werden dann mit leichter Mühe abgethan. Mir fielen, wie allen Jägern, beſonders ihre Augen auf; ſie ſind groß, braun und haben einen ſchönen Glanz, aber einen grimmigen funkelnden Blick, der durchaus nicht an das Gefühl des Mitleids appellirt. Den Ausdruck, der in den Augen des einen Puma lag, werde ich nie vergeſſen; am beſten bezeichnete ihn einer der Indianer mit der Bemerkung, die er machte, als er, einen Sprung erwartend, ſein Pferd mit dem Zügel zurückzog: „Mira los ojos del diablo!“ („Schau', die Teufelsaugen!“)

An einen Ausflug auf dem nördlichen Ufer erinnerten wir uns lange und ſprachen oft am Feuer von ihm, und er hätte allerdings leicht einen ſehr unglücklichen Ausgang haben können.

Gegen Ende des Juli ſchlug ich Mr. Clarke vor, wir wollten uns zu Fuße aufmachen und das Lager verſteinerter Muſcheln, das auf den etwa eine engliſche Meile von dem nördlichen hohen Ufer des Fluſſes gelegenen Hügeln ſich befinden ſollte, genauer unterſuchen. Wir machten uns daher eines Morgens bereit, über den Fluß zu ſetzen, und als die übrigen Leute hörten, was wir vorhatten, erboten ſie, nebſt El Sourdo, ſich freiwillig, uns zu begleiten und, nachdem wir die Hügel beſucht hatten, einen Jagdkreis zu Fuße herzuſtellen. Gegen Sonnenaufgang brachen wir auf und ſetzten über den Fluß nach der Nordſeite hinüber, wo wir das Boot über dem Hochwaſſerſtandszeichen in Sicherheit brachten. Dann begaben wir uns Alle zu den Hügeln, unterſuchten die Lager verſteinerter Muſcheln und ſammelten viele ſchöne Exemplare. Hierauf wurden die Anſtalten zur Jagd getroffen; es erhielt Jeder eine gewiſſe Anzahl Hunde zugetheilt, und der Kreis wurde ſo eingerichtet, daß er an einem, ungefähr drei bis vier Meilen weſtlich von der Anſiedelung gelegenen Punkte am hohen Ufer des Fluſſes ſchloß. Das Terrain war zu unſeren Operationen ſehr günſtig, da die Vertiefungen oder unbedeutend eingeſenkten Thäler uns vor den Augen des Wildes verbargen. Als wir an verſchiedenen Punkten auf der Ebene auftauchten, ſahen wir mehrere Guanacos und einige Strauße; diejenigen, die ihnen am nächſten waren, ließen ihre Hunde los, während ſie ſelbſt, ſo ſchnell ſie konnten, zu Fuße folgten. Mr. Clarke, Iſidoro, El Sourdo und ich waren in der Mitte und erlegten zwiſchen uns zwei Guanacos und einen Strauß. Antonio, der an einer der Spitzen ſtand, verſchwand mit El Cooke nach Weſten hin; ſie liefen ihren Hunden nach, die in voller Jagd eine Heerde Guanacos verfolgten. Wir machten ein Feuer an, verzehrten den Strauß und ſchafften an Fleiſch fort, ſo viel wir mit zum Boote zurückzunehmen für rathſam hielten; dabei gingen wir am hohen Flußufer hin, das an vielen Stellen mit Karniolen und Feuerſtein-Achaten, und hier und da mit verſteinerten Muſcheln beſtreut war. Als wir bei dem Boote angelangt waren, zogen wir es den Strand hinab, und da der Wind ſich jetzt bis zu einem ſtarken Sturm erhoben hatte und, weil gerade Ebbe war, das Waſſer ſchnell zurücktrat, ſo warteten wir ſehnlich auf die Rückkehr der beiden noch Fehlenden; denn der Fluß läßt ſich zu keiner Zeit leicht befahren, und während der niedrigſten Ebbe iſt dies, ſelbſt bei Tage, faſt unmöglich. Endlich, nach Eintritt der Dunkelheit, als die ſchneidend kalten Wind-

ſtöße ſehr heftig geworden waren, ſahen wir Feuer in der Ferne, und faſt eine halbe Stunde ſpäter erſchienen unſere Vermißten, Jeder mit einer Ladung Fleiſch auf den Schultern. Sie kamen ganz erſchöpft an; wir ließen ſie daher erſt ein wenig ausruhen; dann begaben ſich Hunde und Alles in das Boot, und wir ſtießen ab; Mr. Clarke ſteuerte. Einige Meter weit kamen wir in aller Ordnung vorwärts; dann blieben wir auf einer Bank ſitzen; nach mehreren erfolgloſen Verſuchen, das Boot abzuſtoßen, ſprangen wir Alle in's Waſſer und hoben es vollſtändig über die Bank hinweg, bis das Waſſer uns beinahe bis an die Schultern ging; dann ſtiegen wir wieder ein und ruderten hinüber. Bei dem heftigen Winde und der ſtarken Strömung gelang es uns nur, drei Viertelmeilen vom Hauſe zu landen; hier brachten wir das Boot in Sicherheit und liefen ſo ſchnell, als wir konnten, hinauf, um unſere nun gefrorenen Kleider los zu werden und einen Trunk heißen Kaffee zu bekommen. Wir waren Alle einſtimmig der Meinung, daß, wenn wir wieder einen Ausflug machten, es räthlich ſein werde, entweder auf dem nördlichen Ufer zu campiren, bis es Tag ſei, oder zeitig genug zurückzukommen, damit wir, wenn wir überſetzten, die Bänke noch ſehen könnten. Zuletzt wurde jedoch allgemein beſchloſſen, gar nicht wieder zu gehen.

Die Witterung im Juli war durchdringend kalt; der niedrigſte Stand des Thermometers, nach welchem jeden Morgen pünktlich geſehen wurde, war 8° F. (oder —10°, 66 R.). Unſere Kleider zu waſchen wurde unmöglich, da während des Waſchens das Waſſer gefror und die Kleidungsſtücke ſo ſteif wie Bretter wurden. Wenn man über die Furth ritt und die Potro-Stiefeln des Reiters, was nicht ſelten der Fall war, ſich zufällig mit Waſſer füllten, ſo waren in einigen Minuten die Stiefeln nicht nur äußerlich mit Eis überzogen, ſondern glichen auch inwendig einem Eiseimer. Die Wirkung des Flußeiſes, das die Gezeiten am Ufer aufgeſtapelt hatten, war ſehr auffallend. Gewaltig große Schollen hatten ſich bis zu einer Höhe von fünfzehn Fuß und noch darüber angehäuft und außerdem, daß ſie die Paſſage ſchwierig machten, den ſorgfältig aufgeſchichteten Holzhaufen unter einen kleinen Berg von Eis begraben. So war es in dem verhältnißmäßig geſchützten Thale. Auf den Pampas ſchien es, wenn der grimmige Südwind blies, wie es faſt immer der Fall war, unmöglich, ihm entgegenzugehen, ohne raſch die Kräfte zu verlieren. Bei dem einen Verſuche, den wir machten, wäre Gonzalez beinahe vom Schlafe überwältigt worden, der ein Vorläufer des Todes iſt,

und die Pferde der ganzen Gesellschaft konnten durchaus nicht vorwärts kommen. Der Schnee lag achtzehn Zoll hoch, und wir hatten uns geschmeichelt, daß die Guanacos und Strauße uns leicht zur Beute fallen würden. Sie konnten nicht rennen — aber wir konnten auch nicht jagen und dankten Gott, daß wir von den öden und sturmgepeitschten Pampas, wenn auch langsam und mit Mühe, doch glücklich wieder herunterkamen.

Die Indianer vom Rio Chico besuchten uns dann und wann, und Orkeke's Einwendungen gegen meinen Wunsch, mich ihnen als Reisegefährte anzuschließen, ließen allmälig nach. Er hatte wahrscheinlich gefürchtet, ein englischer Señor werde bedeutende Aufmerksamkeit verlangen und beständig Mühe machen; während unsers Verkehres aber fand er, daß der Fremde sein Pferd selbst besorgen konnte (und wirklich selbst besorgte), daß er überhaupt sowohl sich selbst bedienen, als auch an Allem, was nur irgend gemacht wurde, theilnehmen, ja selbst im Freien schlafen konnte ohne jeden andern Schutz als den weiten Guanaco-Mantel. Auch Casimiro besuchte seinem Versprechen gemäß das indianische Lager und sprach zu meinen Gunsten; er erlangte endlich vom Häuptling für mich, wenn auch etwas ungern, die Erlaubniß, mich seiner Horde anzuschließen. Gegen Ende des Juli waren einige seiner Indianer in die Ansiedelung gekommen, um uns mitzutheilen, daß der Mangel an Wild in ihrer Nähe sie gezwungen habe, ihr Quartier an einen Ort weiter oben am Rio Chico zu verlegen. Sie erkundigten sich voll Sehnsucht, ob der Schooner angekommen sei; wir erwarteten ihn ebenso sehnlich, aber es verging ein Tag nach dem andern, und das erwartete Boot erschien nicht.

Am 24. Juli waren Alle auf die Jagd gegangen, Juan Chileno (der für die Woche Koch war) und mich selbst ausgenommen; ich hatte mir den Fuß verletzt und mußte deshalb zurückbleiben und mich ruhig verhalten. Ich war damit beschäftigt, ein Buch, „Charles Dashwood," vielleicht zum zwanzigsten Male zu lesen, als Juan hereinkam und sagte, die Jagdgesellschaft sei wieder zurückgekehrt. Da es erst zehn Uhr war, so war mein erster Gedanke, daß der Schooner mit Don Luiz angekommen sei. Juan jedoch, der hinausgegangen war, um zu recognosciren, verjagte diesen Gedanken, als er mit der Nachricht hereinstürzte, daß auf der Südseite zehn Chilier mit einundzwanzig Pferden angelangt seien. Kurz darauf trat Mr. Clarke selbst ein und bestätigte die Mittheilung. Die Leute waren,

wie ſich herausſtellte, Deſerteure, die bei Nacht von Punta Arena entflohen waren und faſt alle Pferde mitgenommen hatten, die ſich im Corral befanden. Sie hatten ſich am 2. Juli Morgens um zwei Uhr entfernt. Vier von ihnen waren dieſelben, die man vorher in Santa Cruz wieder eingefangen hatte. Sie waren in Ketten gelegt und in der Nacht feſt eingeſperrt worden; aber mit höchſter Anſtrengung hatten ſie die Ketten zerriſſen und mit den Anderen, die außerhalb des Cuartel Alles in Ordnung gebracht, ihre Flucht bewerkſtelligt. Zweiundzwanzig Tage lang waren dieſe Leute über die Pampas gereiſt, ohne Schutz den grimmigen Winden ausgeſetzt und zuweilen in einem Schnee, der bis an die Sattelgurte der Pferde heraufreichte. Die Leiden, die ſie auf einer ſolchen Reiſe ausgeſtanden hatten, mußten ſchrecklich geweſen ſein, und viele von ihnen hatten Etwas erfroren. Sie aufzunehmen, war uns unbedingt unmöglich, da es uns ſelbſt an Lebensmitteln fehlte, und wir wünſchten uns wirklich Glück, daß die Pferde ſich im Corral befanden, wo ſie ſicher waren, und beobachteten ängſtlich die Bewegungen der neuen Ankömmlinge. Während des Nachmittags gelang es ihnen, über den Fluß zu ſetzen und auf die Nordſeite zu kommen, wobei ſie die Pferde ſchwimmen ließen; dann verſchwanden ſie in der Richtung des Rio Chico.

Jetzt reichte ſelbſt die angenehme Geſellſchaft Mr. Clarke's nicht mehr hin, mit der langweiligen Einförmigkeit unſers Lebens mich auszuſöhnen. Das Wild wurde immer ſeltener, und die Ausſicht auf die Ankunft des Schooners ſchien ſo unbeſtimmt, daß ich zu Anfang des Auguſt auf den Gedanken kam, es werde beſſer und unterhaltender ſein, wenn ich in das indianiſche Lager überſiedelte, wo jedenfalls Fleiſch in Fülle ſich ſchaffen ließ. Als daher die Indianer am 7. Auguſt wieder zum Beſuch kamen, kaufte ich mir ein Pferd, oder gab vielmehr im Tauſch einen Revolver für ein (drei Jahre altes, erſt kürzlich zugerittenes) Pferd hin und brach in Geſellſchaft mit Orkeke, Campan, Cayuke und Tankelow, vier Indianern, die ich alle ſchon kannte, auf. Caſimiro folgte mit ſeiner Familie; um ſeinen Hofſtaat fortzubringen, nahm er eines der Pferde von Santa Cruz zur Aushülfe mit. Es war dasjenige, das ich in Santa Cruz gewöhnlich geritten hatte, und als wir im indianiſchen Lager ankamen, wurde es mir geliehen, damit ich noch ein zweites Pferd hatte. Nachdem wir die erſten Hügel auf der Nordſeite überſchritten hatten, fing unſere Geſellſchaft, da ſie nicht mit Frauen und Kindern belaſtet war,

an, in kurzem Galopp zu reiten. Dies dauerte ſo lange, bis plötzlich ein Puma aus einem Buſche herausſprang; da ging ſofort die Jagd los; er begab ſich jedoch in ein dichtes Gewirr von Weihrauchbüſchen, aus dem wir ihn vergebens herauszujagen ſuchten; wir warfen mit Steinen nach ihm, aber er blieb drin liegen und fauchte wie eine große Katze. Cayuke hätte gern den Buſch angezündet, aber Orkeke wollte keine Zeit verſchwenden; wir ſaßen daher auf und zogen weiter. Bis gegen vier Uhr Nachmittags ritten wir fortwährend über Ebenen und Bergrücken; dann kamen wir an eine große Laguna, dicht an welcher etwas hohes grobes Gras und einige Sträucher ſtanden; hier wurden mehrere Strauße aufgejagt und einer von Orkeke erlegt. Als wir die Hügelkette erreichten, die wir oben als die ſüdliche Barrière des Rio Chico-Thales bezeichnet haben, machten wir Halt, und in kurzer Zeit kochte der Strauß an einem tüchtigen Feuer. Wir ſchauten uns nach Caſimiro um, konnten ihn aber nicht ſehen und ſetzten daher nach dem Abendeſſen und einer Pfeife Tabak bei dem milden Lichte eines jungen Mondes unſere Reiſe fort. Als ich meine Gefährten auf den Mond aufmerkſam machte, begrüßten ſie Alle ihn dadurch, daß ſie die Hände an die Köpfe legten und zu gleicher Zeit einige unverſtändliche Worte murmelten. Dies erinnerte mich an die engliſche Sitte des Geldumwendens beim erſten Anblick des neuen Mondes. Wir ritten fort bis gegen neun Uhr Abends, wo wir das indianiſche Lager erreichten. Schon vorher hatten wir eine beträchtliche Strecke weit oben im Thale Feuer brennen ſehen. und uns nicht erklären können, woher dieſelben kamen; jetzt fanden wir, daß unſer Häuptling, Camillo, bereits in jener Richtung marſchirt war. Einer der Erſten, die mich anredeten, war Arica, und ich machte bald darauf die Entdeckung, daß die ſämmtlichen Chilier in verſchiedenen Toldos bei den Indianern ihr Unterkommen gefunden hatten, was eine ziemlich unangenehme Ueberraſchung war. Ich wurde mit gebührender Ceremonie in Orkeke's Toldo geführt, und wir ſetzten uns an das Feuer. Ich hatte einen Sack voll Kaffee mitgebracht; wir machten uns daher an die Arbeit und brannten einigen; dann mußte Einer der Chilier zwiſchen Steinen ihn zerſtoßen, und wir tranken Alle zuſammen, wie die Indianer es nicht unpaſſend nennen, „Topfwaſſer". Es drängten ſich viele Indianer herein, um uns anzuſehen; unter Anderen bemerkte ich ein recht hübſches kleines Mädchen von etwa dreizehn Jahren, eine Nichte Orkeke's, die, als ihr etwas Kaffee angeboten wurde, denſelben ganz

ſchüchtern und verſchämt nahm, was köſtlich anzuſchauen war. Wir begaben uns Alle zur gehörigen Zeit zur Ruhe, und ein wenig vor Tage wurde ich durch den melodiſchen Geſang eines Indianers aufgeweckt, der ſich im nächſten Toldo befand. Kurz darauf ging Orkeke hinaus und hielt an die Inſaſſen der übrigen Toldos eine Rede; da wurden ſofort die Pferde herbeigebracht, und die meiſten Männer ritten auf die Jagd ab. In der Nacht war Schnee gefallen, es blies ein beißend kalter Wind, und Orkeke ſagte mir, es ließe ſich wenig Wild ſehen. Ich nahm dies als einen Wink, nicht um ein Pferd zu bitten, und begnügte mich damit, im Lager herumzuſchlendern und es mir anzuſehen. Einige der Männer ſpielten Karten, einer oder zwei ſchliefen, während die Frauen faſt durchgehends beſchäftigt waren, Guanaco-Mäntel zu nähen. Gegen drei Uhr Nachmittags kam Caſimiro mit ſeiner Familie an und begab ſich in das Zelt eines ſüdlichen Indianers, Namen Crimé, und kurz darauf kehrte die Jagdgeſellſchaft zu zweien und dreien zurück, aber die Jagd war nicht von großem Erfolg begleitet geweſen. Den Abend verbrachten wir ziemlich angenehm; wir machten Bekanntſchaft mit einander, und Keoken, das kleine Mädchen, unterrichtete mich in den indianiſchen Namen für die verſchiedenen Gegenſtände, die ſich umher befanden. Am nächſten Morgen wurde plötzlich der Befehl gegeben, zu marſchiren. Da dies ganz unerwartet kam und ich zur Abreiſe nicht vorbereitet war, ſo entſchloß ich mich, ſofort nach Santa Cruz zurückzukehren und meine Kleider und andere Kleinigkeiten zu holen, auch ein Heugſtfüllen mit zurückzunehmen, das ein Indianer, Namens „Tchang", Mr. Clarke verſprochen hatte. Nach einer kleinen Schwierigkeit, da die Indianer nicht wünſchten, daß ich allein ging, weil ſie fürchteten, ich könnte mich verirren oder ſonſt ein Unfall mir begegnen, brach Graviel, der jüngſte Sohn Caſimiro's, mit mir auf. Das Füllen mußten wir, wie der Matroſe es nennen würde, in's Schlepptau nehmen, das heißt, es eine Strecke weit mit einem Lazo ſchleppen Da Graviel's Pferd ſcheu war, ſo wurde dieſe Arbeit mir zu Theil. Kurz nach dem Aufbruch fing es an zu regnen, oder vielmehr zu graupeln, und da das am Ende des Lazo befindliche Thier bei ſeiner Widerſpänſtigkeit meine ganze Aufmerkſamkeit in Anſpruch nahm, ſo konnte ich es nicht dahin bringen, den Mantel feſt um meine Schultern zu behalten; ich wurde durch und durch naß, verlor eines meiner Meſſer und verfluchte unſchuldigerweiſe Tchang, das Füllen und Alles. Nach kurzer Zeit jedoch, als wir den Indianern

weit genug aus den Augen waren, warf ich das Schlepptau weg, und wir trieben das abscheuliche Thier vor uns her. Wir kehrten nicht auf demselben Wege zurück, den wir auf der Hinreise eingeschlagen hatten, sondern folgten, zum guten Theil durch meinen Taschencompaß geführt, einer andern Route. Gegen Abend schmeichelte ich mir, getäuscht durch das Aussehen eines Hügels, daß wir nahe bei Santa Cruz wären. Aber leider! war es noch Meilen weit, und wir geriethen mit unserer Last in neue Schwierigkeiten; das Pferd war müde geworden und wollte durchaus nicht den Hügel hinunter; wir mußten es daher wieder „in's Schlepptau" nehmen und ziehen, und es muß neun oder zehn Uhr gewesen sein, ehe wir die hohen Ufer des Flusses erreichten. Hier sattelten wir die Pferde ab und versuchten dann vergebens ein Feuer anzumachen; Alles war, wie wir selbst, so mit Schnee und Nässe gesättigt, daß jeder Versuch fruchtlos war; wir legten uns daher, völlig ermüdet und ohne Feuer und Abendessen, unter einen Busch, und befanden uns bald, unter unseren Mänteln versteckt, im Lande der Träume.

Am nächsten Morgen handelte Graviel endlich einmal wie ein pflichtgetreuer Bursche; er ging nämlich fort, um die Pferde zu suchen. Mittlerweile kam das Boot herüber, und es war mir darum zu thun, rasch zum Ziele zu kommen; ich patschte daher einige Meter weit durch scharfkantiges Eis, um zu dem Boote zu gelangen, das eine Strecke vom Ufer entfernt auf den Grund gerathen war, und fuhr dann nach der Insel hinüber, wo ich nicht gerade zu meinem Kummer Etwas zu essen und ein Feuer fand, um meine erfrorenen Glieder zu wärmen. Ich packte meine wenigen Sachen ein, um sie zur Abreise, die späterhin erfolgen sollte, bereit zu haben; als aber die Fluth eintrat, erhob sich plötzlich ein heftiger Sturm, und nur mit großer Schwierigkeit konnte das Boot Graviel und das Füllen herüberbringen. Auch erwartete mich die erfreuliche Nachricht, daß mein Pferd fehle, und daß Graviel und El Cookè am hohen Flußufer einen großen Puma gesehen hätten, der, während wir die Nacht vorher schliefen, wahrscheinlich ganz nahe bei uns gewacht habe. Bei dem Sturme war es unmöglich, jenen Abend über den Fluß zu setzen; wir entschlossen uns daher, auf der Insel zu bleiben und zu schlafen.

Da mein Pferd nicht wiederkam, so lieh Mr. Clarke mir am nächsten Tage ein anderes und schickte Isidoro mit, um es wieder zurückzubringen, falls wir das fehlende Roß nicht trafen. Gegen

vier Uhr Nachmittags nahm ich von meinem Freunde Abſchied; er hatte durch das Wohlwollen, das er während meines Aufenthaltes mir erwieſen, ſich in der That als Freund gezeigt. Auch mit den übrigen jungen Leuten, die Einer wie Alle mir von Herzen Glück wünſchten, ſchüttelte ich die Hand. Dann brachen wir auf, und nachdem wir vergebens nach dem fehlenden Pferde geſucht hatten, ritten wir weiter bis gegen zehn Uhr Abends, wo wir Halt machten und an der Seite einer Laguna bivouakirten. Am nächſten Morgen kamen wir bei Zeiten am Rio Chico an, den wir auf dem Eiſe überſchritten, und gegen zwei Uhr Nachmittags erreichten wir die Toldos. Die Männer waren auf der Jagd; man konnte den Rauch von ihren Feuern ſehen, der von den nach Norden gelegenen höheren Ebenen aufſtieg. Da wir ſeit der vorhergehenden Nacht, wo wir im Bivouak zu Abend ſpeiſten, Nichts wieder gegeſſen hatten, und auch jene Mahlzeit nur aus einem kleinen Skunk beſtand (der, wenn auch ſehr ſchmackhaft, doch unglücklicherweiſe ſehr mager war), ſo brauchten wir höchſt nöthig Etwas zu eſſen, und Arica beeilte ſich, am Aſador oder eiſernen Bratſpieße etwas Guanacofleiſch zuzubereiten.

Als die Jäger anlangten, fragte Orkeke Iſidoro barſch, wozu er mitgekommen, und die Mittheilung, daß ſein Pferd verloren ſei, ſchien ihm, was ganz natürlich war, nichts weniger als angenehm zu ſein; überhaupt ſchien das Benehmen des alten Häuptlings nicht viel Gutes zu verſprechen; aber ich ſtellte mich, als ob ich es nicht merkte, that, als wäre ich im Toldo zu Hauſe, und quartierte mich ein, als gehörte ich zur Familie.

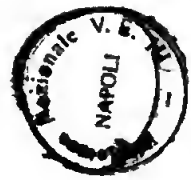
Drittes Kapitel.

Der Rio Chico.

Abbruch des Lagers. — Ein müßiger Tag. — Haſtiger Aufbruch. — Eine Verlegenheit. — Allein auf der Pampa. — Wiedervereinigung. — Der Kau oder Toldo. — Die häusliche Einrichtung. — Die indianiſchen Stämme. — Drei Raçen. — Die Marſchordnung. — Die Jagd. — Das indianiſche Jagdgeſetz — Die Kochkunſt der Tehuelchen. — Baſaltbügel. — Ein indianiſcher Feſttag. — Mein erſter Tehuelche-Ball. — Frau Orkeke fällt vom Pferde. — Uebergang über den Rio Chico — Eine Schlacht — Cuaſtro's Tod. — Gefahrvolle Zeiten. — Die Verſchwörung der Chilier. — Obſidian-Ebene und Paß. — Die erſten Strauß-Eier. — Amakaken. — Das Steinheben. — Das Teufelsland. — Der Gotteshügel. — Condore und das Mittagsmahl. — Sonnenaufgang auf der Cordillera. — Der Vorbote der Peſt. — Gelgel-Aik. — Wie ich mich dem Eheſtand entzog. — Téle. — Die Augen der Wüſte. — Yaiken-Kaimak. — Vorbereitungen zum Kriege. — Ein zweiter Kampf. — Waſſertiger. — Indianiſche Banditen. — Eiſenerze. — Der Schiffsfelſen. — Der Barſchfang. — Appleykaik. — Caſimiro's Flucht — Ankunft in Henno.

Nachdem wir uns dem indianiſchen Lager wieder angeſchloſſen hatten, brach am nächſten Morgen die ganze Horde auf. Camillo und einige Andere waren ſchon fort und jetzt bereits mehrere Märſche voraus; Orkeke und Iſidoro ritten nach Santa Cruz ab, um das verlorne Pferd zu ſuchen und für mich einige kleine Aufträge zu beſorgen. Caſimiro und alle Uebrigen endlich brachen ihr Lager ab und machten ſich auf die Reiſe, um Camillo einzuholen. Ehe ſie abzogen, kam Caſimiro zu mir, ſtellte ſich, als läge ihm mein Wohlergehen ſehr am Herzen, und bat mich im Vertrauen, ihn zu begleiten und mit in ſeinem (oder vielmehr Crimè's) Toldo zu wohnen und zu leben; er fügte noch hinzu, man habe ihm geſagt, daß Orkeke gar

nicht die Abſicht habe, nach Norden zu marſchiren, ſondern mit dem Plan umgehe, mich in ſeinem Toldo zu behalten, bis er auf die eine oder andere Weiſe ſich in den Beſitz meiner Waffen und Munition ſetzen könne. Da ich keinen Grund ſah, dieſe Geſchichte zu glauben, ſo lehnte ich es ab, auf den Vorſchlag Caſimiro's einzugehen. Nachdem er ein wenig Kaffee gebettelt und ſich dadurch getröſtet hatte, zog er ab, und das Lager beſtand jetzt nur noch aus dem Toldo, als deſſen Inſaſſen ich mich ſelbſt betrachten ſollte, und aus einem zweiten, der den einzigen Indianern gehörte, die zurückblieben — Tankelow, Orkeke's Bruder, und ſeinem Sohne, einem Jünglinge von achtzehn Jahren. Außer dieſen waren noch drei von den chiliſchen Deſerteuren da, die, wie bereits erzählt worden iſt, von Punta Arena entflohen waren; der eine gehörte zu dem Haushalt Tankelow's und die beiden andern zur Dienerſchaft Orkeke's. Einer derſelben war der ſchon erwähnte Arica; er war ein ſehr geſchickter Lederarbeiter und hatte ſich damit beſchäftigt, für die Indianer Sättel und Zäume zu verzieren, wodurch er es zu einem ziemlich guten Lager von Reitzeug gebracht hatte. Die Chilier befanden ſich jedoch alle drei in keiner beneidenswerthen Lage. Sie hatten ſich Anfangs erniedrigt, indem ſie ſich freiwillig dazu hergaben, die ſchwere Arbeit des Holz- und Waſſerholens zu verrichten, und jetzt waren ſie nicht viel beſſer als Sklaven; ſie mußten gezwungen die gemeinen Dienſte thun, die vorher die Aufgabe der Frauen geweſen waren. Dieſe ſchönen Geſchöpfe, an deren Spitze Frau Orkeke — ein junges Weib von faſt ſechs Fuß Höhe und einer entſprechenden Breite quer über die Schultern — ſtand, beſchäftigten ſich damit, Guanaco-Mäntel zuzuſchneiden und zu nähen, Kopfbinden zu weben und zu ſchnattern. Tankelow und ſein Sohn brachen jetzt zu einer Jagd auf; da man mir aber kein Pferd anbot und ich es für vernünftiger hielt, mein einziges Roß gehörig ruhen zu laſſen und gut zu füttern, ſo konnte ich ſie nur bis an den Fluß begleiten; ſie ritten über die gefrorene Oberfläche deſſelben und verſchwanden in einem Cañon, der die an der nördlichen Grenze des Thales ſtehende Barranca hinauf nach der Ober-Pampa führte. Nachdem ich ſie gedankenvoll beobachtet hatte, beſah ich mir das Thal des Rio Chico. Hinter mir, nach Südoſten, ſchlängelte ſich der Fluß durch Ebenen, die mit, gegen achtzehn Zoll hohem, verwelktem grobem Graſe bedeckt waren und auf beiden Ufern ſich mehrere Meilen weit erſtreckten, bis die Barranca ſich erhob und ſie begrenzte. Auf dem höheren Terrain lag fleckweiſe hier und da Schnee


Nazionale V. E.
NAPOLI

Guanaco- und Straussjagd im Rio Chico-Thale.

VITTORIO EMANUELE - BIBLIOTECA NAZIONALE NAPOLI

und vermehrte noch die Traurigkeit des Anblicks. Ungefähr zwei Stunden weiter unten theilte sich der Fluß in zwei Arme, die jenseits einer etwas größern Insel sich wieder vereinigten. Sah man in nordwestlicher Richtung den Fluß hinauf, so wurde das Thal bald schmäler, indem die südliche Barranca sich bis auf ein Paar Meilen von unserm Lager herabzog, und die Aussicht wurde hier durch zwei merkwürdige Hügel abgeschlossen, welche Festungen glichen, die auf jeder Seite auf Wache standen. Ich machte von den Umrissen der Aussicht eine leichte Skizze, die den Hintergrund der Jagdscene auf der beigegebenen Illustration bildet. Als ich zu dem Toldo zurückgeschlendert war, begrüßten mich die Frauen mit der gewöhnlichen Bitte: „Mon aniwi" — auf Deutsch: „Leihen Sie uns die Pfeife," die gehörig geladen und herumgereicht wurde. Dann setzten wir uns und sahen dem Treiben Keoken's, des hübschen Töchterchens Tankelow's, einer Knospe, die eben in das Alter der Mannbarkeit überging, und eines kleinen Knaben zu, dem ich den Namen Capitän John gab; sie fingen und ritten zum Zeitvertreib einige der Pferde, die zahmer als die andern waren. Die Bälge wurden aber der Reitkünste bald überdrüssig, und vom Geiste des Unfugs getrieben, der in Kindern, und besonders in indianischen Knaben immer zu spuken scheint, kamen sie und baten mich um ein Zündhölzchen. Ohne zu ahnen, was sie vorhatten, und ohne allen Argwohn, erfüllte ich ihren Wunsch. Hoch erfreut eilten sie fort, und in wenigen Minuten hatten sie, vom Toldo etwas entfernt, aber auf der Windseite, das üppige, verwelkte Gras angebrannt. Anfangs ließen wir den Brand unbeachtet; in der Dämmerung aber, wo Tankelow mit einer Masse Fleisch von der Jagd zurückkehrte, wurde er entschieden gefährlich. Wir mußten daher Alle anfangen zu arbeiten, und dadurch, daß wir das Gras ausrauften, thaten wir mit großer Mühe dem Feuer Einhalt, das sonst, wenn es etwa in der Nacht durch den Wind unterstützt worden wäre, höchst wahrscheinlich den Toldo verzehrt und die Insassen in Gefahr gebracht hätte. Um die Anstifter bekümmerte man sich nicht weiter; dem Anschein nach sah man den Vorfall so an, als gehöre er mit zum Tagewerk. Nachdem wir zu Abend Guanacofleisch gegessen und eine Pfeife Tabak geraucht hatten, begab ich mich zur Ruhe und schlief auf meinem, aus Häuten und Polstern bestehenden Tehuelche-Bett, das die lange Wirthin sorgfältig hergerichtet hatte, fest und gesund.

Der nächste Tag wurde damit hingebracht, daß ich alle meine

Kleider wusch und mit dem Chilier Arica, von dem ich für einen alten Guanaco-Mantel einen Hund bekam, nähere Bekanntschaft machte. Als aber am dritten Tage von Orkeke's Rückkehr noch keine Spur sich zeigte, wurde die Unthätigkeit unerträglich; nachdem daher Tankelow und sein Sohn auf einen Jagdausflug abgeritten waren, beschlossen Arica und ich, aufzubrechen und Casimiro und seiner Horde nachzusetzen. Da Arica kein Pferd hatte, so mußten wir nothwendig abwechselnd reiten und zu Fuße gehen; aber selbst auf diese Weise konnten wir es zu Stande bringen, daß unsere Reise schnell ging. Wir brachen demnach um zwei Uhr Nachmittags auf, zum großen Erstaunen der Damen, die dagegen Einspruch thaten und behaupteten, wir würden uns sicher verirren oder von den Pumas getödtet werden. Die eine alte Dame, Orkeke's Schwester, schenkte mir, nachdem sie vergebens uns abzurathen versucht hatte, ein dünnes Stückchen Charqui, das nebst einigen Händen voll Kaffee unsere ganzen Lebensmittel bildete. An jenem Tage kamen wir nicht sehr weit; aber bei dem nächsten Marsche hatten wir, da der Pfad der Indianer eben war, dreißig Meilen zurückgelegt, als wir beim Einbruch der Nacht an einer Stelle Halt machten, wo mit dem Thale des Rio Chico von Norden her ein anderes sich vereinigte. Unser Charqui hatte blos zu einer Abendmahlzeit hingereicht; daher stillten wir an diesem Tage unsern Appetit mit den knolligen Wurzeln einer Pflanze, die in den meisten Gegenden Patagoniens in großer Menge wächst.

Die Pflanze gleicht in ihrem Wachsthum sehr genau einer Balsampflanze [1]) der Falklands-Inseln, und man hätte sie leicht für dieselbe halten können, wenn nicht das Gummi gefehlt hätte: ein Mangel, der vielleicht der Beschaffenheit des Bodens oder der Zeit des Jahres zuzuschreiben war. Sie ist leicht zu erkennen an der Masse winzig kleiner grüner Blättchen, die sie hat, und sieht aus wie ein kleiner Hügel Erde, der oben mit zartem Moos bewachsen ist. Wenn man in den Haufen hineingräbt, findet man eine große und mehrere kleine knollige Wurzeln, die, in der Asche gebraten, hungrigen Menschen gut genug schmecken.

Wir legten uns im Freien schlafen, in unsere Guanaco-Mäntel eingewickelt, fanden aber, als wir aufwachten, daß in der Nacht viel Schnee gefallen war, der Alles einen Fuß hoch bedeckt hatte, so daß

[1]) Balsam bog.

wir von dem Pfade der Indianer keine Spur mehr sahen. In dieser Verlegenheit, da wir gar nicht wußten, in welchem der beiden Thäler wir hinaufgehen sollten, und überdies im höchsten Grade froren, sahen wir uns zuerst nach einem Platze um, der uns Schutz gewähren konnte. Er bot sich uns in einem kleinen Thälchen oder einer Stelle, an der die Wand der Barranca zurücktrat, und die dicht mit Weihrauchbüschen bewachsen war. Dorthin begaben wir uns, und es dauerte nicht lange, so hatten wir ein loderndes Feuer angemacht und hielten, während wir die durchkälteten Glieder wärmten, einen Rath. Es wurde beschlossen, daß ich aufsitzen und auf die Jagd reiten sollte, um etwas Nahrung zu holen; dann konnten wir, wenn die Witterung gelinder wurde, weiter ziehen. Arica mußte zurückbleiben, um für das Feuer zu sorgen, und erhielt von mir eine tüchtige Ermahnung, es nicht ausgehen zu lassen und so viel Rauch als möglich zu machen, um den Indianern ein Signal zu geben. Nach vieler Mühe wurde mein Pferd, das nur halb gebändigt war und aus Muthwillen sich bäumte und mit den Vorderfüßen schlug, mit dem ledernen Riemen, der das indianische Gebiß bildet, gezäumt. Dann ritt ich fort, um die Barranca zu erklettern, die das Flußthal begrenzt, und erreichte bald das öde, wellenförmige Terrain der höheren Pampa. Um mich nicht zu verirren, gebrauchte ich die nothwendige Vorsicht, mich zwei- bis dreimal durch in die Augen fallende Hügel, die man an den nördlichen Grenzen des Thales sah, sorgfältig zu orientiren; denn die einförmige und traurige Wüste der Pampa, die mit Geröll und Kies bestreut und zur Abwechselung mit Grasbüscheln bestanden ist, bietet keinen Pfad oder sonst ein Zeichen, an dem der Wanderer sich zurecht finden könnte. Es dauerte nicht lange, so sah ich zwei oder drei Guanaco-Heerden; aber der Hund, der wahrscheinlich in der Nacht für sich auf Futter ausgegangen war, wollte nicht laufen, und ein Galopp von etwa zwölf englischen Meilen erwies sich als fruchtlos. Als ich eben im Begriff war, mich aus Verzweiflung in mein Schicksal zu ergeben, gewahrte ich eine Heerde in einer Vertiefung, der ich unbemerkt mich nähern konnte. Da ich wußte, daß unsere Aussicht, für den Tag Etwas zu essen zu haben, vom Glück abhing, so näherte ich mich vorsichtig, machte dann den Angriff, und es gelang mir zu meiner großen Freude, das eine Guanaco mit den Bolas zu verwickeln. Es wurde bald abgeschlachtet, und während ich geschäftig eine Partie Fleisch abschnitt, kam plötzlich zu meiner Ueberraschung ein Indianer herangaloppirt. Der An-

kömmling war Tankelow, der mich ſuchte. Er brachte die Nachricht, daß Orkeke das verirrte Pferd gefunden habe und zurückgekehrt ſei, und daß die Geſellſchaft ſo ſchnell, als ſie könne, marſchire, um Caſimiro einzuholen. Er war abgeſchickt worden, theils um zu jagen, theils um uns aufzufinden. Ich fragte ihn nach Arica, und er gab mir darauf die Verſicherung, daß der ſchon nachkommen werde, und da, wie es ſchien, kein Grund vorhanden war, die Ausſage zu bezweifeln, ſo ritten wir eilig zu der Geſellſchaft zurück und ſchloſſen uns ihr auf dem Marſche an. Ich wurde von den Damen mit lautem freudigem Lachen empfangen; da aber Arica nirgends zu ſehen war, ſo äußerte ich, daß ich zurückreiten und ihn ſuchen wolle. Dies ließen ſie jedoch nicht zu, ſondern ſchickten einen berittenen Indianer mit einem Reſervepferd ab, auf dem er ihn herbringen ſollte, und gaben ihm zu ſeiner Erquickung ein tüchtiges Stück Fleiſch mit. Dann zogen wir wacker vorwärts und erreichten bei dem Einbruch der Nacht das Lager. Orkeke ſchien es Anfangs etwas übel zu nehmen, daß ich allein abgereiſt war, und es ſo aufzufaſſen, als verriethe es einen Mangel an Vertrauen zu ihm; aber die Freude, daß er ſein Pferd wieder hatte, verhalf ihm wieder zu ſeiner guten Laune. Mr. Clarke hatte ihm für mich etwas Pulver mitgegeben, das er, wie er ſagte, verloren hatte; auch einige andere Gegenſtände, wie zum Beiſpiel Wäſche und Tabak, ſchickte er mir, und daß ich Orkeke dies Alles ſchenkte, beſeitigte vollends jede Spur von Empfindlichkeit.

Die verſchiedenen Abtheilungen waren jetzt alle wieder vereinigt, und die ganze Horde zählte, außer den Chiliern und mir, achtzehn rüſtige Tehuelche- oder patagoniſche Männer, nebſt einer verhältnißmäßigen Anzahl Frauen und Kinder. Die Bedeutendſten unter den Indianern waren Orkeke, der wirkliche Cacique, und ſein Bruder Tankelow, der die größere Anzahl Pferde beſaß; ferner Caſimiro, der als Anführer thatſächlich noch immer einige Gewalt hatte; Camillo, Crimè, Cuaſtro, Cayuke u. ſ. w. Noch Einer muß namentlich erwähnt werden; es iſt Wäki, dem Körperbau nach ein richtiger Hercules, und ein äußerſt gutmüthiger Menſch; wir wurden große Freunde. Von allen dieſen Männern, die am 15. Auguſt im Lager am Rio Chico ſich befanden, waren, als wir im folgenden Mai den Rio Negro erreichten, nur noch acht am Leben; die Uebrigen waren, zu der einen oder andern Zeit, getödtet worden oder geſtorben. Die geheimen Fehden, die in Kurzem die Sicherheit von uns Allen ge-

fährden ſollten, wurden bis jetzt verſchwiegen, und Alle waren dem Anſchein nach gute Freunde. Die ganze Geſellſchaft wurde in fünf Toldos untergebracht — ein ſpaniſcher Name, unter welchem die indianiſchen Kau oder Zelte bekannt ſind, die große Aehnlichkeit mit den Zelten unſerer Zigeuner haben. Sie wurden in einer geſchützten Vertiefung aufgeſchlagen und die Vorderſeite nach Oſten gerichtet, um den herrſchenden Weſtwinden mit ihrer ſchneidenden Kälte und Heftigkeit auszuweichen.

Fitzroy hat eine vortreffliche Beſchreibung des Toldo gegeben; denjenigen Leſern aber, welche ſie nicht kennen, wird eine kurze Skizze wohl nicht unangenehm ſein. Es werden eine Reihe ungefähr drei Fuß hohe Gabelpfähle in die Erde getrieben, ſo, daß ſie ein wenig ſchief ſtehen, und oben quer über ſie eine Stange gelegt; vor dieſen, etwa ſieben Fuß entfernt, wird eine zweite, ſechs Fuß hohe Reihe aufgeſtellt, ebenfalls mit einer querüber liegenden Stange, und in derſelben Entfernung von ihr eine dritte Reihe, acht Fuß hoch, jede ein wenig ſchief ſtehend, aber nicht unter demſelben Winkel geneigt. Dann wird von hinten eine aus vierzig bis fünfzig Fellen ausgewachſener Guanacos gemachte, mit einer Miſchung von Fett und Rotheiſenocker eingeſchmierte Decke darüber gezogen, und durch den ſtarken Zug der ſchweren Decke werden die Stangen gerade gerichtet. Die Decke wird hierauf mit Riemen an die vorderſten Stangen gebunden, während zwiſchen den inneren Stangen befeſtigte Vorhänge von Häuten die Schlafplätze abtheilen und das rings um die Seiten des Zeltes aufgeſtapelte Gepäck den kalten Wind abhält, der unter dem Saum der Decke hineindringt. Das Feuer wird in dem vordern Theile oder „Munde des Zeltes“ angemacht. Bei ſehr ſchlechtem Wetter, oder wenn man ſich für den Winter lagert, wird an die vorderſten Stangen noch eine zweite Decke befeſtigt und über eine beſondere Reihe kurzer Pfähle herabgezogen, ſo daß Alles feſt und ſicher iſt. Es iſt eine gewöhnliche Einrichtung, daß Verwandte oder Freunde ihre Toldos mit einander verbinden; dann läßt man die Decken, anſtatt ſie an der Seite bis auf die Erde herabzuziehen, über einander greifen; auf dieſe Weiſe bedeckt ein einziges Zeltdach zwei bis drei verſchiedene häusliche Einrichtungen.

Die Ausſtattung der Toldos beſteht aus einem oder zwei Polſtern und einer oder zwei Roßhäuten für jede Schlafabtheilung; die eine Haut wird als Vorhang und die andere als Bettzeug benutzt. Die Polſter macht man aus alten Ponchos oder Lechus, ſonſt Man-

dils genannt, gewebten wollenen Decken, welche man von den Araucanos bezieht, die wegen ihrer Manufactur berühmt sind; sie werden mit Guanaco-Wolle ausgestopft und mit Strauß- oder Guanaco-Sehnen zusammengenäht. Die Polster dienen als Kopfkissen oder als Sitze und helfen auch auf dem Marsche als Frauensättel aus. Außer diesen Polstern besitzen die Frauen alle noch Mandils zu ihren Betten. Die Männer benutzen dann und wann, wenn der Boden feucht ist, die Decken, die sie unter den Sätteln tragen, als Sitze, in der Regel aber kauern alle Insassen des Toldo auf dem Teppich der Natur, der den Vortheil hat, daß er sich leicht reinigen läßt, denn die Tehuelchen sind, was die Reinlichkeit im Innern ihrer Wohnungen betrifft, sehr eigen, und ein Stück Rasen, das zufällig beschmutzt worden ist, wird sofort von den Frauen herausgestochen und hinausgeworfen.

Das Kochgeschirr ist einfach; es besteht aus einem Asador oder eisernen Bratspieße, zum Braten des Fleisches, und dann und wann aus einem eisernen Topfe, der zum Kochen und auch zum Auslassen des Straußfettes und Markes dient; dies wird sowohl zum Kochen als zur Vermischung mit der Farbe verwendet, mit welcher beide Geschlechter ihre Gesichter schmücken. Dazu kommen bisweilen noch flache hölzerne Schüsseln und Armadillschilde, in welchen man die Fleischbrühe aufträgt. Die Pflicht, bei dem Haltmachen die Toldos aufzuschlagen und einzurichten und für den Marsch sie wieder abzubrechen, sowie auch die Stangen, Decke und Ausstattung auf die Pferde zu laden, fällt ganz den Frauen anheim, die bei der Arbeit große Kraft und Geschicklichkeit zeigen.

Um die Toldos herum waren unzählige Hunde von allen Größen und Raçen, und Frau Orkeke erfreute sich des Besitzes zweier Hühner, die sie aus der Ansiedelung mitgebracht hatte; das allerwichtigste Besitzthum der Indianer, die Pferde, vollendete das rührige Leben des Bildes. Außer den Stuten und scheuen Füllen, die immer umherrannten, so daß man sie nicht zählen konnte, waren es nicht weniger als hundertundfünfzig, die den verschiedenen Mitgliedern der Horde gehörten; Orkeke und Tankelow besaßen gegen vierzig. Der Leser kann sich vorstellen, was für ein Bild der Marsch und das Lager einer solchen Horde bietet, und mit welcher Sorgfalt die Indianer ihren Weg wählen müssen, um sicher zu sein, daß sie für sich Wild und für ihre Thiere Weide finden. Die Hunde und Pferde, die bei den Tehuelchen üblich sind, sollen später ausführlich beschrieben werden.

Damit jedoch der Leser die Beziehungen zwischen den Stämmen, von welchen wir im Folgenden sprechen werden, deutlich versteht, wollen wir hier die verschiedenen Stämme kurz darstellen. Auf den mannichfaltigen Karten und in den Berichten, die über Patagonien vorhanden sind, werden zahlreiche Stämme, mit verschiedenen Namen, verzeichnet und erwähnt. Diese Berichte finden, soweit ich nach meinen Beobachtungen urtheilen kann, ihre Erklärung in der Sitte, daß Leute eines Stammes sich zu einer Horde vereinigen, um unter der Führung eines gewissen Häuptlings zu reisen oder zu kämpfen, und, wenn man sie trifft, sich nach seinem Namen benennen. Durch diese Auffassung ist es mir gelungen, zu bestimmen, daß die Moluchen nach Malechou, einem Erbhäuptling jenes Namens, benannt wurden, und der berühmte Häuptling Lenketrou vereinigte unter seiner Führung Leute mehrerer Stämme und soll bei seinem großen Einfall in die Ansiedelungen am Rio Negro 1500 Mann befehligt haben. Zwischen dem Rio Negro und der Magalhães-Straße gibt es jetzt gegen fünfhundert streitbare Männer, die nach einer ungefähren Schätzung eine Bevölkerung von etwa dreitausend Seelen geben. Die Tehuelchen oder eigentlichen Patagonier, mit Ausschluß der Fuß-Indianer des Feuerlandes — die, wenn sie auch vielleicht ursprünglich von derselben Herkunft sein mögen, doch von ihnen verschieden sind — werden in zwei große Stämme, den nördlichen und den südlichen, getheilt. Sie sprechen dieselbe Sprache, lassen sich aber an der Verschiedenheit der Betonung erkennen, und die Südlichen scheinen im Durchschnitt längere und schönere Menschen und mit den Bolas geübtere Jäger zu sein. Die Nördlichen streifen hauptsächlich in dem zwischen der Cordillera und dem Meere gelegenen Districte umher; sie wandern vom Rio Negro im Norden bis südlich zum Chupat, kommen aber dann und wann auch bis zum Flusse Santa Cruz herab. Die Südlichen haben das Land inne, das südlich vom Santa Cruz liegt, und ziehen bis nach Punta Arena. Die beiden Abtheilungen sind jedoch sehr mit einander vermischt und heirathen oft in einander; dessen ungeachtet bewahren sie immer ihre clanartige Eintheilung und ergreifen bei den häufigen Händeln die Gegenpartei. Unsere Horde war fast zu gleichen Theilen aus Nördlichen und Südlichen zusammengesetzt, und der eine Insasse unsers Toldo war ein Südlicher, Namens Huummums, ein Bruder der Frau Orkete. Vom Rio Negro bis zum Chupat trifft man noch einen zweiten Stamm, der eine andere Sprache redet und sein Haupt-

quartier an den Salinas nördlich vom Rio Negro hat. Dies ſind die Pampas, von den Tehuelchen „Penck" genannt, was, wie ich glaube, in den Namen Pehuelche corrumpirt worden iſt. Mehrere Geſchlechter dieſes Volkes verbreiten ſich über die Ebenen nördlich vom Rio Negro und machen häufige Einfälle in die argentiniſchen Anſiedelungen bis zur Provinz Santa Fé und ſogar, wie ich glaube, bis Cordoba und Mendoza. Die Pampas-Indianer des nördlichen Patagoniens halten zuweilen Rinder und Schaafe, in der Regel aber leben ſie von der Jagd. Ein dritter Stamm ſcheint der Sprache und Körperbeſchaffenheit nach ein Zweig der Araucanos von Chili zu ſein. Dies iſt das Volk, das die Tehuelchen Chenna oder auch die Krieger (Warriors) nennen; ſonſt ſind ſie als Manzaneros bekannt, weil ihr Hauptquartier Las Manzanas iſt, ſo genannt wegen der Apfelbaum-Haine, die ſich dort befinden, einſt eine Station der ehemaligen Jeſuiten-Miſſionäre, die ſich vergebens bemühten, dieſe Stämme zu bekehren und ſie zu geſitteten Menſchen zu machen. Sie wandern weniger und ſind in ihren Gewohnheiten civiliſirter als die Tehuelchen; in den geſchützten Thälern der Cordillera ſollen ſie Schaf- und Rinderheerden halten und zuweilen ein wenig Mais bauen. Ich weiß nicht, ob die heiligen Jeſuitenväter ihren Schülern die Kunſt lehrten oder nicht, aber dieſe Indianer brauen aus den Aepfeln von Las Manzanas einen ganz leidlichen Aepfelwein und bereiten außerdem auch aus den Bohnen der Algarroba ein berauſchendes Getränk. Die Tehuelchen hängen in Bezug auf ihre Reizmittel ganz von dem Zufall ab, daß ſie in den Anſiedelungen handelsweiſe Rum bekommen, und dieſer nebſt Krankheit, beſonders Blattern, führen eine raſche Verminderung ihrer Zahl herbei.

In unſerm Lager am Rio Chico blieben wir einen Tag. Der vermißte Arica kam während deſſelben an. Orkeke empfing ihn mit finſtern Blicken; er räumte ihm zwar noch immer einen Platz in ſeinem Toldo ein und gab ihm auch ein Pferd zum Reiten, aber er ſchien von dieſer Zeit an eine ſtarke Abneigung gegen ihn zu hegen, die für die künftige Sicherheit des Chiliers eine ſchlechte Ausſicht bot. Er hatte, wie ſich zeigte, während meiner Abweſenheit dem Verlangen nachgegeben, ſich Etwas zu eſſen zu verſchaffen, und, während er nach Wurzeln umherſtreifte, das Feuer ausgehen laſſen. Bei ſeiner Rückkehr ſah er an der ausgelöſchten Aſche des Feuers einen gewaltig großen Puma liegen. Als jedoch Arica eben im Begriff war, den Revolver abzufeuern, den ich ihm geliehen hatte, ſprang das Thier

davon und in die Büſche. Da er überzeugt war, daß der Puma ſich ganz in der Nähe befinde und nur auf eine Gelegenheit zum Angriff warte, ſo ſtand er mehrere Stunden auf der Lauer und hielt den Revolver bereit. Man kann ſich ſeine Freude denken, als er, aus Mangel an Nahrung und Ruhe ganz entkräftet, durch die Ankunft des Indianers, der ihm Fleiſch und ein Pferd zum Reiten brachte, erlöſt wurde.

Am nächſten Tage machten wir einen kurzen Marſch das Flußthal hinauf. Die Caravane der Frauen und Pferde zog, wie gewöhnlich, den Pfad entlang, während die Männer auf den anliegenden Ebenen jagten. Ich war bei der Jagd ſo glücklich, ein Guanaco und einen Strauß zu erlegen, und theilte ſie, wie ſich's gebührte, mit Caſimiro. Die Marſchordnung und Jagdmethode, die zuſammen die Tagesordnung ausmachen, ſind folgende: der Cacique, der den Marſch und die Jagd zu ordnen hat, tritt, wenn es Tag iſt, zuweilen aber auch ſchon vor Tage, aus ſeinem Toldo heraus und hält eine laute Rede, in welcher er die Marſchordnung beſchreibt, den zur Jagd beſtimmten Platz bezeichnet und das allgemeine Programm darlegt; dann fordert er die jungen Männer auf, die Pferde einzufangen und herbeizubringen, und ermahnt ſie, bei der Jagd wachſam und thätig zu ſein; in einer Schlußbetrachtung ſchärft er ſeine Ermahnung noch beſonders ein und bezieht ſich dabei prahleriſch auf die Beweiſe von Tapferkeit, die er, als er jung war, ſelbſt gegeben hat. Zuweilen zünden die Frauen, während der Häuptling ſpricht, das Feuer wieder an, oder blaſen es an, wenn die Aſche noch glüht, und bereiten ein kleines Frühſtück, aber nicht immer. Dann und wann wird auch von der Abendmahlzeit etwas kaltes Fleiſch aufgehoben und in einen ledernen Sack geſteckt, um es mit auf den Marſch zu nehmen und den Kindern zu geben, wenn ſie hungrig ſind. Die Männer aber pflegen in der Regel zu warten, bis die am Tage gehaltene Jagd friſches Fleiſch geliefert hat. Wenn die „Rede" des Cacique — auf die man ſehr wenig achtet — vorüber iſt, fangen die jungen Männer und Knaben die Pferde mit dem Lazo und bringen ſie herbei, und die Frauen legen ihnen die Schilfpolſter, die mit Riemen von Haut feſtgebunden werden, die Mäntel und farbigen wollenen Decken auf den Rücken, die ihre Sättel bilden; andere binden ſich die Gürtel um, oder ſtecken ihre kleinen Kinder in die Wiegen von Flechtwerk, oder rollen die Felle zuſammen, die als Decken der Toldos dienen, und bringen ſie und die Stangen auf die Bagagepferde; zu allerletzt

werden die kleinen Fäſſer, die man auf dem Marſche bei ſich führt, mit Waſſer gefüllt. Die Frauen ſteigen vermittelſt einer Schlinge auf, die ſich um den Hals des Pferdes befindet, und ſitzen mit geſpreizten Beinen auf ihren Polſterſätteln; ihre kleinen Kinder — wenn ſie ſolche haben — und ihre Schooßhündchen werden hinaufgehoben, und die kleinen Kinder in den hinter ihnen befindlichen Wiegen untergebracht; dann nehmen ſie ihre Bagagepferde in's Schlepptau und reiten im Gänſemarſch ab. Die Männer, die in der Regel warten, bis Alle fertig ſind, treiben hierauf die Reſervepferde eine kurze Strecke weit, überlaſſen ſie der Sorge ihrer Weiber oder Töchter und begeben ſich zu einem nahen Buſche, wo ſie ein Feuer anmachen, die Pfeifen anbrennen und die Jagd in folgender Weiſe beginnen. Zwei Mann brechen auf und reiten im Galopp um eine gewiſſe Fläche Land herum, deren Umfang je nach der Anzahl der Jäger verſchieden iſt; dabei zünden ſie in gewiſſen Abſtänden Feuer an, um ihren Weg zu bezeichnen. Nach einigen Minuten werden wieder zwei abgeſchickt, und ſo fort, bis nur noch Einige mit dem Cacique übrig ſind. Dieſe breiten ſich in einer halbmondförmigen Linie aus und ſchließen und verengen den Kreis an einem Punkte, wo diejenigen, die zuerſt abritten, jetzt angekommen ſind. Der Halbmond ruht auf einer Grundlinie, welche die langſam fortſchreitende Linie der Frauen, Kinder und Bagagepferde bildet. Die Strauße und Guanacoheerden laufen vor den vorrückenden Jägern davon, werden aber von jenen, die an den Spitzen ſtehen, aufgehalten und, wenn der Kreis völlig geſchloſſen iſt, mit den Bolas angegriffen, wobei zwei Mann häufig daſſelbe Thier von verſchiedenen Seiten jagen. Auch die Hunde helfen bei der Jagd, aber die Indianer ſind ſo ſchnell und im Bolaswerfen ſo geübt, daß, wenn ihre Pferde nicht ermüden oder ſie zufällig ihre Bolas verſpielt haben, die Hunde nicht viel gebraucht werden. Pumas findet man ſehr häufig in den Kreiſen; ſie werden durch einen Schlag mit der Kugel auf den Kopf ſchnell abgethan. Einmal ſah ich Wäki durch einen einzigen Schlag den Schädel eines ungewöhnlich großen vollſtändig zerſchmettern. Das indianiſche Geſetz über die Theilung des Wildes beugt allem Streite vor und lautet folgendermaßen: Derjenige, der den Strauß mit den Bolas fängt, läßt den Andern, der mit ihm gemeinſchaftlich auf das Thier Jagd gemacht hat, ihn tragen oder für ihn ſorgen, und wenn die Jagd zu Ende iſt, wird er getheilt; die Federn und der Leib vom Kopfe bis zum Bruſtbein und das eine Bein gehören dem, der ihn

gefangen, das Uebrige dem, der geholfen hat. Iſt es ein Guanaco, ſo nimmt der Erſtere ebenfalls die beſte Hälfte; Lunge, Herz, Leber, Nieren, Fett und Markknochen werden zuweilen roh gegeſſen. Die Tehuelchen ſchneiden auch das Fett über den Augen und das knorplige Fett zwiſchen den Schenkelgelenken heraus, das ſie, wie auch das Herz und Blut des Straußes, als Leckerbiſſen betrachten. Da ſie gar keine Mehlſpeiſe eſſen, ſo wird Fett ein nothwendiges Nahrungsmittel und kann in viel größeren Maſſen verzehrt werden als in civiliſirten Ländern. Daß dies nicht blos von dem rauhen Klima herrührt, beweiſt der Umſtand, daß auch die Gauchos in den argentiniſchen Provinzen ſtarken Appetit nach Fett haben. Wenn die Jagd vorüber iſt und die Vögel zerlegt und getheilt ſind, wird ein Feuer angemacht, und während Steine heiß werden, wird der Strauß gerupft; die Flügelfedern werden ſorgfältig mit einem Stück Sehne zuſammengebunden. Dann wird der Vogel auf den Rücken gelegt und ausgeweidet; die Beine werden ſorgfältig abgehäutet und der Knochen herausgenommen, ſo daß die Haut bleibt; hierauf wird der Leib in zwei Hälften zerlegt, und nachdem aus der untern Hälfte das Rückgrat herausgezogen und das Fleiſch in dünne Stücke zerſchnitten worden iſt, ſo, daß man die erhitzten Steine in die Einſchnitte hineinlegen kann, wird ſie mit der Haut der Beine, wie ein Sack, feſt zugebunden und ein kleiner Knochen hindurchgeſteckt, damit Alles ſtraff bleibt; ſo wird ſie auf die glühende Aſche des Feuers geſtellt, und wenn ſie beinahe gar iſt, wird eine helle Flamme angezündet, damit das äußere Fleiſch vollſtändig brät. Während des Bratens muß ſie oft gewendet werden, damit ſie auf allen Seiten ſicher durchbrät. Wenn ſie gut iſt, wird ſie vom Feuer genommen. Dann ſchneidet man den obern Theil weg, zieht die Steine heraus und findet, daß Brühe und Fleiſch köſtlich gekocht ſind. Die Betheiligten, in der Regel zu Zweien oder Vieren, ſetzen ſich um das Gericht herum und eſſen das Fleiſch, wobei ſie es in die Brühe tunken. Der Hintertheil, der (wenn der Strauß in gutem Zuſtande iſt) faſt ganz aus Fett beſteht, wird hierauf getheilt; Jeder bekommt ein Stück und hebt es als Leckerbiſſen für Frauen und Kinder auf. Wenn die Kopf- und Bruſthälfte gebraten werden ſoll, wird der Knochen nicht herausgezogen, aber die Flügel werden ſo gewendet, daß ſie in die Bruſthöhle zu liegen kommen, und letztere wird mit erhitzten Steinen angefüllt und mit der Hälfte der Haut von den Beinen, die der Länge nach durchſchnitten worden ſind, zugebunden, nachdem man

auch noch Stücke Fleisch von den Beinen in die Brusthöhle gesteckt hat. Das Fett der Brust wird unter die am Heerde befindliche Gesellschaft getheilt; der Eigenthümer behält allemal Nichts oder nur ein sehr kleines Stück für sich, da ihm ja die Anderen, die an demselben Feuer braten, eine Masse geben. Den größten Antheil bekommt in der Regel der Cacique, oder wenn er nicht zugegen ist, die besten Freunde des Eigenthümers. Die Flügelfedern werden sorgfältig mit in die Toldos genommen und für künftigen Handel gesammelt. Vom Strauße wird das Meiste gegessen; der Magen, der so groß ist, daß er beide Hände füllt, wird sorgfältig gekocht, indem man einen heißen Stein hineinsteckt, und gebraten; auch die Augen werden ausgesogen und die Därme verschlungen. Sind aber die Vögel mager, so werden sie blos abgebalgt und dann den Pumas überlassen. Nachdem die Mahlzeit, welche die Jagd beschließt, zu Ende ist, wird eine Pfeife herumgereicht, die Sättel werden wieder in Ordnung gebracht und das Wildpret daraufgelegt; die Jagdgesellschaft begibt sich nach den Toldos, die unterdessen die Frauen aufgeschlagen und eingerichtet haben.

Guanacos werden nicht viele erlegt, wenn man nicht an einem Orte lange zu bleiben gedenkt, oder ein Indianer besondere Lust zum Blutvergießen hat, oder auch die Strauße, die man stets lieber ißt, selten sind. Das Fleisch des Guanaco ist jedoch vortrefflich; die Schenkel werden in der Regel, wie man es auf Spanisch nennt, „charquirt", das heißt, das Fleisch wird in dünnen Scheiben abgeschnitten, ein wenig mit Salz bestreut und in der Sonne getrocknet. Wenn es durch und durch trocken ist, wird es in der Asche geröstet, zwischen zwei Steinen zerstoßen und mit Strauß- oder anderem Fett vermischt. Dies ist, wie der Pemmican, ein sehr nützliches Präparat, wenn man eine lange Reise macht; es nimmt nicht viel Raum ein, läßt sich daher leicht fortbringen, und eine bloße Hand voll stillt den Appetit.

Jeden Tagemarsch zu schildern, den wir zurücklegten, und alle die Jagden zu beschreiben, die wir hielten, während wir langsam das Thal des Rio Chico hinaufzogen, würde langweilig sein. Der Fluß war noch zugefroren. Die Witterung war kalt, und dann und wann begleitete Schneegestöber die starken schneidenden Westwinde, die alle Tage wehten. Das Thal ging zuweilen in breite grasbedeckte Ebenen über; dann erhob sich wieder ein hoher kahler Bergrücken und ein wellenförmiges Terrain mit furchenähnlichen

Nazionale V. E. III
NAPOLI

Abzug aus dem Lager am Mówaisch oder Fensterhügel.

Digitized by Google

Erhöhungen und Vertiefungen. Dann und wann kamen Flecke ſumpfigen Bodens mit gefrorenen Lagunen vor, und hier und da fanden ſich offene Quellen, wo viele Waſſervögel ſich verſammelt hatten. Die auf der Nordſeite ſtehenden Hügel ſahen kahl und holperig aus und erhoben ſich ſchroff aus unregelmäßigen Geſtalten; die ſüdlichen Höhen dagegen waren niedriger und boten mehr von den als Barrancas bekannten ſteilen Abhängen dar; die Abhänge wurden mitunter durch hohe ſchroffe Hügel von Baſalt unterbrochen, die an den Krümmungen des ſich ſchlängelnden Fluſſes auftraten und oft wie verfallene Burgen ausſahen. Einem derſelben — es war ein merkwürdiger Hügel, unter welchem wir am 23. Auguſt, gegen hundertundzwanzig Meilen von Santa Cruz, gelagert waren — gab ich, weil er durch ſeine Spitze hindurch eine fenſterähnliche Oeffnung hatte, den Namen Sierra Ventana; die Indianer nannten ihn Môwaiſch. (Er befindet ſich auf der beigegebenen Illuſtraſtration.) Am Fuße dieſer Hügel beſtand der Boden an vielen Stellen ganz aus einer Art Lava, und einer der Chilier ſagte mir, er habe, während er über einen Bergrücken gegangen ſei, mehrere große Klumpen reines Eiſen bemerkt; dies konnte ich jedoch nicht gut glauben, denn wenn auch weiter oben im Lande Eiſenerz in großer Menge vorhanden iſt, ſo ſah ich doch in dieſer Gegend nur eine Art von Erz, die jener ähnlich war, welche bei Dröbak in Norwegen vorkommt.

Einmal bemerkten wir, während wir marſchirten, Rauch hinter uns, der nach unſerer Anſicht entweder von einem Boten, welcher uns ſuchte, um uns die Ankunft des Schooners zu melden, oder von einer Horde der ſüdlichen Indianer ausging, die ſich vorgenommen hatte, nach Norden zu marſchiren. Es wurde jedoch kein Kundſchafter zurückgeſandt, der nachgeſehen hätte, wer es war, und wir erfuhren daher auch nichts weiter. Am 26. Auguſt hielten wir und lagerten uns neben dem Fluſſe an einer breiten Stelle des Thales; hier gab es eine nicht ganz zugefrorene Lagune, in welcher eine Art Schwertlilie wuchs, deren Wurzel oder vielmehr unterer Theil des Stengels von den Indianern gegeſſen wird; er iſt nahrhaft und ſaftig und hat einen angenehmen Geſchmack. Die Knaben und Mädchen brachten bald eine große Menge davon in die Toldos. Den Tag nach unſerer Ankunft an dieſer Stelle wurde der Eintritt eines der Mädchen in das Alter der Mannbarkeit der Sitte gemäß gefeiert. Früh am Morgen benachrichtigte der Vater des Kindes den Cacique

von dem Ereigniß; der Cacique theilte gleich darauf die Nachricht von Amts wegen demjenigen mit, der den Doctor oder Medicinmann ſpielte, und während der Doctor ſich mit weißer Farbe ſchmückte und mit einer ſcharfen Pfrieme an Stirn und Armen bis zur Blutung geſtochen wurde, erhob ſich ein bedeutendes Gejauchze. Die Frauen gingen ſofort an die Arbeit, eine Anzahl „Mandils" zuſammenzunähen. Als die Flickerei fertig war, wurde ſie mit Gepränge und Ceremonie von einer Schaar junger Männer übernommen, welche um die — zur Herſtellung eines einſtweiligen Toldo ſchon aufgerichteten und feſt gemachten — Stangen herumzogen und ſangen, während die Frauen mit den ſchauderhafteſten Zauberformeln und dem gräßlichſten Geheul einſtimmten. Nachdem ſie mehrere Mal herummarſchirt waren, wurde die Decke über die Stangen gezogen, und vorn wurden Lanzen hingeſteckt, mit Glocken, Fahnen und Meſſingplatten geſchmückt, die, vom Winde geſchüttelt, raſſelten. Das ganze Ding ſah, als es fertig war, recht ſchön aus (ſein indianiſcher Name bedeutet buchſtäblich „das hübſche Haus"). Das Mädchen wurde hierauf in eine innere Abtheilung des Zeltes gebracht, wo Niemand zugelaſſen wurde. Dann ſaßen Alle auf, und Einige, die man auswählte, mußten die Pferde herbeiſchaffen. Aus dieſen wurden beſtimmte Stuten und Stutenfüllen ausgeſucht und vorn an den prangenden Toldo herangebracht, wo man ſie mit einer Kugel auf den Kopf ſchlug — dadurch rettete man das Blut (das in Töpfen verwahrt wurde), um es zu kochen; denn es wird als eine große Delicateſſe betrachtet. Es iſt bei den Indianern Regel, daß Jeder, der von einer geſchlachteten Stute die Haut abziehen hilft, zu einem Stück Fleiſch berechtigt iſt, aber bei dieſer Gelegenheit wurde das Fleiſch ziemlich gleichmäßig unter Alle vertheilt. Während das Fleiſch kochte, ließ Caſimiro, welcher der Feſtordner war, mir durch einen Boten ſagen, ich ſollte in Crimé's Toldo kommen. Dort fand ich ihn emſig an einem Sattel arbeiten: ein Fach, in welchem er, beiläufig geſagt, Meiſter war. Sein Weib hatte einen großen Topf wallend am Feuer ſtehen, der einiges von dem Blute, mit Fett vermiſcht, enthielt. Als das Gericht beinahe gar war, thaten wir ein wenig Pfeffer und Salz daran und fingen an zu ſchmauſen. Vorher hatte ich einen gewiſſen Widerwillen dagegen gehabt, Pferdefleiſch zu eſſen, wie es vielleicht bei den meiſten Engländern der Fall iſt — die erklärten Hippophagen ſelbſtverſtändlich ausgenommen; aber der Hunger überwand alle Bedenken, ich gewöhnte mich bald ganz daran,

und es ſchmeckte mir. Bei dieſer Gelegenheit aß Jeder, wo es ihm beliebte, in ſeinem eignen Toldo. Nachdem die Mahlzeit zu Ende war, ſagte mir Caſimiro, am Abend werde ein Tanz ſtattfinden. Ich ſah dieſem „Kränzchen" mit großer Erwartung entgegen und bemerkte bald, daß einige der Frauen daran gingen, eine große Menge Brennholz zu ſammeln, das außerhalb des Zeltes hingelegt wurde. Gleich darauf, als es anfing zu dämmern, wurde ein Feuer angemacht, zuerſt außerhalb des geweihten Bezirkes. Die Frauen ſetzten ſich alle in das rings umherſtehende Gras, aber von den Männern, die, vier und die Muſiker ausgenommen, ſchon im Graſe ſaßen, etwas entfernt. Das Orcheſter beſtand aus einer Trommel, die dadurch hergeſtellt war, daß man ein Stück Haut über einen Napf geſpannt hatte, und aus einer Art Blasinſtrument, das aus dem Schenkelbein eines Guanaco gefertigt war, in welches man Löcher gebohrt hatte; es wird an den Mund geſetzt und geblaſen oder auch mit einem kurzen Bogen geſpielt, der eine Roßhaarſehne hat. Als Alles fertig war, wobei einige der alten Hexen die ganze Zeit in ihrer melodiſchen Weiſe ſangen, ſpielte das Muſikcorps auf, und vier Indianer, in wollene Decken vermummt, ſo daß nur ihre Augen zu ſehen waren, und die Köpfe mit Straußfedern geſchmückt, marſchirten in den Kreis hinein und fingen an langſam um das Feuer herumzuſchreiten, indem ſie nach der Muſik Tact hielten. Nachdem ſie zwei- bis dreimal herumſpaziert waren, wurde das Tempo allmälig ſchneller, bis ſie in einer Art Trab liefen, und als ſie ungefähr das fünfte Mal die Runde machten, warfen ſie, ſchnell nach der Muſik tanzend, ihre Mäntel weg und zeigten ſich geſchmückt mit weißer Farbe, womit der ganze Leib beſchmiert war, und Jeder mit einem von der Schulter bis zur Hüfte reichenden Gürtel voller Glocken, die im Einklang mit den Schritten klingelten. Die erſten Vier beſtanden aus den Häuptlingen Caſimiro, Orkeke, Crimé und Camillo. Nachdem ſie mit großer Lebendigkeit (ſo daß ſie manchmal beinahe in's Feuer getreten wären) getanzt und ihre mit Federn geſchmückten Köpfe nach den Schlägen der Trommel in grotesker Weiſe auf beide Seiten geneigt hatten, traten ſie ab, um auszuruhen, erſchienen dann aber wieder und tanzten einen andern Schritt. Als dies vorüber war, traten vier Andere auf, und ſo ging es fort, bis Alle, auch die Knaben, eine ſolche Tour getanzt hatten. Zuweilen trugen die Tänzer, um größeres Aufſehen zu machen, einen Bündel Binſen in der einen Hand. Gegen neun Uhr Abends, wo Jeder genug getanzt

hatte, gab Caſimiro das Zeichen zum Schluß. Die Muſiker hörten auf zu ſpielen, und Alle gingen zu Bette. Der Tanz war nicht ungraziös, wurde aber durch die abgeſchmackten Bewegungen des Kopfes grotesk. Er war ſtreng auf die Männer beſchränkt, die Frauen durften blos zuſchauen.

Auf dem zweiten Tagemarſche von dem Schauplatze meines erſten indianiſchen Balles ab zogen wir über einen Felſenrücken, der reich an einer Art Punktlava war; der Rücken lief von den ſüdlichen Grenzen des Thales aus und endete in jähen Klippen, um deren Fuß der Fluß ſich herumſchlängelte. Die Oberfläche des Rückens war an vielen Stellen durch tiefe Klüfte geſpalten, die Alpenriſſen glichen. Am Rande der einen dieſer Klüfte blieb mein Pferd gerade zur rechten Zeit ſtehen, ſonſt wäre ich hinabgeſtürzt. Die Caravane hatte einen größern Umweg gemacht, um den niedrigſten und bequemſten Kamm zu benutzen. Auf der andern Seite des Rückens dehnte das Thal ſich plötzlich bis auf mehrere Meilen aus, und am weſtlichen Horizonte ließen ſich eine Reihe Schneegipfel ſehen, deren Spitzen mit Wolken bedeckt waren: dies war unſer erſter Anblick der Cordillera. Das niedrige Land war durch Waſſerſtröme und kleine Seen zerſchnitten, die durch Austreten eines kleinen Nebenfluſſes des Rio Chico entſtanden waren. Das Waſſer glitzerte im Sonnenſchein des Nachmittags ſo ſchön wie Silber und bot einen Anblick dar, der das ermüdete Auge, das abwechſelnd nur auf verdorrtem Graſe und ſchwarzen vulkaniſchen Felſen geruht hatte, ſehr erquickte. So ſchön jedoch dies Bild auch anzuſchauen war, wir ſahen deutlich, daß es ſchwierig ſein würde auf ſolchem Terrain zu reiſen; es wurde daher Halt gemacht und über den Weg berathen, den wir einſchlagen wollten; zuletzt wurde beſchloſſen, über den Fluß zu ſetzen und auf der nördlichen Uferbank, wo das Terrain höher und vor Ueberſchwemmung ſicher war, uns zu lagern. Es wurden demnach die Ladungen ſorgfältig in Ordnung gebracht und die Kinder auf die Arme der Männer verſetzt, damit die Frauen ſich freier bewegen konnten; die jungen Männer nahmen auch die Bagage-Pferde in's Schlepptau, und während Caſimiro und noch ein Anderer ſich freiwillig erboten, die Anführer und Lootſen zu machen, begannen wir unſern Marſch nach dem Flußufer hin, das aus der niedriger liegenden überſchwemmten Ebene allmälig emporſtieg. Nachdem wir viel im Waſſer umhergepatſcht waren und verſchiedene Pferde Laſten und Reiter abgeworfen hatten, was großen Spaß machte, beſonders als Frau Orkeke und

ihr ganzes Zeug mit einem Male herabkamen, wobei ein eiſerner Keſſel, auf welchen ſie ſehr ſtolz war, ſo herunterraſſelte, daß mehrere Pferde in Schrecken geriethen und daraus eine allgemeine Ausreißerei zu werden drohte, erreichten wir glücklich das hohe Ufer. Der Fluß war hoch angeſchwollen, und der reißende Strom, der in der Stunde ſechs bis ſieben engliſche Meilen durchlief, brachte gewaltig große ſcharfkantige Eismaſſen mit. Für die Frauen und Bagagepferde ſchien es faſt unmöglich hinüberzukommen. Orkeke nahm jedoch eine lange Stange, um mit ihr die Tiefe zu ſondiren, ritt voran, und indem wir die Gelegenheit abpaßten, um dem Treibeis auszuweichen, das Pferden und Reitern die Beine auf grauſame Weiſe zerſchnitt, gelangten wir Alle wohlbehalten hinüber. Ein wilderes Schauſpiel konnte man ſich kaum vorſtellen — am Ufer heulten Hunde, die ſich fürchteten, überzuſchwimmen, Frauen ſchrien ihren verſchiedenen Freunden und Verwandten zu, und hier und da verſchwand ein indianiſcher Wagehals, der es verſchmähte, mit den Uebrigen über die Furth zu reiten, eine Secunde lang mit Pferd und Allem im Fluſſe, tauchte aber ſchließlich eine Strecke weiter unten im Strome wieder auf. Das Waſſer war beißend kalt, wie man ſich denken kann, und der ſcharfe Wind machte unſere triefenden Leiber ſtarr und ſteif; als wir daher am nördlichen Ufer ankamen, wo es mehrere kleine Sandhügel gab, machten wir ein großes Feuer an und wärmten uns und rauchten eine Pfeife, während die Frauen beſchäftigt waren, die Toldos aufzuſchlagen. Es war beſchloſſen worden, hier einige Tage zu bleiben und dann weiter zu ziehen bis in die Nähe der Cordillera, um wilde Pferde einzufangen. Aber, wie man bald ſehen wird, „der Menſch denkt, Gott lenkt". Wenn man von unſerm Lager aus nach der Cordillera hinaufſchaute, ſchien einige Meilen weiter oben das Thal ſich zu einer ungeheuern Ebene auszudehnen, und die Indianer ſagten mir, daß man, ehe man das Gebirge erreiche, an eine große Einſenkung des Landes oder ein Waſſerbecken komme, wo die wilden Pferde ſich fänden. Dies war zur Zeit unſeres Beſuches wahrſcheinlich eine gewaltig große Waſſerfläche, die von dem Schmelzen des Schnees herrührte. Der Viedma-See liegt von dem obern Ende des Thales aus einige Meilen ſüdwärts, und ich möchte faſt glauben, daß der Rio Chico, der aus demſelben kommt, von Süden nach Norden fließe und am obern Ende des Thales, wo er, wie Viedma in ſeiner Reiſe vom Jahre 1780 beſchreibt, die vielen Flüſſe vereinigt, ſich nach Oſten wende. Auch möchte ich glauben, daß Viedma, der

zweimal über den Rio Chico gebracht wurde, den Fluß, als er ihn zum zweiten Male überschritt, irrigerweise für einen andern hielt, den er als den Chalia bezeichnete: ein Name, den, beiläufig bemerkt, die Indianer nicht kennen, außer für einen unangenehmen Schmarotzer, der bei ihnen nur zu gemein ist. Am folgenden Morgen, den 2. September, saßen wir ruhig um das Feuer herum und verzehrten gemüthlich ein aus gekochtem Strauß bestehendes Frühstück, das die Hausfrau bereitet hatte; da hörte man plötzlich Messer klirren, und wir sahen zwei Indianer, ohne Mäntel und bloße Degen in den Händen, von Camillo's nach Crimè's Toldo hinüberrennen. In einer Minute war Alles in Aufruhr; Waffen wurden hervorgeholt, Gewehre und Revolver geladen, und einige der Indianer legten Panzerhemden an, andere polsterten sich, mit Hülfe der Frauen, um die Brust und den obern Theil des Leibes herum mit dicken wollenen Decken und Corconillas oder Satteldecken aus. Da die Frauen wußten, was geschehen sollte, so zogen sie, und mit ihnen alle chilischen Deserteure, einen einzigen ausgenommen, sich eine Strecke von den Toldos zurück, wo sie sicher waren. Ich hatte meine Waffen an mich genommen, und da ich fühlte, daß man mich in Betreff der wirklichen Ursache dieser Aufregung völlig hinter das Licht geführt hatte, so ging ich nach Camillo's Toldo, wo die Sache sich erklärte. Er lag, mit einer fürchterlichen Wunde in der Seite, todt auf seinem Bette; Cuastro, einer der Indianer, die wir hatten nach Crimè's Zelte rennen sehen, hatte ihn ermordet. Als ich aus dem Toldo trat, begegnete mir Casimiro und bat um einen Revolver, da er keine Schießgewehre hatte; ich lieh ihm demnach einen. Die Indianer zeigten durch ihre veränderten Gesichter die ganze Kampfwuth; ihre Gesichtsfarbe war todtenbleich, und ihre Augen glänzten und rollten, als sähen sie schon Blut. Die beiden einander gegenüberstehenden Parteien, die südlichen Indianer — Freunde Crimè's, der ein Vetter Cuastro's war — und Orkeke's und Casimiro's Leute oder die nördliche Partei, waren bald gegen zwanzig Meter von einander in offener Linie aufgestellt. Cuastro fiel sogleich durch seine mit silbernen Buckeln besetzte Tunica oder den „Koller" von Haut in die Augen, während seine einzige Waffe ein einfacher Degen oder ein Rappier war. Der Kampf begann mit einem unregelmäßigen Abschießen von Flinten und Revolvern, das wenige Minuten dauerte, bis einige der nördlichen Indianer oder der Leute Orkeke's, von Casimiro geführt, sich dicht zusammenschlossen und Mann gegen

Mann mit Schwertern und Lanzen kämpften, was mit dem Tode Cuaſtro's und der ſchweren Verwundung zweier oder dreier ſüdlicher Indianer endete. Dann zogen die Nördlichen ſich zurück, um wieder zu laden, und waren eben im Begriff, die Schlacht von Neuem zu beginnen, als Tankelow einen Waffenſtillſtand vorſchlug; er wurde unter der Bedingung angenommen, daß beide Parteien ſofort in derſelben Richtung marſchirten. Die Frauen und Kinder wurden aus den Büſchen, wohin ſie ſich begeben hatten, zurückgerufen, die Pferde herbeigebracht, und die Todten begraben. Die Tehuelchen-Lanze iſt ganz anders als die Lanze der Araucanos oder Pampas, und wird nur benutzt, wenn man zu Fuße kämpft; ſie beſteht aus einem achtzehn Fuß langen, ſchweren Schaft, an deſſen Ende eine gegen achtzehn Zoll lange Klinge befeſtigt iſt: in den Händen eines geübten Indianers eine furchtbare Waffe. Cayuke, den ich ſchon erwähnt habe, war in dem eben geſchilderten Kampfe mit der Lanze bewaffnet und durchbohrte Cuaſtro den Leib, obgleich derſelbe durch ſeinen Panzer geſchützt war und den Stich mit dem Schwerte zu pariren ſuchte. Cuaſtro war ein tapferer Mann; als er, mit mehreren Kugeln im Leibe und mehreren Lanzenſtichen, im Sterben lag, ſprang er bis zu ſeiner vollen Höhe auf und rief: „Ich ſterbe, wie ich gelebt habe — mir hat kein Cacique zu befehlen.“ Dann ſtürzte ſchreiend und ſchluchzend ſein Weib herbei, aber in demſelben Augenblicke fiel er todt nieder. Caſimiro entkam nur mit genauer Noth; er parirte einen Schwertſtreich mit dem, was man den ſchlaffen Theil ſeines Mantels nennen kann; hätte aber der Hieb, wie beabſichtigt war, ihn auf den Kopf getroffen, ſo hätte er ſeiner Laufbahn auf der Stelle ein Ende gemacht. An Verletzungen kamen vor eine Wunde in Crimè's Bein und ein Lanzenſtich ganz durch den Schenkel Hummums', eines jungen Indianers, der ſich ſehr wenig daraus zu machen ſchien. Der Kampf entſtand aus Blutrache zwiſchen Cuaſtro und Camillo; der Letztere hatte einige Jahre zuvor den Tod eines Gliedes der Familie des Erſteren veranlaßt; dieſer hatte ſchon früher einmal ihn an Camillo zu rächen verſucht und ſich mit Crimè uns nur angeſchloſſen, um eine Gelegenheit zu finden, Camillo meuchleriſch zu ermorden. Cuaſtro ſtand aus guten Gründen im Verdacht, Mendoza, den Argentiner, der mit Caſimiro von Buenos Ayres hergeſandt wurde und auf geheimnißvolle Weiſe verſchwand, umgebracht zu haben, und er hatte mit Gewißheit, als er in Santa Cruz Rum getrunken und dieſer ſeine Wirkung geltend machte, ſein eignes Weib

Juana, eine Tochter Caſimiro's, ermordet, ſo daß er, ſo tapfer er auch war, das Schickſal, das ihn traf, reichlich verdient hatte.

Nachdem die Todten beerdigt und die Leichenfeier — deren Beſchreibung wir für eine andere Stelle aufbewahren — in größter Eile vollzogen war, wurden die Zelte abgebrochen, und Alle zogen ab, wobei die Männer bewaffnet blieben und jede Partei für ſich reiſte. Cayuke wurde einige Meilen zurückgeſandt, um zu ermitteln, ob etwa Zeichen von den anderen ſüdlichen Indianern zu bemerken wären, von welchen wir halb erwarteten, daß ſie uns einholen würden; aber er kehrte einige Stunden ſpäter zurück, ohne daß er etwas Näheres wußte. Wir marſchirten etliche Meilen das Thal hinauf, wobei wir ziemlich nahe an den nördlichen Hügeln hinzogen, und lagerten uns an einer äußerſt ſchönen kreisförmigen Quelle; das Waſſer ſprudelte durch reinen weißen Sand herauf und bildete einen winzigen Bach, während im Becken der Quelle kleine Fiſche umherſchoſſen. Die Indianer blieben noch immer ſo, daß ſie die Waffen gleich zur Hand hatten — waren ſehr ſtill und aßen Nichts. Mehrere der Nördlichen kamen gegen Abend in unſern Toldo und unterhielten ſich lange an der glühenden Aſche des Feuers, und eine der Wittwen der Verſtorbenen brach immerfort in Jammern und Wehklagen aus, wobei ſie auf die ſchrecklichſte und ſchwermüthigſte Weiſe ſchluchzte, während zuweilen einige der älteren Hexen das Klagen übernahmen.

Am folgenden Tage ließ Crimè mich holen, um ſein Bein zu verbinden; er dachte natürlich, ich verſtände etwas von Chirurgie; ich wuſch daher die Wunde aus und verband ſie mit Kaltwaſſer-Umſchlägen; dieſe ſchienen guten Erfolg zu haben, da in einigen Tagen die Wunde ihn nur noch wenig beläſtigte. Von da begab ich mich zu Caſimiro's Toldo — dem kleinſten, den ich geſehen habe — und ließ von Caſimiro meinen Sattel mit einem Guanaco-Felle überziehen, das ich unterwegs bekommen hatte. Die Kinder ſchienen die einzigen Mitglieder der Geſellſchaft zu ſein, die von dem herrſchenden düſtern Weſen unberührt blieben. Sie hatten in einem Winkel ein Schneelager gefunden und machten ſich das Vergnügen, nach ruſſiſcher Art auf einem Stückchen Holz über daſſelbe herabzugleiten. An dieſem Abende ſahen die Dinge wieder ſehr ſchwarz aus. In Orkeke's Toldo wurde eine Berathung gehalten, und obgleich man ſie mit leiſer Stimme führte und ich mit der Tehuelche-Sprache wenig vertraut war, ſo hörte ich doch häufig meinen Namen in Verbindung mit einem Revolver und auch die Chilier erwähnen. Ich

machte mir über das, was eben vorging, viele Gedanken; da aber Frau Orkeke höchſt huldreich und lächelnd mir etwas Abendeſſen brachte, ſo bemühte ich mich nicht weiter, als daß ich ruhig meine Waffen unterſuchte und dafür ſorgte, daß ſie zum Gebrauch bereit waren. Später erfuhr ich, daß die Chilier unter ſich ein Complott angeſtiftet hätten, ſich zu empören, die Indianer zu berauben und zu morden und mit den Pferden zu entfliehen. Einige indeß, unter ihnen derjenige, der es mir mittheilte, wollten ſich nicht dabei betheiligen. Die Indianer, die von Natur ſehr ſcharfſichtig ſind, hatten Verdacht geſchöpft, daß nicht Alles in Ordnung ſei, und verhandelten eben darüber, ob es nicht beſſer ſein werde, die Chilier ſofort umzubringen, ehe ſie noch unruhiger wurden; Caſimiro aber vermochte ſie, dieſelben leben zu laſſen, bis ſie Etwas thäten, was ihre Ermordnung nothwendig machte; ſo kamen ſie denn für jetzt davon.

Am 5. September wurden wir in früher Morgenſtunde durch Orkeke's Marſchrede geweckt, und nachdem wir einige Meilen weit an den das Thal begrenzenden Hügeln hingezogen waren, nahmen wir von dem Thale des Rio Chico Abſchied und wendeten uns in eine Schlucht der nördlichen Hügel, die in ein unebenes Thal führte, welches zwiſchen niedrigen unregelmäßigen Hügeln von zerſetzter Lava lag. Dieſem folgten wir und zogen dabei an mehreren kleinen Lagunen vorüber, die in den niedrigeren Vertiefungen ſtanden, und um die herum beſtändig eine gelbe Art Thon ſich befand. Die Hügel waren allenthalben mit Geſtrüpp bedeckt und boten einen wilden, bleichen Anblick dar, indem nur dann und wann die grauen Felſen hervortraten. Nachdem wir einige Stunden in nordweſtlicher Richtung durch dieſen traurigen Landſtrich gereiſt waren, tauchten wir an der Weſtſeite auf einer großen Ebene auf. Sie wurde von einer Kette 1000 Fuß hoher Hügel begrenzt, die einen Ausläufer der Cordillera bildete. Das Wetter war ſtürmiſch, und nur gelegentlich konnten wir durch die eilenden Wolken und das Schneegeſtöber hindurch flüchtig die höheren Spitzen des entferntern Gebirges erblicken. Unſere Expedition zum Aufſuchen wilder Pferde wurde nach den eben ſtattgehabten Unruhen natürlich aufgegeben, und um den ſüdlichen Indianern zu entgehen, falls ſie von Santa Cruz her folgten, waren Eilmärſche an der Tagesordnung. Die Jagd wurde jedoch von den Unverwundeten wieder vorgenommen, und es wurden während des Tages mehrere Strauße gefangen. Gegen Abend wurde das Lager in der Nähe einer Lagune aufgeſchlagen, in deren unfrucht-

baren Umgebungen ſich Nichts weiter fand als ein kleiner niedriger Strauch, der zu Brennholz diente. Obgleich der Wind von Norden kam, war er doch ſchneidend kalt, und da ich ſchon ſeit einigen Tagen die Tracht der Eingebornen angenommen, meine eigentlichen Reiſe-Kleider aber zuſammengepackt und Frau Orkeke zur Aufbewahrung übergeben hatte, ſo fühlte ich ihn ganz außerordentlich. Der 6., 7. und 8. September wurden verwendet, Eilmärſche gen Norden zu machen, die von der üblichen Jagd begleitet waren, und wenn auch beide Parteien noch immer bewaffnet blieben und dem Anſchein nach etwas mißtrauiſch gegen einander waren, ſo ging doch Alles ziemlich glatt von Statten. Die am 6. und 7. durchreiſte Gegend war eine dürre Ebene, auf welcher hier und da einige verkümmerte Sträucher ſtanden; ſie war auf der Weſtſeite von dem oben erwähnten Ausläufer der Cordillera und auf der Oſtſeite von einer niedrigen Kette ſandig ausſehender Hügel eingeſchloſſen. Die ganze Ebene war mit kleinen Stückchen Porphyr, Quarz, Kieſel und Obſidian, wie auch verkieſelten Holzes beſtreut. Am 8. ſetzten wir über den Ausläufer in einem Paſſe, der auf beiden Seiten aus Punktlava beſtehende Felſenwände hatte. Hier machten wir eine Viertelſtunde Halt, und Jeder brach ſich Stücke Stein ab, die zur Herſtellung von Handkugeln zu Bolas paßten. Auf der Weſtſeite hinabzureiten war keine leichte Sache; der Abhang war mit großen Felsmaſſen und lockerem Geröll beſtreut, und der Wind blies ſchneidend kalt und mit ſolcher Stärke, daß einige der Frauenpferde ihm kaum entgegengehen konnten. Schließlich machten es Alle möglich, eine geräumige, hoch gelegene Pampa zu erreichen, auf deren Weſtſeite, gegen fünfzehn Stunden entfernt, die Cordillera der Andes ſich erhob. In dem Paſſe bemerkte ich mehrere große Stücke Obſidian, die ſo hell und eigenthümlich rund geſtaltet waren, daß ich Anfangs dachte, eine vorhergehende Wanderhorde hätte eine große Korbflaſche mit hingebracht und dort zerbrochen. Die Frauen ſammelten einige Stücke davon, die als Scharren zum Reinigen der Guanacofelle dienen ſollten. Wir zogen eine Strecke weit über die, wie gewöhnlich, unfruchtbare hohe Pampa, — die hin und wieder mit niedrigen Sträuchern, grobem Gras und da und dort mit einem Weihrauchbuſche von beträchtlicher Größe beſtanden war, der einen Augenblick Schutz vor dem ſchneidenden Winde gewährte — bis wir endlich einen jähen Abhang erreichten, an welchem unten eine, von einem kleinen, reißenden Strome bewäſſerte, grasreiche Ebene lag. Etwa dreißig Meilen im Hinter-

grunde sah man die hohen Berge der Cordillera. Der einladende Anblick der Weide bestimmte uns, hier ein Paar Tage zu bleiben, um nach den ungewöhnlich langen Märschen der vorhergehenden Tage die Pferde ausruhen zu lassen. Der folgende Tag wurde hauptsächlich dazu verwendet, aus dem weichen porösen Steine, den wir in dem Felsenpasse fanden, Handkugeln zu Bolas herzustellen. Gegen Mittag erhob sich ein fürchterlicher Sturm, der die meisten Toldos umwarf; der unsrige aber blieb, Dank dem starken Arme der Frau Orkeke, welche die Stangen gehörig befestigt hatte, stehen; nur eine oder zwei der Stangen wurden zerbrochen. Der Fluß, der hier in östlicher Richtung floß, war das erste strömende Wasser, das wir trafen, seitdem wir das Thal des Rio Chico verlassen hatten. In dem Abhange, der zu demselben hinabführte, war die Terrassenbildung, wenn sie sich auch erkennen ließ, doch nicht so stark ausgeprägt, wie bei vielen anderen Flüssen Patagoniens. Nach zweitägiger Ruhe setzten wir unsere Reise wieder fort. Wir ritten vielleicht eine Meile weit quer über das grasreiche Thal und dann einen kleinen Rücken hinauf nach einer höher gelegenen Ebene von der gewöhnlichen unfruchtbaren Beschaffenheit, auf welcher wir die ersten Strauß-Eier fanden, die wir auf unserm Marsche trafen. Die Richtung des Weges war fast nordwestlich, auf eine achthundert Fuß hohe Hügelkette zu; ganz oben auf derselben lag ein mit großen Steinen und Felsen bestreutes Plateau.

Wir stellten wieder eine Jagd an, bei welcher viele Strauße und mehrere Pumas erlegt wurden. Von der Westseite des Plateau aus überschauten wir eine große Ebene, die sich bis in die unmittelbare Nähe des Gebirges erstreckte, aber nahe an der Seite des letztern schien sich ein Einschnitt oder steiler Abhang zu befinden, der gerade wie die Böschung eines Eisenbahndammes aussah. Da in der Rede des Cacique verkündigt worden war, daß wir auf der Ostseite in der Nähe einer Quelle uns lagern sollten, und ich einen Strauß erlegt hatte, der, nachdem er eine halbe Meile scharf gerannt, vor dem Zuge der Frauen umgekehrt war, so ging ich mit Casimiro und noch einem Andern daran, ein Mittagsmahl zu halten. Wir suchten uns demnach einen Busch aus, kochten und aßen unsern Vogel, saßen nach Beendigung der Mahlzeit wieder auf und begaben uns an den Ort, wo wir das Lager zu finden hofften. Als wir jedoch an die Stelle kamen, fanden wir Niemanden, und während wir über die Ebene schauten, erblickten wir eine Frau, die sich verspätet

hatte und eben in den oben erwähnten Einschnitt hinabritt, wo sie verschwand. Wir setzten ihr daher nach, und nachdem wir eine Stunde lang Galopp geritten waren, holten wir die Uebrigen wieder ein. Die Sonne war untergegangen, aber bei dem Lichte eines jungen Mondes konnten wir noch bis zur zweiten Terrasse gelangen. Die Thalbildung hatte zwar im Ganzen genommen große Aehnlichkeit mit jener am Flusse Cuheyli; aber der Fluß, der in dem hiesigen Thale lief, war klein, wenn auch die Ufer, wie wir fanden, sumpfig und fast nicht zu passiren waren. Der Mond war mittlerweile untergegangen, und wir geriethen in der Finsterniß in große Verwirrung, kamen aber endlich Alle hinüber und lagerten uns, da die Nacht weit vorgerückt war, ungefähr eine englische Meile vom Flusse nach Norden. Als der helle Tag uns in den Stand setzte, die Oertlichkeit genauer zu betrachten, sahen wir, daß wir uns in einem Thale befanden, das auf beiden Seiten von hohen schroffen Klippenwänden eingeschlossen war, während mitten in dieser Schlucht ein Strom — an welchem sich Marschen hinzogen, die viele Schnepfen und Krieckenten enthielten — schnell hinabfloß. In Norden schien das Thal eine Krümmung zu machen und sich nach Westen zu wenden. Da ich Nichts zu thun hatte, so schlenderte ich bis zur Biegung hinauf und fand, daß die hohen Klippen dort aufhörten und die gewöhnlichen steilen Barrancas, von oben bis unten mit Weihrauchbüschen bedeckt, an ihre Stelle traten. Das Thal war nirgends über eine englische Meile breit, und die Düsterheit und drückende Wirkung der kerkerähnlichen Klippenwände machte es keineswegs zu einem angenehmen Aufenthaltsorte, aber das Weidefutter, das am Rande des Sumpfes stand, war grün und üppig jung und zart. Während ich mich bemühte, mir einige Krieck- und andere Enten mit den Bolas zu verschaffen, kamen zwei der Chilier, die nach Brennholz suchten. Sie beklagten sich bitterlich über ihr Schicksal, daß sie für einen Haufen Wilder wie Sklaven arbeiten müßten, schlummerten aber schließlich unter einem Busche ein und vergaßen ihre Noth. Da mir Nichts daran lag, wenn man vermuthete, daß ich mit ihnen zusammen gewesen wäre, so kehrte ich in's Lager zurück und untersuchte die Felsen. Sie waren von jenen, die ich früher beobachtet hatte, verschieden, denn sie zeigten an vielen Stellen Granit, nebst Schieferadern und einem Gestein, das eine Art grauer Marmor zu sein schien. Wir hielten uns an diesem Orte gegen vier Tage auf und würden noch länger geblieben sein, wenn nicht am dritten Tage

Einige von der Horde, hauptsächlich Knaben, die, während sie kleine Vögel mit den Bolas fingen, eine Strecke fortgeschlendert waren, die Nachricht gebracht hätten, daß von Süden her Indianer kämen. Es wurde ein Kundschafter ausgesandt, die Pferde herbeigebracht und die Waffen bereit gemacht. Casimiro kam zu mir, um Patronen zum Revolver zu holen; er sagte: „Jetzt werden wir zu kämpfen haben; denn wenn die südlichen Indianer uns schlagen, werden sie weder Mann, Frau, noch Kind schonen." Das war eine erfreuliche Nachricht, da die Uebermacht wahrscheinlich so stark war, daß uns ungefähr zehnmal so viel gegenüberstanden. Gerade als wir die Pferde bestiegen, kehrte jedoch der Kundschafter mit der Nachricht zurück, daß er von Indianern keine Spur gefunden habe; die vermeintlichen Feinde seien nur ein Trupp Guanacos, die zur Tränke herabkämen. Als Cayuke sich fest überzeugt hatte, daß wirklich keine Gefahr vorhanden war, ließ er als Dankopfer eines seiner Pferde schlachten; das Fleisch wurde natürlich unter seine Freunde vertheilt, um verspeist zu werden. An diesem Orte, den die Indianer „Amakaken" nennen, gibt es einen großen kugelrunden Rollstein von Marmor, an welchem der Sitte gemäß die Indianer ihre Kraft prüfen, indem sie ihn emporheben. Casimiro sagte mir, dieser Stein sei schon seit vielen Jahren dort, und die Sitte sei sehr alt. Er war so groß und schwer, daß ich ihn gerade mit beiden Armen umfassen und bis zu meinen Knieen emporheben konnte; einige der Indianer aber brachten es zu Stande, ihn auf ihre Schultern zu heben. In der Nacht, die auf den blinden Lärm folgte, schneite es stark; dessen ungeachtet marschirten am folgenden Tage die Indianer, die, wie es schien, sich nicht sicher fühlten, in nördlicher Richtung. Ehe wir das Thal verließen, war ich so glücklich, ein Straußnest mit vier Eiern zu finden, die wir späterhin verzehrten. Sie wurden auf folgende einfache Weise in der Asche zubereitet: Das Ei wird, nachdem man oben ein Loch hineingebrochen hat, aufrecht gestellt; durch das Loch wird ein schwaches Stückchen Holz hineingesteckt und mit demselben das Dotter und Weiße umgerührt; dabei wird ein wenig Salz hineingeworfen und das Ei gewendet, um sicher zu sein, daß es auf allen Seiten gleichmäßig gar wird; das Resultat ist ein in der Schale befindlicher Eierkuchen von höchst appetitlichem Geschmack; wer aber in dieser Kochkunst ein Anfänger ist, verbrennt sich leicht beim Wenden des Eies die Finger. Als es Nacht wurde, betraten wir eine dunkle und düstere Schlucht; sie wand sich zwischen phantastischen und verworrenen Klippen und

ſpitzen Hügeln hindurch, die in völlig chaotiſcher Unordnung zuſammengeworfen waren und öſtlich und weſtlich eine Verſchanzung zu bilden ſchienen. Aber die Richtung genau zu beſtimmen, war unmöglich, ſo unentwirrbar ſtanden die Höhen unter einander. Meine Fähigkeiten reichen bei Weitem nicht hin, dieſe aus lauter Felſenhügeln beſtehende Gegend ſo zu ſchildern, daß man ſich von ihrer formloſen Unregelmäßigkeit eine Vorſtellung machen könnte.

Es war ſpät, als wir uns in einer Bergſchlucht oder Corrie lagerten, die dem Anſchein nach keinen zweiten Ausgang hatte und von düſteren jähen Klippenwänden eingeſchloſſen war; mitten in ihr eilte ſchäumend im Felſengerinne ein Gießbach hinab. Den ganzen nächſten Tag ging unſer Marſch noch immer durch eine unfruchtbare Felſenwüſte, die häufig von tiefen Ravinen mit jähen Klippen durchſchnitten war. Die Vorderſeiten der letzteren zeigten an vielen Stellen Lager von rothem und gelbem Ocker, die man in weiter Ferne ſah. Zu einigen derſelben kletterten die Frauen hinauf und verſahen ſich aus ihnen wieder mit Vorrath an Schminke. Die ganze Oberfläche dieſes Diſtrictes war zerriſſen und umhergeſchleudert, als wäre ſie durch furchtbare vulkaniſche Kraft erſchüttert und geſprengt worden, und einige tiefliegende Stellen mit Thonboden ausgenommen, wo man dann und wann eine ſeichte Lagune traf, gab es auf dem Wege kein Waſſer; auf den Höhen lag Schnee und an manchen Stellen auch auf dem Terrain, durch welches unſer Marſch ging. Während des Marſches ſahen wir eine Anzahl der großen Ibiſe (Theristicus melanopis), in Chili Bandurria genannt. Die Beſchaffenheit des Landes machte die Jagd beſchwerlich und nutzlos. Tankelow fand jedoch einen Strauß und ſein Neſt; die Eier aus demſelben, ungefähr dreißig Stück, vertheilte er, der indianiſchen Sitte gemäß, unter diejenigen, die herbeikamen, ehe das Neſt ausgenommen war; unter dieſen Glücklichen befand auch ich mich; denn da ich ihn nach der Stelle hineilen und das Straußmännchen aufſtehen ſah, überdies gut beritten war und übermäßigen Hunger hatte, ſo war ich Einer der Erſten, die bei dem Neſte anlangten. Weit rechts von unſerm Pfade liegt, dreißig bis vierzig Meilen nach Oſten ſich erſtreckend, ein Landſtrich, den die Indianer „das Teufelsland" nennen; er wird, wie ſie mich verſicherten, nie betreten, wahrſcheinlich wegen der unfruchtbaren und unwegſamen Beſchaffenheit der Oberfläche, die nach der Schilderung noch ſchlechter zu ſein ſcheint als die Wildniß, die wir durchreiſten. Jenſeits dieſes Landſtriches gibt es einen gang-

baren Pfad, den die Indianer zuweilen einschlagen; er führt nordwärts und wird wahrscheinlich als Route nach dem Chupat benutzt; von jenem Pfade bis zum Meere aber ist das Land so unpassirbar, daß es, wie die Indianer sagen, zwei Jahre erfordern würde, um über die Meeresküste von Santa Cruz bis an den Rio Negro zu kommen. Daß es solche Striche gibt, und daß man in der Nähe der Küste den öden Travisias begegnet, ist jedenfalls der Grund, weshalb man Patagonien als ein dürres, fast wasserloses Land schildert; in Wirklichkeit aber ist, nachdem man die Küstenbarrière überschritten hat, der größte Theil des Innern reich an Lagunen, Quellen und fließenden Wassern, und daß selbst in den Travisias Wasser vorhanden ist, beweisen die vielen wilden Thiere, die man dort antrifft.

Gegen Abend ließen wir den Schnee hinter uns; wir ritten einen hohen Hügel hinab, der uns den ganzen Tag den Blick begrenzt hatte, und kamen dann auf eine große anschwellende Düne, von welcher die Aussicht weit ermuthigender war. Nach Norden und Nordosten dehnten sich wellenförmige Ebenen aus, während auf der Westseite die Cordillera wie eine Mauer emporstieg. Der eben erwähnte Hügel wird von den Indianern „Gotteshügel" genannt, und die Tradition, wie Casimiro sie mittheilte, berichtet, von dieser Stelle aus habe der Große Geist die Thiere zerstreut, die er in den Höhlen gemacht hatte. Einige der Thiere müssen aber zurückgeblieben sein, denn draußen auf dem untern Abhang der Dünen wurden zwei Pumas gejagt und erlegt. Ein Ritt von einer Stunde über eine sandige Ebene brachte uns in ein Thal, in welchem ein fließendes Wasser durch schön grüne Weide lief. Dies war die Stelle, an der wir uns lagern wollten, und einige der Frauen pflanzten schon die Stangen auf, die das Gerippe der Toldos bilden. Ich überließ daher mein Pferd sich selbst, begab mich an den Fluß hinab, genoß ein Bad und legte mich dann hin und rauchte, bis die Toldos vollständig eingerichtet waren. Am folgenden Tage wurde ein kurzer Marsch in nordwestlicher Richtung bis zu einem Thale gemacht, das bessere Weide enthielt; hier gedachten wir den Pferden Ruhe zu gönnen, deren sie sehr bedurften. Mittlerweile trat jedoch Mangel an Fleisch ein, und es wurde daher ein Jagdkreis gebildet; mein Pferd war zu ermüdet; aber Orkeke sagte, als er mich unvorbereitet stehen sah: „Bitten Sie Ako (sein Schooßhündchen und adoptirtes Kind und kraft seines Amtes Besitzer mehrerer Pferde), daß er Ihnen ein Pferd leiht." Da Ako Nichts dagegen hatte, so saß ich bald im

Sattel und ritt heiterm Muthes zu der Jagd ab. Auf unserer vorhergehenden Reise hatten wir in der Nähe der Gegend, wo unser jetziger Kreis gebildet werden sollte (nämlich in der Richtung der Cordillera), viele Fährten bemerkt, die von Straußen herzurühren schienen, und wir erwarteten Alle, Wild in Fülle zu finden. Der Kreis wurde hergestellt, und ich selbst gehörte an die eine Spitze. Nachdem ich an der Spitze angekommen war, lauerte ich eine Zeit lang voller Sehnsucht, aber das einzige Thier, das sich zeigte, war ein männliches Guanaco. Ich hatte mich hinter einen Weihrauchbusch geduckt, wo er mich nicht sah, bis er in die Wurfweite kam; ich fing ihn daher glücklich mit den Bolas und erlegte ihn. Hierauf wartete ich ein wenig und stellte mich dann, da die Indianer ziemlich nahe standen, einige hundert Meter weiter an einen geeigneteren Platz; aber es zeigten sich keine Thiere, und ich fing daher an, Orkeke zu suchen, den ich auch bald ganz oben auf einer Anhöhe rauchend entdeckte. Nachdem die Pfeife schweigend herumgereicht war, fragte ich ihn, was er erlegt habe. „Nichts," war die Antwort; „lassen Sie uns warten und sehen; vielleicht hat irgend ein anderer Indianer einen Strauß." Trotz sorgfältiger Besichtigung jedoch ließ sich Keiner entdecken, der so glücklich gewesen wäre, obgleich Mehrere Guanacos erlegt hatten. Wir begaben uns daher an die Stelle, wo mein todtes Guanaco lag, ohne daß es zugedeckt war. Als wir herangeritten kamen, stiegen schwerfällig zwei bis drei Condore auf, und kurz darauf breiteten noch ungefähr zwanzig bis dreißig ihre gewaltigen Schwingen aus, segelten ab und setzten sich auf einen nahen Felsen. Das Guanaco war in der kurzen halben Stunde, die ich abwesend war, buchstäblich in Stücke zerrissen worden; wir zogen die Markknochen heraus, verzehrten das Mark und kehrten dann zum Lager zurück, wobei wir unterwegs zwei Armadille fingen. Seit ungefähr zwei Tagen war die Temperatur bedeutend gestiegen; der Wind, obgleich er von Westen kam, war mild und belebend, und die Indianer behaupteten, weiter nördlich werde es so warm sein, daß ich eine Kopfbedeckung gegen die Sonne brauchen würde. Bei unserer Rückkehr fanden wir, daß während unserer Abwesenheit Arica zu Fuße fortgegangen war; wohin? das wußte Niemand. Da er mich am Morgen um etwas Tabak gebeten und ihn erhalten hatte, so schien es wahrscheinlich, daß er sich entschlossen, allein zu reisen und den Versuch zu machen, an dem einen oder andern Punkte civilisirte Menschen zu erreichen. Während unsers Aufenthaltes in die-

ſem Thale erſuchte mich Caſimiro, ihm einen Brief an den Commandante in Rio Negro zu ſchreiben, worin er anfragte, ob die argentiniſche Regierung ihm ſeine Ration und ſeinen Sold als Oberſtlieutenant in ihrem Dienſte noch laſſen wolle. Ich ſchrieb auch einige Briefe an meine Freunde, aber ohne große Hoffnung, daß ſie würden zur Poſt kommen, obgleich Caſimiro mich verſicherte, wenn wir die nördlichen Indianer träfen, würden dieſe die Briefe mitnehmen und den Araucanos übergeben, von wo ſie durch die Leute, die nach Rio Negro reiſten, um die dem Häuptling als Gehalt bewilligten Rinder zu holen, weiter gehen könnten. In ſo weiter Ferne auch alle dieſe Möglichkeiten lagen, es war dennoch ein Vergnügen, zu ſchreiben. Nach dreitägiger Raſt verließen wir das Thal. Arica hatte ſich nicht wieder ſehen laſſen, und man ſchloß, daß er entweder die Beute eines Puma geworden oder auf eigne Fauſt davongegangen ſei. Wir zogen den ganzen Tag über ein holpriges Hügelland, das voll großer Steine lag und dann und wann mit Flecken Geſtrüpp von beträchtlicher Höhe beſtanden war, wodurch immer der Weg verſperrt wurde. Strauße gab es in Ueberfluß, und Eier fanden ſich in großer Menge. Während eines langen Marſches von ungefähr dreißig Meilen war kein Waſſer zu ſehen, bis wir bei Sonnenuntergang das Lager erreichten, das ſich in einem Cañon befand; aber längs der Route lag dann und wann ein Fleck Schnee, der genügte, den Durſt zu löſchen. Während ich mit einem Indianer, Namens Tchang, dahinritt, fing dieſer an, allerlei Fragen an mich zu richten; erſtens: „Wer iſt Cacique der Engländer?“ Ich ſetzte ihm auseinander, daß es Ihre Majeſtät ſei. „Iſt ſie verheirathet?“ „Sie iſt Wittwe.“ „Hat ſie Kinder, und wieviel? Hat ſie viele Hengſte und Stuten und Silberſchmuck?“ Und ſo weiter, bis ich ihn befriedigt hatte; dann ritt er dahin und wiederholte: „Eine Frau Cacique! Eine Frau Cacique! Vier Söhne und fünf Töchter! Viele Hengſte, Stuten, Schafe und Rinder!“ Am 22. September gegen Sonnenaufgang verließen wir das Lager im Cañon, erſtiegen den auf der Nordſeite ſtehenden Rücken und machten an dem Grabe eines Indianers Halt; der breite und hohe Steinhügel, den man als Denkmal auf demſelben errichtet hatte, deutete darauf hin, daß er ein Cacique von Bedeutung geweſen war, was auch Wäki leiſe flüſternd mir als Thatſache mittheilte. Hier wurde ein Feuer angemacht und auf den vorhandenen Haufen noch einige Steine gelegt. Während die Indianer ſich wärmten, ging die Sonne auf, und

der Anblick der Cordillera, die man durch die reine Atmosphäre sah, war, als die ersten Sonnenstrahlen die Spitzen der Schneegipfel mit rosenfarbiger Gluth beleuchteten, prachtvoll. Wir setzten unsern Weg über sandige Ebenen fort, die dann und wann von seichten Wasserströmen durchkreuzt wurden, und hielten in der Nähe einiger Lagunen an einem Orte, den die Indianer „Kinck" nennen.

Am folgenden Tage marschirten wir wieder und jagten, wie gewöhnlich, unterwegs. Ein fetter Strauß war in dieser Zeit des Jahres eine Seltenheit, aber Eier gab es in Fülle, und sie bildeten das Hauptnahrungsmittel; auch die Armadille wurden gut und halfen an dem Lagerfeuer mit zu einer Mahlzeit. Am 27. September kamen wir an einen Ort, Namens „Gelgel"; er lag an den Ufern eines reißenden Flusses, wahrscheinlich desjenigen, der im Port Desire ausmündet. Dies war der Punkt, an welchem jede Wanderhorde, die auf den westlichen Ebenen jagen will, von dem nach Patagones führenden nördlichen Wege abgeht. Während unsers Aufenthaltes in Gelgel jagten wir in der Umgegend und sahen dabei mehrmals in Süden Rauchsäulen aufsteigen, als ob Reisende sich näherten. Sie zeigten sich endlich in größerer Nähe, und da auf unsere Signalfeuer keine bestimmte Antwort erfolgte, so wurden Kundschafter ausgesandt, kehrten aber ohne Auskunft zurück; nur Einer behauptete, er habe die Fährten vieler Pferde gefunden; da er jedoch als ein unverbesserlicher Lügner bekannt war, so hatte seine Aussage keinen Werth. Dennoch kam zuletzt Jeder zu der Ueberzeugung, daß die nördlichen Indianer mit den Araucanos im Kriege lägen, und es wurden daher die Vorbereitungen zum Kampfe begonnen. Nach einer wachsamen Nacht, in der alle Feuer ausgelöscht und strenges Schweigen beobachtet wurde, rückten Alle, bewaffnet und ihre besten Pferde reitend, aus. Es dauerte nicht lange, so stellte es sich heraus, daß die Ursache der ganzen Störung Arica war. Er war, unserm Pfade nachgehend, und von Vogeleiern lebend, elf Tage zu Fuße gewandert und mit genauer Noth den Pumas entronnen; er war mehr als einmal bei hellem lichten Tage von ihnen angefallen worden und hatte einen mit dem Messer erlegt; daß er die Wahrheit sprach, bezeugten die Stiefeln, die er sich aus dem Felle seines gefallenen Feindes gemacht hatte. Er sah abgezehrt und hager aus, hatte wunde Füße, und sagte mir, noch eine Nacht würde ihm den Rest gegeben haben. Die Indianer, die — weil er davongelaufen und später uns nachgegangen war — die ganze Nacht hatten wach bleiben müssen,

und zwar ohne Feuer und ohne Unterhaltung, die ſtreng verboten wurde, waren natürlich aufgebracht und hätten ihn gern getödtet. Caſimiro und Orkeke aber verwendeten ſich für ihn, und er wurde hinter einem andern Reiter zu den Toldos zurückgebracht. Bei Gelegenheit dieſer Signalfeuer erzählte mir Caſimiro folgende merkwürdige Geſchichte: „Vor vielen Jahren, als ich noch ganz jung war, reiſte ich unter der Aufſicht meiner Mutter einige Stunden nordwärts. Die Horde lagerte ſich in der Nähe einer großen Lagune nicht weit vom Sengelfluſſe und beſchäftigte ſich damit, daß ſie in der Umgegend jagte. Mehrere Tage hinter einander wurde in verſchiedenen Richtungen Rauch bemerkt, der jedesmal näher kam. Man nahm natürlich an, daß er von den Indianern ausgehe, und antwortete darauf; da aber keine Boten erſchienen, ſo wurden Kundſchafter ausgeſandt, um die Urſache zu ermitteln. Sie kehrten jedoch mit der Ausſage zurück, ſie könnten Nichts entdecken. Nach Verlauf von vier Tagen kam ein langer, dürrer und abgezehrter Indianer, auf einem ſehr mageren Maulthier reitend, im Lager an und fragte nach einem Häuptlinge, deſſen Name unbekannt war. Der Fremde wurde, wie es üblich iſt, in des Häuptlings Toldo gebracht und ſein Maulthier losgelaſſen, damit es frei umherlaufen konnte; aber ſonderbar! es ging nie von der Stelle, an der es abgeſattelt wurde, und der Indianer nahm während der Zeit, die er im Toldo blieb, weder Speiſe noch Trank zu ſich. Nach drei Tagen beſtieg er ſein Maulthier, das ſo friſch ausſah wie bei ſeiner Ankunft, und ritt nach Norden ab. Am folgenden Tage ergriff die Indianer, während ſie jagten, eine Krankheit — Manche fielen todt vom Pferde, Andere lebten, wenn ſie auch nach Hauſe zurückkehren konnten, nur noch kurze Zeit. Wie es, wenn Krankheit ausbricht, gewöhnlich geſchieht, wurden die Toldos eine Strecke von einander entfernt, um der Anſteckung vorzubeugen, aber es ſtarben doch viele Männer, Frauen und Kinder.“ Daß einmal in einem Lager auf dieſen Ebenen innerhalb einiger Tage viele Indianer an einer Seuche oder Krankheit geſtorben ſind, wurde mir noch weiter und zwar zuverläſſig beſtätigt; der Mann, der es mir mittheilte, war bei der Horde geweſen; er ſagte, von dem Pampaſtamme ſei der zehnte Theil geſtorben.

In den über dem Fluſſe ſtehenden Klippen auf der Nordſeite unſeres Lagers bemerkte ich viele Sandſteinkugeln von verſchiedener Größe. Als ich eine entzwei brach, bildete ein Stück, wie es ſchien, Eiſenſtein einen Kern, um den herum dem Anſchein nach Schichten

Sand ſich angeſetzt hatten. Auf welche Weiſe dieſe Kugeln entſtanden ſein konnten, war mir ein Räthſel; aber ſie ließen ſich ſehr bequem zu Bolas verwenden, indem man ſie nur ein wenig kleiner zu machen brauchte. Während wir vom Lager aus nach Weſten jagten, kamen wir über mehrere ſchlammige, oder vielmehr thonige Sümpfe, in deren einen ich, als ich einen Strauß verfolgte, hineinritt und mein Pferd tief einſank, wobei es ſeinen Reiter ſo abwarf, daß er einen vollſtändigen Burzelbaum ſchoß; mit vieler Mühe raffte ich erſt mich ſelbſt auf und zog dann mit noch größerer Schwierigkeit mein Pferd aus dem zähen Moraſte.

Nach Arica's Rückkehr zeigten die Chilier einen raſtloſen Geiſt und fragten mich oft, in welcher Richtung die Anſiedelung Chupat liege. Ich erwiederte, ſie läge, ſo weit ich urtheilen könnte, von dieſem Punkte aus ungefähr hundertundfünfzig Stunden nach Oſt-Nord-Oſt; aber ſie würden beſſer thun, wenn ſie bei den Indianern blieben und die Frauenarbeit verrichteten, Holz und Waſſer beſorgten u. ſ. w., als wenn ſie ſich in eine wilde und traurige Pampa begäben, wo ſie, falls ſie den Weg nicht wüßten oder keine Führer hätten, unvermeidlich verhungern würden.

Während unſers hieſigen Aufenthaltes wurde ich beinahe das Opfer einer verwickelten Heirathsgeſchichte. Eine hübſche junge Indianerin, deren quer über die Stirn abgeſchnittenes Haar den Wittwenſtand andeutete, die überdies mehrere Stuten und beträchtliche Beſitzthümer hatte, machte mir, weil ich ihr vielleicht irgend eine kleine Aufmerkſamkeit erwieſen hatte, den Antrag, ich ſolle Toldo mit ihr aufſchlagen. Dies ſtand durchaus nicht in meinem Reiſeprogramm, da aber das Bündniß möglicherweiſe nützlich und angenehm zugleich ſein konnte und ich in Ermangelung eines vertrauten Freundes mich einſam fühlte, ſo ſagte ich halb zu. Es wurde daher ein Unterhändler beauftragt, die Verhandlungen über den Brautſchatz abzumachen, und durch denſelben feſtgeſetzt, daß ich einen Revolver geben und dafür von den Freunden der Schönen zwei Pferde erhalten ſollte. Am Abend vor dem glücklichen Tage jedoch, an welchem wir vereinigt werden ſollten, kam der Alarm, und da ſie zu den ſüdlichen Indianern gehörte, ſo hielt ich es für beſſer, mein Gewehr aufzugeben. Als Grund, weshalb ich mich von dem Handel zurückzog, gab ich an, daß ich den Toldo meines Freundes Orkeke nicht gern verlaſſen wollte. Ohne Zweifel hatten ihre Leute, indem ſie wünſchten, daß ich ſie mit meinen Schießgewehren unterſtützen möchte, die Partie

vorgeſchlagen, um mich ſicher auf ihre Seite zu bringen. Die Dame war Anfangs etwas verdrießlich, ſetzte ſich aber bald darüber hinweg, und wir blieben auf unſerm früheren freundſchaftlichen Fuße.

In dieſem Lager kamen zweimal Mißhelligkeiten zwiſchen Indianern und ihren Weibern vor. Es waren die einzigen ehelichen Zwiſtigkeiten, die mir während meiner Wanderungen mit ihnen bekannt geworden ſind. Die eine fiel zwiſchen Tankelow und ſeiner Gemahlin in unſerm Toldo vor. Sie begann damit, daß Tankelow ſeine Tochter ſchlug, was ſein Weib ſehr übel nahm; von Worten kam es zu Schlägen, und die Squaw bekam die beſten; da legte Frau Orkeke ſich mit ſtarkem Arm dazwiſchen und machte der Störung mit Gewalt ein Ende.

Am folgenden Tage trieb Tankelow ſeine Pferde abgeſondert fort, aber gegen Abend kam die Verſöhnung zu Stande. Am 3. October verließen wir Gelgel-Aik und marſchirten weſtlich einem bitter-kalten Winde entgegen. Auf der Jagd wurden nicht weniger als ſieben Pumas erlegt, die, wie in dieſer Zeit gewöhnlich, ſehr fett waren und, in den eiſernen Töpfen gehörig gekocht, ein vortreffliches Abendeſſen gaben; das Fleiſch hat große Aehnlichkeit mit gekochtem Schweinefleiſch. Während des Tages wurden ſieben Chilier vermißt, und als wir zu den Toldos kamen, wurde es bekannt, daß ſie ſich entſchloſſen hatten, den Verſuch zu machen, ob ſie den Weg bis zur Anſiedelung Chupat ſelbſt finden könnten. Da ſie ſich heimlich entfernt hatten, was nach der Anſicht der Indianer einer Kriegserklärung gleich galt, ſo wollten einige der Leute ſie verfolgen und ermorden; aber dieſer Vorſchlag wurde von Orkeke und Caſimiro verworfen. Das Lager war durch einen Hügel, Namens „Téle", geſchützt; er ſtand dicht an einer mit Waſſervögeln bedeckten Lagune, in welche eine aus dem Hügel hervorkommende ſchöne Quelle floß; längs dem Rande des hellen reinen Waſſers wuchs eine Art grüner Kreſſe in ungeheurer Menge, und bei Sonnenuntergang kamen Flüge Flamingos (Phoenicopterus ignipallo) und roſenrother Löffelreiher (Platalea ajaja) zur Lagune, um ſich Futter zu ſuchen. Die Jagd des einen Tages fand auf der umliegenden Ebene ſtatt, die nach Weſten mehrere der merkwürdigen Einſenkungen oder beckenähnlichen Formationen zeigt, welche nach Darwin's Beſchreibung auf der Oſtſeite der Cordillera vorkommen. Am 5. October brachen wir das Lager ab und marſchirten in nördlicher Richtung, bis wir an einem Strome von beträchtlicher Größe anlangten; Einige von uns

überſchritten ihn ſofort, obgleich er tief und die hohen Ufer locker und unſicher waren. Die Frauen und die Uebrigen begaben ſich zu einer Furth, und der alte Orkeke ſchickte einen der Chilier mit, der dafür ſorgen ſollte, daß ſein Hündchen (an das er ſeine väterliche Liebe verſchwendete) nicht naß werde. In einer halben Stunde war die ganze Horde — Ako mit inbegriffen — wohlbehalten hinüber, und das Lager wurde auf einer Halbinſel zwiſchen dieſem Fluſſe und einem zweiten aufgeſchlagen, der weiter unten ſich mit ihm vereinigte. Die vereinigten Ströme bilden vielleicht einen Nebenfluß des Chupat, vielleicht auch nicht; die Indianer waren darüber verſchiedener Meinung; Einige behaupteten, es ſei ſo, Andere ſagten, der Fluß ergieße ſich in eine große Lagune. Das Wetter hatte ſich geändert: es war Sprühregen eingetreten, und der naſſe und ſchmierige Zuſtand der Toldos war ſehr unangenehm. Unſerer Kleidung ſchadete es jedoch nicht viel, da ein Guanaco-Mantel ſich leicht am Feuer trocknen läßt; man muß aber darauf achten, daß nur die behaarte Seite der Hitze ausgeſetzt wird, ſonſt wird die Haut dürr und zerreißt dann leicht. Während wir uns in dieſem Lager befanden, wurden Wächter ausgeſtellt; der eine kam herein und ſagte, er habe in nördlicher Richtung Rauch geſehen. In Folge deſſen brachen wir am 9. October auf, nachdem wir unſere abgetriebenen Pferde hatten ausruhen laſſen; ſie hatten in dem jungen grünen Graſe geweidet, das jetzt in allen Thälern in Fülle hervorſchoß, und waren dadurch ſchnell wieder in beſſern Zuſtand gekommen. Wir zogen über eine unfruchtbare, thonige Pampa, die da und dort von Sümpfen und Marſchen durchſchnitten war, und langten am 10. an einer kleinen, von Oſten nach Weſten laufenden Hügelkette an. Unter einem dieſer Hügel wurden die Toldos aufgeſchlagen, und zwar wieder in der Nähe einer jener ſchönen kreisförmigen Quellen, die in Patagonien häufig vorkommen; mitten aus dem glatten weißen Sande, der den Grund bildete, ſprudelte das Waſſer wie flüſſiger Kryſtall empor, und in dem kreisrunden Becken ſah man ſilberfarbene Fiſche umherſchießen. Die Indianer finden ein großes Vergnügen daran, ſich die Hände und Füße in den Quellen zu waſchen, und bleiben, die Schönheit dieſer „Augen der Wüſte" bewundernd, lange dort ſitzen. Da bei unſerer Ankunft die Frauen noch nicht mit den häuslichen Einrichtungen fertig waren, ſo warfen wir die Jagdbeute von den Sätteln, und ein Theil von uns erſtieg dann einen der anſtoßenden Hügel, um uns umzuſchauen. Es war ein herrlicher Tag, und die eben untergehende

Sonne badete die ganze Gegend in einer Fluth von rothen Farben. In Nord-Osten bemerkten wir deutlich drei verschiedene Rauchsäulen; die Indianer behaupteten, sie gingen von den fünf chilischen Flüchtlingen aus, und waren auf dieselben sehr erbittert, da man vermuthete, daß sie sich verirrt hätten und gern wieder zu den Toldos zurückkehren möchten. An dieser Stelle wollte mein Compaß nicht gehen; ich glaubte, er sei verdorben worden; da er aber später wieder richtig zeigte, so muß an seiner zeitweiligen Störung irgend eine örtliche Anziehungskraft Schuld gewesen sein. In Norden, so gut ich muthmaßlich in der Richtung mich orientiren konnte, zog sich eine lange Hügelkette hin, die in einem Berge mit eigenthümlicher Spitze endete; unterhalb des letztern zeigten die Indianer mir die Bäume, die längs einem Flusse standen — nach ihrer Behauptung sollte es ein Nebenfluß des Chupat sein. In Westen dehnten sich wellenförmige Ebenen aus, die sich in weite Ferne zu erstrecken schienen; sie unterbrachen die Kette der Cordillera, als ob in dem Gebirge eine Einsenkung oder ein Durchbruch sich befände, indem Hügel von bedeutender Größe am Horizonte nicht zu sehen waren. Während ich, die Pfeife rauchend, auf dem erwähnten Hügel lag, las ich mehrere Steine auf, in welchen Opal und Kascholong mit einander verbunden waren; ich legte sie läppischer Weise auf der Erde zu verschiedenen Figuren zusammen und hatte unter Anderm einen Kreis hergestellt, der im Kleinen einem indianischen Grabe glich; als Einer meiner Gefährten bemerkte, was ich machte, wurde er sehr böse und sagte: „Das wird Unglück bringen." Er glaubte offenbar, ich ginge in Gedanken damit um, Jemandem durch Hexerei das Leben zu nehmen. Da ich kein Verlangen trug, mich tödten zu lassen, um dadurch, wie man sich einbildete, etwaigen Zauberformeln zuvorzukommen, so las ich schnell die Steine zusammen. Viele derselben gingen später unterwegs verloren. Der indianische Name für diesen Ort ist Yaiken-Kaimak; er besagt, daß dies der Hügel ist, von welchem aus man den Signal-Rauch sieht, der das Nahen der von Norden kommenden Indianer andeutet.

Wir blieben fünf Tage in jenem Lager; es herrschte eine allgemeine ängstliche Unruhe, und die Waffen wurden immer bereit gehalten. Außer der gewöhnlichen Jagd unter dem Befehle des Cacique mußten wir noch Waffenübungen zu Pferde machen; dieses berittene Exerciren sollte eine Vorbereitung sein, im Fall wir die nördlichen Tehuelchen mit den Araucanos- oder Manzaneros-In-

dianern im Kriege finden würden. Auf den nach Westen gelegenen Ebenen gab es viele Guanacos; einige Tausende waren auf einmal in den Jagdkreis eingeschlossen. Eines Tages, an welchem ich die Jagdgesellschaft nicht begleitet, sondern mich freiwillig erboten hatte, den Posten der Reiterwache auf einem anstoßenden Hügel einzunehmen, schlenderte ich mitten durch das Lager, als ich ein Guanaco, das sehr ermüdet war, auf mich zukommen sah; ich versteckte mich daher hinter einen Busch und wartete, bis es sich ohne allen Argwohn näherte; dann sprang ich schnell hervor und kugelte es mit einem Paar Straußbolas. Da es mir ganz nahe war, so waren ihm die Vorderbeine vollkommen zusammengebunden, und es machte mir nicht viel Schwierigkeit, es durch einen Schlag auf den Kopf mit einem andern Paar Bolas abzufertigen. Ich hatte jetzt bereits in der Anwendung der Bolas eine leidliche Geschicklichkeit erlangt, und wenn ich nichts Anderes zu thun hatte, so pflegte ich immer umherzuschlendern und mich zu üben. Außer ihrer Anwendung erlernte ich durch praktische Uebung auch bald die Kunst, sie herzustellen, und unsere vielen müßigen Stunden wurden dazu benutzt, Straußsehnen zu flechten; auf diese Weise brachte ich es so weit, daß ich eine bedeutende Auswahl hatte, wovon ich einige für Tabak zu vertauschen pflegte. Während unsers hiesigen Aufenthaltes wurde das Wetter noch schlechter; es herrschten Regen, Graupeln und Stürme, und die Toldos wurden in Folge des ununterbrochenen Regens und der sumpfigen Beschaffenheit des Bodens so naß und schlecht, daß sie fast unbewohnbar waren; wir brachen daher am 16. October auf und marschirten über eine ebene Pampa — nach Osten wurde Rauch bemerkt und während der Reise gebührend beantwortet. In der Nacht lagerten wir uns auf der Nordseite eines kleinen reißenden Stromes an einem Orte, Namens „Pelmecken", der eine Stunde von dem bewaldeten Flusse lag, dessen Bäume von dem Lager aus sichtbar waren. Hier sah ich ein neues Spiel, das die Indianer spielten; es hatte Aehnlichkeit mit demjenigen, das unter den Schulknaben als „Knöchelspiel" bekannt ist; anstatt der Knochen wurde es mit kleinen Steinen gespielt, und es wurden hohe Einsätze, je nachdem das Glück fiel, verloren oder gewonnen. Am Sonntag, den 17., machten sich die Indianer auf, um in der Nähe des bewaldeten Flusses zu jagen, und Casimiro schlug mir vor, ich solle ihn zu den Wäldern begleiten, wo er Stangen zu den Toldos und Holz zur Herstellung von Sätteln hauen wolle. Orkeke empfahl mir jedoch aus irgend einem

Grunde, ruhig in den Toldos zu bleiben, und da ein Rath zuweilen faſt daſſelbe wie ein Befehl iſt, ſo fügte ich mich, obgleich ich nach ſo langer Wanderung über baumloſe Pampas gern wieder einmal den Anblick eines Baumes in der Nähe genoſſen hätte. Es war ein warmer und ſchöner Tag; ich ſpazierte daher am Fluſſe hinab, um die Eier der Hochlandsgans (Chloephaga magellanica), gelbſchnäbligen Gans (Cygnus coscoroba) und anderer Waſſervögel zu ſuchen, und langte gegen zwei Uhr Nachmittags mit reicher Beute im Lager wieder an. Die Frauen überwachten eben das Kochen einiger Eier, als eine von ihnen in den Toldo ſtürzte und ſchrie, die Indianer kehrten zurück, und es habe ein Kampf ſtattgefunden. Ein Blick auf die kommenden Reiter genügte ſofort, uns zu überzeugen, daß ſie Recht hatte. Sie kamen zu Zweien und Dreien galoppirt, die Schwerter gezogen, die Mäntel von den Schultern etwas ab hängend und die Geſichter vor Wuth glühend. Sie gingen ſofort daran, ihre Flinten und Revolver herbeizuholen, und wollten den Kampf von Neuem beginnen. Orkeke kam jedoch und hielt eine lange Rede, und ſchließlich wurde die Ruhe wiederhergeſtellt. Ein Mann — ein Bruder Camillo's — war getödtet und auf der Pampa zurückgelaſſen worden. Die Schweſter des Gefallenen war über ſeinen Tod außer ſich; ſie bewaffnete ſich mit einem Meſſer und verſuchte ihn zu rächen, wurde aber ſchnell feſtgehalten, entwaffnet und beruhigt. Der Gefallene war mit einem Revolver bewaffnet, und derjenige, der ihn angriff, hatte nur einen Degen; der eine Schuß traf ihn nicht und der nächſte Lauf verſagte; da ging er auf ihn los und durchbohrte ihm den Leib. Caſimiro kehrte kurz nach den Uebrigen zurück, und als er von dem Kampfe und deſſen Ausgang hörte, war er eine Zeit lang feſt entſchloſſen, ihn zu erneuern und den Gefallenen, der ein Verwandter von ihm war, zu rächen, gab aber auf Orkeke's Zureden endlich nach. Am folgenden Tage erſchien der in Oſten aufſteigende Rauch ziemlich nahe, und als wir noch ein wenig weiter marſchirt waren, wurden in der Richtung deſſelben zwei junge Männer mit geheimen Verhaltungsbefehlen von Seiten Orkeke's abgeſandt; wir begaben uns an den bewaldeten Fluß, wo wir eine kurze Zeit im Schatten einer Art Birkenbaum ſchwelgten und dann über die Furth des Stromes ritten, der eine beträchtliche Breite hat und ſehr reißend iſt. Die Indianer behaupteten, in dem tiefern Theile unterhalb der Furth ſei es unmöglich, über den Fluß zu ſchwimmen, weil es dort gewiſſe Raubthiere gäbe, die ſie Waſſer-

tiger — „Tigres de l'agua“ — nannten; dieſe würden ſicherlich jeden Menſchen, der ſich in's Waſſer wagte, anfallen und verſchlingen. Sie beſchrieben dieſelben als gelbe Vierfüßler, größer als der Puma. Gewiß iſt, daß wir zwei Strauße, die wir nicht brauchen konnten, weil ſie zu mager waren, und die wir deshalb auf dem hohen Ufer hatten liegen laſſen, am nächſten Tage, zerriſſen und halb aufgefreſſen, in dem ſeichten Waſſer fanden, und zum Waſſer hinab führten, deutlich ſichtbar, die Fährten eines Thieres, die denjenigen eines großen Puma glichen; aber der Puma ſchleppt ſeine Beute ſtets zu einem Buſche, und der Jaguar geht zwar gern in's Waſſer, aber ich habe noch nie gehört, daß er ſeine Beute anderswo als auf dem Lande verzehre, auch findet er ſich, ſo viel ich weiß, nicht ſo weit ſüdlich. Das Thier mag wohl eine Art der großen braunen Fiſchotter ſein, die auf der Bruſt einen orangenfarbenen Pelz hat, und die ſich im Fluſſe Paraná findet; die Erzählung der Indianer iſt jedoch deshalb merkwürdig, weil ſie auf den Namen des Sees „Nahuel Huapi“ oder Tiger-Inſel hinweiſt. Es iſt möglich, daß auch die Aguarra, die im Thale des Rio Negro vorkommt, dieſe Gegenden heimſucht. Sie ſagten mir ferner, man habe Hirſche an den Ufern des Fluſſes geſehen; während wir uns aber in der Umgegend aufhielten, hörten wir Nichts davon. Einige Meilen unterhalb der Furth hört der Baumgürtel auf, und auf der Südſeite ſteht eine eigenthümliche Gruppe, wie es ſcheint, viereckiger Felſen, die von Ferne wie eine regelmäßig gebaute und mit einer Mauer umgebene kleine Stadt ausſieht. Sie wird von den Indianern „Sengel“ genannt und war vor vielen Jahren der Schauplatz eines großen Kampfes zwiſchen den Tehuelchen und Araucanos; Gebeine und Schädel als Ueberreſte deſſelben färben noch immer die Ebene weiß. Nachdem wir über den Fluß hinüber waren, kamen die jungen Männer wieder, die zurückgeſandt worden waren, und brachten drei den Chiliern gehörende Pferde und Einen der Chilier mit, der, ſo unglaublich es auch ſcheint, den Indianern ſeine Gefährten hatte von den Pferden werfen und kampfunfähig machen helfen. Etwas Näheres über das Schickſal der Anderen wurde nicht bekannt; doch erzählte man allgemein, Einige von ihnen hätten wirklich den Chupat erreicht. Ich fragte nicht weiter, aber an dem blutgefleckten Meſſer des Einen der jungen Männer ſah man, was geſchehen war. An dieſem Tage ritten die Indianer alle ſtillſchweigend dahin; die Ereigniſſe der letzten zwei Tage hatten alle ihre böſen Leidenſchaften

aufgeregt. Ich ritt allein, denn ich fühlte, daß die Luft nicht rein war und Gefahr drohte, und ſchloß mich in der Nähe unſers Halteplatzes Orkeke und noch zwei Anderen an, die ſich an einem Feuer befanden, um einige Straußeier zu kochen. Während wir dieſelben emſig verzehrten, kam ein Bote und ſagte, Caſimiro wünſche mich zu ſehen und warte auf mich an einer Stelle, die er angab. Ich ſaß daher auf und ritt ab, war aber noch nicht weit fort, als zwei Banditen, die beauftragt worden waren, den Chiliern den Reſt zu geben, herangaloppirten; von jeder Seite kam Einer, wobei der Eine das Schwert, der Andere die Bolas ſchwang. Ich gab ſofort meinem Pferde die Sporen, und während mein Mantel zurückflog, entdeckte ich, daß ich unter demſelben zwei Revolver um den Leib gegürtet hatte. Sie hemmten ihren Lauf und riefen: „Halt! Wo wollen Sie hin?“ Ich galoppirte aber fort, ohne zu antworten, wurde unterwegs nicht weiter beläſtigt, und ſtieß bald zu meinem alten Freunde. Er theilte mir dann mit, daß ihm die jüngſten Vorgänge und die allgemeine Anarchie im höchſten Grade zuwider wären, und daß er ſich entſchloſſen habe, allein nordwärts zu reiſen, um die nördlichen Indianer zu treffen, und die Sorge für ſein Weib und ſeine Kinder Cayuke überlaſſe. Er verlangte deshalb die Briefe, die ich für ihn geſchrieben hatte, und auch meine eigenen, die er gleichzeitig mit befördern wollte. Ich ritt zu den Toldos zurück, um die Briefe zu holen, und brachte ſie Caſimiro, ohne daß Jemand verſucht hätte, mir den Weg zu verſperren.

Als ich zu dem unter dem Buſche befindlichen Feuer zurückkam, ſaß ich ab und ſagte, während ich noch ein Ei kochte, Orkeke die Meinung ein wenig, wobei ich ganz ruhig zu verſtehen gab, daß ich zehn Leben um mich herum trüge. Er verſicherte mich, es ſei nur ein Mißverſtändniß und ohne ſeinen Befehl geſchehen; die jungen Leute hätten nur Scherz gemacht und meinen Muth wollen auf die Probe ſtellen. Ich erwiederte, derartige Scherze wären zuweilen gefährlich; dann ließen wir beiderſeits die Sache fallen.

Wir lagerten uns neben einem Bache, in welchen Viele von uns bald ſprangen, um ein erquickendes Bad zu nehmen; dies iſt bei den Tehuelchen, die gewaltige Schwimmer ſind und gut tauchen, immer ein Lieblingsgenuß. Während wir hier ruhten und im Waſſer uns vergnügten, trat eine beſſere Stimmung ein; der gegenſeitige Argwohn und Zwieſpalt, der ſo lange geherrſcht hatte, wurde allmälig vergeſſen. Caſimiro war fort und hatte Einen der Chilier mitge-

nommen; seine Gemahlin sagte mir unter einem Strom von Schmähungen gegen ihre Ehehälfte, er sei aus Furcht gegangen, weil die anderen Indianer beschlossen hätten, ihn umzubringen; sie setzte noch hinzu, er habe das Herz eines Stinkthieres, eines Geiers und eines Armadills. Diese vereinigt würden ein recht hübsches Gemisch geben. Daß er Recht hatte, indem er sich bei dieser eigenthümlichen, kritischen Lage aus dem Staube machte, war sehr einleuchtend; denn am nächsten Tage wurden zwei junge Männer ausgesandt, vorgeblich als Chasquis oder Boten, um sich nach den nördlichen Indianern umzusehen, in Wirklichkeit aber um Casimiro einzuholen und bei Seite zu schaffen; sie kehrten jedoch ohne alle Nachricht über den schlauen alten Häuptling zurück.

In der Hügelkette, die, wie ich oben beschrieb, von Kaimak aus zu sehen war, gibt es eine Eisenerz-Grube oder Ader; sie befindet sich ungefähr eine englische Meile gerade westlich von dem Bache und ist an einer großen Masse weißen Quarzes zu erkennen. Dieses Erz wird von den Indianern zur Anfertigung von Bolas benutzt, und es wurde ein Ausflug zu der Ader gemacht. Wir brachten viele Stücke mit zurück, von welchen einige, die sich jetzt in meinem Besitz befinden, untersucht und für Braun- und Magneteisenstein erklärt worden sind. Die Indianer sagten mir auch, daß einige Stunden östlich von dieser Stelle eine Eisenmasse, die, so viel aus ihrer Darstellung sich entnehmen ließ, die Gestalt einer Stangenkugel habe, mitten auf einer unfruchtbaren Ebene liege und von ihnen mit abergläubischer Scheu betrachtet werde. Ob dies ein Meteorstein ist oder mit dem Erze an der Hügelwand irgendwie in Verbindung steht, konnte ich nicht entscheiden, denn bei der kritischen Stimmung, die damals herrschte, war ein Besuch der Stelle, um die fragliche Masse in Augenschein zu nehmen, unmöglich.

Am 22. October marschirten wir einige Meilen, und zwar in nördlicher Richtung, immer der Hügelkette folgend. Straußeier bildeten auch jetzt noch das Hauptnahrungsmittel und waren eine hinlänglich nahrhafte Kost, brachten aber alle Wirkungen einer „Bantingkur" hervor. Glücklicherweise erlegten an diesem Tage Zwei von uns fette Pumas; einige Schnitten von denselben waren gebraten zur Abwechselung eine angenehme Zugabe zur Abendmahlzeit; aber ich möchte aus Erfahrung allen Reisenden rathen, ihr Pumafleisch zu kochen. Wir lagerten uns in einer kleinen Schlucht, die in den Hügeln war, gerade unter einem eigenthümlich spitzen Felsen,

der wegen seiner Aehnlichkeit mit einem unter Segel befindlichen Schiffe Yowlel oder Schiffsfelsen heißt, und an welchen sich von Seiten der Indianer der Aberglaube knüpft, daß Allen, die ihn selbst bei der windstillsten Witterung zu besteigen versuchen, wenn sie oben ankommen, die Mäntel von wüthenden Windstößen in Stücke zerweht werden.

Am nächsten Tage — einem herrlichen Morgen nach einer regnerischen Nacht — zogen wir in derselben Richtung weiter, und während wir auf das schwere Gepäck warteten, das heißt auf die Frauen und Kinder, begaben sich Mehrere von uns zu einer richtigen Rennbahn — einer sechs Fuß breiten, ausgetretenen Bahn, die sich fast drei englische Meilen weit erstreckte und zwar etwas sandig, aber eben und frei von Steinen war. Hier prüften wir, um die Zeit einstweilen hinzubringen, die Schnelligkeit unserer Pferde, und als die Frauen erschienen, begannen wir die Jagd auf einer Pampa, die durch eine Biegung in der Hügelkette gebildet wurde. Während der Jagd fanden wir ein Guanaco, das von einem Puma getödtet worden war, sorgfältig zugedeckt in Gras und Gestrüpp. Es war ein fettes Thier, wie der Puma sie immer sich aussucht, obgleich ich manchmal gelesen habe, daß er den Heerden nachgehe und die schwachen auflese. Daß dies nicht der Fall ist, zeigte sich bei verschiedenen Gelegenheiten, wenn wir die todten Thiere fanden, die diese Katzen hatten liegen lassen; sie waren stets von guter Beschaffenheit. Am Nachmittag langten wir frühzeitig im Lager an; es befand sich neben einem kleinen Flusse, der in östlicher Richtung von den Hügeln her kam. Die Frauen waren, mit Ausnahme einer oder zweier, nicht anwesend; man konnte sie ungefähr zwei englische Meilen vom Lager sehen, wo sie eine Art Kartoffeln ausgruben, die auf der benachbarten Hügelwand wuchsen. Es war ein warmer Tag, und Orkeke lud mich ein, mit auf einen der Hügel zu gehen; er wollte sehen, ob sich Rauch oder sonstige Zeichen von Indianern erblicken ließen. Wir setzten daher über den Strom, und während wir an dem nördlichen Ufer hin ritten, bemerkte ich Fische, die träg oben auf dem Wasser schwammen. Nachdem wir über ein sumpfiges Stück Land hinüber waren, ritten wir die Hügel hinauf, saßen in der Nähe einer Bank von blauer Erde ab und stiegen zu Fuße bis zum Gipfel, der aus einer Art Quarz bestand, durch welchen Krystall-Adern liefen. Wir erkletterten auch noch diese Formation und kamen dann oben auf der Spitze an. Hier hatten wir eine schöne Aussicht auf das Lager und das grüne Weide-

land, das längs dem Fluſſe ſich hinzog. Nach Norden war die Ausſicht etwas verſperrt durch die Hügel, die zu beträchtlicher Höhe anſtiegen. Gerade unter uns lag ein Thal, in welchem mehrere Guanacos und Strauße ihr Abendfutter zu ſich nahmen. Wir blieben hier einige Zeit, rauchten und genoſſen den Anblick der Natur im Allgemeinen, konnten aber von Indianern weder Rauch noch andere Zeichen entdecken. Orkeke bemerkte, daß weiter unten am Fluſſe das Weidefutter friſcher ausſähe, und ſchlug vor, wir wollten es genauer betrachten. Wir ſtiegen daher von unſerer hohen Stellung herab, ſaßen auf und begaben uns in das unten liegende Thal; während wir hinabritten, waren wir ſo glücklich, einen fetten männlichen Strauß zu erlegen, der auf einem Neſte mit vierundzwanzig Eiern ſaß. Wir unterſuchten das Gras, das von guter Beſchaffenheit war, hielten ein Mahl aus dem Stegreife, an welchem Tchang ſich mit betheiligte, und kehrten dann zu den Toldos zurück, wo die Frauen eben mit einer beträchtlichen Menge Kartoffeln angelangt waren. Auf dem Rückwege bemerkte ich wieder Fiſche im Fluſſe; ich überließ daher mein Pferd ſich ſelbſt und holte meine Angelhaken und Schnur aus dem Gepäck heraus, das ſich unter Frau Orkeke's Aufſicht befand. Es dauerte nicht lange, ſo war Alles bereit; ein Stück Fleiſch vertrat als Köder die Stelle der Fliege, und während ich es ſanft in das Waſſer hinabließ, biß bald Etwas an, und ich zog einen gegen zwei Pfund ſchweren Fiſch heraus; er gehörte zur Klaſſe der Barſche und war dem Fiſche ähnlich, der im La Plata-Fluſſe Dorado heißt. Nachdem ich eine halbe Stunde gefiſcht, hatte ich noch mehrere andere von derſelben Größe an's Land gebracht, und da es beinahe dunkel war, ſo kehrte ich zurück und ſpeiſte zu Abend gebratene Fiſche und gekochte Kartoffeln.

Die Pflanzen zu ſehen, die dieſe Knollen hervorbrachten, hatte ich keine Gelegenheit; aber die Knollen glichen genau denjenigen, die ich ſpäter in der nördlichen Gegend erhielt und die von einer Pflanze ſtammten, deren gefiedertes farnkrautähnliches Blatt an einem langen ſchwachen Stengel ſitzt. Am folgenden Tage verlegten wir das Lager ſtromabwärts, in die Nähe der grünen Weide, und fanden die Eier der Hochlandsgänſe, Enten u. ſ. w. in großer Menge. Nicht weit vom Lager ſtand neben dem Fluſſe ein einſamer Baum, der einzige in der Umgegend, obgleich längs den Ufern Treibholz lag; dies war wahrſcheinlich bei großem Waſſer von den bewaldeten Abhängen der zehn Meilen weiter weſtlich liegenden Cordillera herab-

geführt worden. An diesem Tage wurde, da man nach Norden deutlich Rauch gesehen hatte, Hummums abgesandt, um zu ermitteln, ob es ein Signal von den nördlichen Indianern gewesen sei, nach welchen wir uns so vielmals umgeschaut hatten. Drei Tage darauf, gegen neun Uhr Abends, während ich dalag und von der Heimath träumte und soeben — im Traumlande — ein Glas Sherry getrunken hatte, weckte Orkeke mich auf und machte mir die Mittheilung, daß nach Norden Feuer zu sehen wären, die ohne Zweifel von dem vorher abgesandten „Chasqui" oder Boten herrührten. Nach ungefähr drei Stunden — irgendwo gegen Mitternacht — kamen Casimiro, Hummums und noch ein Indianer in's Lager geritten, und unser Toldo war bald gedrängt voll Menschen, welche die Nachricht hören wollten, die unser Chasqui brachte; er sagte, die nördlichen Indianer befänden sich im Districte der wilden Rinder, wo sie mehrere Thiere erlegt hätten; sie wären auch mit Tabak und anderen Bedürfnissen gut versehen, die sie vom Rio Negro mitgebracht hätten, wo sie zu Handelszwecken im August gewesen wären, und sie würden unsere Horde willkommen heißen, wenn sie in freundschaftlicher Gesinnung käme. Am folgenden Morgen hatten wir in Crimé's Toldo eine große Berathung, bei welcher beschlossen wurde, daß aller Hader vergessen sein, und daß wir sofort marschiren sollten, um eine Vereinigung mit den übrigen Indianern herzustellen. Dieser Beschluß wurde angenommen, und wir marschirten daher Alle in östlicher Richtung bis zu einem Lager, das an den Ufern desselben Flusses, und zwar unten an einer Hügelkette lag, die „Appleykaik" genannt wurde. Hier blieben wir drei Tage, und da in Osten Rauch bemerkt worden war, dessen Ursprung man sich nicht erklären konnte, so wurden zwei Kundschafter ausgesandt, um die Ursache zu ermitteln, kehrten aber ohne Auskunft zurück. Unsere Zeit verbrachten wir, wie gewöhnlich, damit, daß wir jagten oder im Flusse uns badeten. Am 31. October marschirten wir wieder und waren noch nicht weit fort, als Tankelow — der früher als die Uebrigen aufgebrochen war und das Beobachtungscorps spielte — mit einem fremden Indianer vom Pampa-Stamme erschien, der sagte, seine Gefährten wären unterwegs, um zu den nördlichen Indianern zu stoßen. Sie waren aus der Umgegend der Colonie Chupat gekommen und bestanden, so viel ich herausbringen konnte, aus Pampas und Tehuelchen unter einander. Es wurde verabredet, daß sie an einem Orte, Namens „Henno", nach welchem wir eben marschirten, zu uns und

den Anderen ſtoßen ſollten. Nach dieſer kurzen Unterbrechung ſetzten wir unſern Weg fort und lagerten uns für die Nacht nahe an den Ufern eines kleinen Fluſſes. Das Wetter hatte ſich ganz geändert; es ging ein ſcharfer Südweſtwind mit Graupel-, Hagel- und Schnee-Böen, und nur Wenige von uns fanden es angenehm, das Abendbad zu nehmen. Caſimiro war ſehr heiter, da er unter den nördlichen Indianern viele Verwandte hatte und den Oberbefehl erhalten ſollte — bei der Ausſicht auf denſelben hatte er ſchon Pferde zum Geſchenk bekommen und ſah der Verſammlung entgegen, welche der Häuptling halten wollte, und die, wie er mich verſicherte, unter großem Gepränge werde abgehalten werden müſſen. Während unſers Geſprächs erzählte Caſimiro die ganzen Abenteuer, die er beſtanden, nachdem er die Toldos verlaſſen hatte. Da er wußte, daß man ihn wahrſcheinlich verfolgen werde, war er ſo ſchnell gereiſt, daß am fünften Tage ſein Pferd ſtürzte; die beiden vorhergehenden Tage hatte er Rauch geſehen, der aus einem Lager emporſtieg, an welchem er jetzt ganz nahe ſtand; doch war er unſicher, ob es das Lager ſeiner Freunde ſei oder nicht. Er ließ ſeinen chiliſchen Gefährten zurück und begab ſich auf eine Anhöhe, um zu recognoſciren. Während ſeiner Abweſenheit ſchlief der Chilier ein; das Gras fing Feuer und brannte um den Schlafenden herum. Die Indianer — Hinchel's Leute — kamen, durch den Rauch verlockt, herab und retteten ihn; ſeine Kleider waren alle verbrannt und ſein Leib war ſtark verſengt. Nachdem Hinchel ſich hatte erzählen laſſen, wie die Sache ſtand, ſchickte er ſofort Leute ab, die Caſimiro ſuchen ſollten. Als der Letztere die fünf berittenen Indianer, in ihre Ponchos gehüllt, ſich nähern ſah, war er unſicher, ob es Araucanos oder Tehuelchen ſeien, zog ſeinen Revolver und wollte ſie einzeln wegſchießen; aber er erkannte bald zu ſeiner großen Erleichterung in dem Anführer einen Verwandten von ihm. Er ſagte mir auch, als Hummums, unſer Chaſqui, angekommen, ſei derſelbe von einem Freunde von ihm gaſtfreundlich aufgenommen worden, und gegen dieſen habe er ſich gerühmt, daß er und ſeine Freunde alle Chriſten, die ſich in ihrem Lager befunden, umgebracht hätten. Dies wurde ſofort Hinchel und Caſimiro zugetragen, und dieſe erkundigten ſich, ob „Muſter" auch mit getödtet worden ſei, was der Zuträger ohne Bedenken bejahte. Hinchel, der, was den engliſchen Beſuch betraf, vorher Alles von Caſimiro erfahren hatte, war wüthend darüber; er betrachtete es als eine ſchwere Verletzung der Gaſtfreundſchaft und gab ſofort Befehl, den Chaſqui zu verhaften,

aufzusitzen und sich bereit zu machen, um meinen vermeintlichen Tod zu rächen, indem sie Orkeke und seine ganze Horde umbringen wollten. Als jedoch Hummums als Gefangener verhört wurde, erklärte er in großem Schrecken, daß „Muster" unversehrt sei, und daß kein Mensch daran gedacht habe, ihn umzubringen; dann war der Sturm vorüber. Aber diese Mittheilung, die durch die Aussage des Chasqui, welche ich zufällig mit anhörte, bestätigt wurde, bereitete mich darauf vor, Hinchel mit einer Freundlichkeit zu begegnen, wie sie ein Häuptling, der einen so scharfen Sinn dafür bewiesen, daß man für einen Fremden, der sich der indianischen Gastfreundschaft anvertraut hatte, Sorge tragen müsse, verdiente, und die Meinung, die ich mir damals von dem Charakter dieses Häuptlings machte, bewährte sich, als ich näher mit ihm bekannt wurde, vollständig.

Die beiden folgenden Tage ging unser Weg durch eine Reihe ziemlich unfruchtbarer Thäler; sie wurden durch Ketten hoher Hügel begrenzt, die überall voller Felsblöcke und Geröll lagen und so dürr und unheimlich wie Gerippe aussahen. Die Thäler enthielten in der Regel entweder auf der nördlichen oder auf der südlichen Seite der Flüsse, die in jedem derselben hinabliefen, gute Weide, aber nur in der Nähe des Wassers; darüber hinaus war der Boden sandig und hier und da mit einzelnen niedrigen Büschen bestanden.

Am 2. November gegen zwei Uhr Nachmittags kamen wir in einen Paß oder eine Schlucht, die über dem Sammelplatze Henno lag. Die Aussicht auf das unten liegende Thal war sehr erquickend; grüne grasreiche Ebenen erstreckten sich einige Meilen weit, und mitten in denselben lief ein schöner silberfarbener Fluß hinab. Aber von Indianern war leider Nichts zu sehen; wir ritten daher hinunter und machten, nachdem wir uns in einer Lache gebadet und noch gewartet hatten, bis die Toldos aufgeschlagen waren, ein großes Signalfeuer an, das kurz darauf nach Westen hin beantwortet wurde. Da wurde sofort ein Bote abgesandt, der gegen Abend mit der Nachricht zurückkehrte, daß die erwarteten Leute am nächsten Tage eintreffen würden. Wir mußten uns drein fügen, noch eine angstvolle Nacht zu verbringen, da wir durchaus nicht sicher wußten, welche Aufnahme uns von Seiten der Leute, die da kommen sollten, bevorstand.

Viertes Kapitel.

Von Hennokaik nach Teckel.

Das Bewillkommnungs-Ceremoniell. — Hinchel's Indianer. — Tehuelchen und Araucanos. — Jackechan und der Chupat-Stamm. — Meine Prüfung. — Das Lager in Henno. — Friedliche Beschäftigungen. — Der älteste Einwohner. — Chiriq. — Die verborgenen Städte. — Sagen aus der Neuzeit. — Geheimnisse der Cordillera. — Los Cesares. — La Ciudad Encantada. — Ihre Lage. — Die indianischen Cesares. — Das Guanaco. — Der patagonische Strauß. — Die Umgegend von Chiriq. — Pferderennen. — Die indianischen Pferde. — Die indianischen Hunde. — Der Hund und der Verliebte. — Sehnenflechten. — Der Windhügel. — Von Feuer umringt. — Die jungen Guanacos. — Es kommt Grog an. — Nachrichten von Santa Cruz. — Gift. — Eine romantische Landschaft. — Eine angenehme Umgegend. — Ein zauberhaftes Thal. — Der Reisende bändigt ein Pferd. — Weibliche Neugierde. — Das Land der wilden Rinder. — Die Wälder der Cordillera. — Die Wasserscheide. — Im Gebirge. — Wildwachsende Blumen. — Ein Stiergefecht. — Der Bulle bleibt Sieger. — Kein Weihnachtsfleisch. — Teckel — Umquartierung.

Während wir am nächsten Vormittage mit Fischfang und überhaupt im Wasser uns die Zeit vertrieben, wurde nach Westen an verschiedenen Punkten Rauch entdeckt, und gegen zwei Uhr Nachmittags kam auf der nördlichen Seite des Thales die Spitze der schweren Colonne der Frauen, Kinder und unzähligen Pferde zum Vorschein. Um uns auf die Ankunft des Besuches vorzubereiten, begaben wir uns augenblicklich Alle zu den Toldos, putzten uns heraus und ließen die Pferde herbeibringen; denn wenn eine Anzahl Indianer nach einer Trennung wieder zusammentreffen, so ist das anerkanntermaßen eine Sache von hoher Wichtigkeit. Kurz darauf wurden unsere

Bewillkommnungsceremonie zwischen Tehuelchen und Araucaniern.

Pferde eingefangen und gesattelt, und Einige von uns waren noch nicht fertig, als die Männer erschienen, die unterwegs gejagt hatten. Das Bewillkommungs-Ceremoniell wurde gebührend beobachtet.

Vollständig bewaffnet, in ihren besten Kleidern und auf den besten Pferden sitzend, die sie hatten, stellten sich beide Parteien einander gegenüber in Linie auf.

Die nördlichen Indianer sahen am glänzendsten aus; sie trugen Flanellhemden und Ponchos und prangten mit silbernen Sporen und schmuckvollen Zäumen. Die Häuptlinge ritten auf und nieder, richteten die aufgestellten Glieder und hielten Ansprachen an ihre Leute, die beständig „Wap, Wap, Wap" schrien. Ich stellte mich als Gemeiner ein, obgleich Casimiro sich vergebens bemüht hatte, mich zu bewegen, den „Capitanejo" oder Officier einer Abtheilung zu spielen. Auf unsrer Seite ließ man stolz die Fahne von Buenos Ayres wehen, während die Nördlichen einen weißen Fetzen trugen. Den Reihen der Letzteren sah man an, daß die Leute viel besser einexercirt waren, als unsere schlecht disciplinirten Truppen. Dann sandten die Parteien sich gegenseitig Boten oder Geißeln, und es wurde zu diesem Zwecke von jeder Seite ein Sohn oder Bruder des Häuptlings abgeordnet. Hierauf rückten die Neuangekommenen vor, formirten sich zu Colonnen in drei Gliedern und ritten um unsere Reihen herum, wobei sie ihre Flinten und Revolver abschossen, jauchzten und die Schwerter und Bolas schwangen. Nachdem sie drei- bis viermal in voller Eile herumgaloppirt waren, öffneten sie die Glieder und setzten sich in die Lage, als ob sie einen Feind angriffen; bei jedem Hieb oder Stoß, den sie ausführten, schrieen sie „Koue". Der Gegenstand des Angriffs sollte der „Gualichu" oder böse Geist sein, und daß der böse Geist der Zwietracht ausgetrieben wurde, war allerdings nöthig. Dann machte Hinchel's Partei Halt und stellte sich wieder in Linie auf, während wir unsrerseits dieselben Manöver ausführten. Nachher ritten die Caciquen vor und schüttelten sich mit Förmlichkeit die Hände, wobei sie alle der Reihe nach lange Reden voller Complimente hielten. Dies wurde mehrmals wiederholt, und der Etikette gemäß wurde immer nur mit „Ahon" oder Ja geantwortet, bis zur dritten Wiederholung, wo Alle anfingen zu sprechen und die Förmlichkeit allmälig bei Seite gelegt wurde. Es war für mich eine ziemliche Ueberraschung, als ich sah, daß man so streng auf Etikette hielt; aber diese sogenannten Wilden

ſind in der Beobachtung der richtigen Formen ſo ängſtlich genau, als wären ſie ſpaniſche Hofmänner.

Die unter Hinchel's Befehl ſtehenden nördlichen Tehuelchen halten ſich gewöhnlich in der Gegend auf, die zwiſchen dem Rio Negro und dem Fluſſe Sengel liegt, und beſuchen jährlich einmal, um den Juli herum, die Anſiedelung Patagones, wo ſie in der Regel kurze Zeit verweilen, nur ſo lange nämlich, als nöthig iſt, damit ſie ihre Pelze und Federn umtauſchen und die Häuptlinge gleichzeitig ihre Rationen Stuten, Rinder, Ponchos, Yerba, Tabak u. ſ. w., welche die Regierung von Buenos Ayres ihnen bewilligt hat, in Empfang nehmen können. Zu der Zeit, als wir ſie trafen, im November, war außer einigen Stuten und buntfarbigen Ponchos nicht mehr viel von dem zu ſehen, was ſie bei ihrem Beſuch in Rio Negro im Auguſt gewonnen hatten. Hinchel beſaß jedoch zwei oder drei Stück Rinder, die, wie man ſagte, am obern Ende des Chupat-Thales gefangen worden waren, und die muthmaßlich ſich verirrt haben und den wallißiſchen Anſiedlern gehören ſollten. Einige Indianer hatten auch noch ein wenig Yerba übrig und Tabak in Fülle, und bei der Bewillkommnung trugen Viele farbige Ponchos, Chiripas, und Manche lederne Stiefeln. Mit Waffen waren ſie leidlich gut verſehen, mit Flinten und Revolvern in dem Verhältniſſe, daß ungefähr auf vier Mann ein Gewehr kam. Während wir mit der Empfangs-Ceremonie beſchäftigt waren, ſchlugen die Frauen der eben angelangten Horde emſig ihre Toldos auf, und nachdem wir in unſer Lager, das von jenem der neu Angekommenen ein wenig abſeits lag und gegen daſſelbe ſehr klein und unbedeutend ausſah, zurückgekehrt waren, kam kurz darauf der Cacique herüber und ſchenkte den Häuptlingen unſerer Horde Stuten, Hengſte und andere Gaben, und in unſeren Toldos wurde ein großartiger Schmaus gefeiert. Von den neu Eingetroffenen kamen, zwei und zuweilen auch drei auf einem Pferde ſitzend, Viele herübergeritten, hielten, wenn ſie mit den Inſaſſen nicht bekannt waren, vor einem Toldo an und ſchauten einige Minuten hinein, ritten dann weiter zu einem andern und ſo fort. Da es meiſtens junge Männer waren, ſo war ihr wirklicher Zweck wahrſcheinlich, die jungen Damen ſich anzuſehen. Der Eine jedoch, der zwar dem Aeußern nach von den Indianern ſich nicht unterſcheiden ließ und wie ein Araucano ausſah, aber wirklich von Geburt ein Spanier und in ſeiner Kindheit aus einer Anſiedelung entführt worden war, brachte ein Spiel Karten mit, und Einige von unſerer

Horde befanden ſich bald tief in einem Siëteſpiel, bei welchem der Fremde, der ein vorzüglicher Spieler war, ſie in kurzer Zeit vollſtändig ausbeutelte.

Am nächſten Tage ſtattete ich Hinchel einen Beſuch ab. Er ſprach nicht Spaniſch, machte aber die Unterhaltung möglich und fragte mich, ob die ſüdlichen Indianer nicht ſonderbare Menſchen wären, denn er habe gehört, daß ſie ebenſo ſchnell bei der Hand ſeien, Menſchen umzubringen, wie Guanacos zu erlegen. Was Caſimiro früher erzählte, das hatte mir vor dieſem Cacique, der ſich ſo ſchnell bereit erklärt hatte, einen Gaſt der Indianer zu ſchützen oder zu rächen, ſchon Achtung eingeflößt, und bei näherer Bekanntſchaft lernte ich ihn nur noch höher achten. Er war ein ſchöner Mann, mit einem angenehmen, verſtändigen Geſichte, das durch ſeinen Charakter nicht Lügen geſtraft wurde. Er hielt, ſo viel ich weiß, ſich immer nüchtern, war gutmüthig und beſaß Selbſtbeherrſchung; war er jedoch einmal zum Kampfe aufgeregt, ſo war ſeine feſte Entſchloſſenheit und ſein Muth allbekannt. Er verſtand alle möglichen Handwerke und arbeitete immer fleißig. Er war übertrieben freigebig — gab Alles hin, wenn er darum gebeten wurde, und oft auch ohne daß man ihn bat. Seine große Schwäche war eine unwiderſtehliche Leidenſchaft zum Spiel, die nebſt ſeiner verſchwenderiſchen Gutmüthigkeit ihn zuletzt in große Armuth brachte. Auf ſein Erſuchen theilte ich Caſimiro und Orkeke mit, daß er ein Parlemento zu halten wünſche. Die Häuptlinge begaben ſich demgemäß ſämmtlich an einen verabredeten Platz zwiſchen den beiden Lagern, wo ſie ſich in einem Kreiſe in das Gras ſetzten. Nachdem Hinchel und Andere verſchiedene Reden gehalten hatten, wurde der Beſchluß gefaßt, daß Caſimiro zum commandirenden Häuptling der Tehuelchen erwählt werden ſolle, und daß nach Ablauf der Zeit der jungen Guanacos alle Anweſenden, nebſt denjenigen, die aus der Umgegend des Chupat erwartet wurden, ſich an einen Ort, Namens Teckel, begeben und von da nach Las Manzanas marſchiren ſollten, um ſich dort mit den araucaniſchen Indianern zu vereinigen, von welchen Einige ſchon mit uns verkehrt und verſprochen hatten, meine Briefe über Las Manzanas nach Rio Negro zu befördern.

Die Beziehungen zwiſchen den Tehuelchen oder Tſonecas von Patagonien und den araucaniſchen Indianern von Las Manzanas waren früher keineswegs von friedlicher Beſchaffenheit geweſen. Es iſt ſchon erwähnt worden, daß wir in der Nähe des Sengel über den

Schauplatz einer wüthenden Schlacht zogen, die zwischen ihnen stattgefunden hatte. Taukelow trug noch immer die Narben von sieben Lanzenwunden an sich, die er in einer Schlacht erhalten hatte, wo er für todt auf dem Schlachtfelde zurückgelassen wurde. Bei derselben Gelegenheit wurde Orkeke gefangen genommen, aber es gelang ihm zuletzt, obgleich er verstümmelt war, seine Flucht zu bewerkstelligen. Auch Casimiro's Vater wurde bei einem unglücklichen Sturme auf einen araucanischen festen Platz gefangen. Nach zwei- bis dreijähriger Gefangenschaft entfloh er mit zweien seiner Kameraden, und während sie dahineilten, um zu den Tehuelchen zu kommen, die sich in der Nähe von Geylum befanden, trafen sie einen einzelnen Araucanier. Er sah ein Feuer, näherte sich, ohne Gefahr zu ahnen, wurde bewillkommt und zum Rauchen eingeladen; dann ergriffen sie ihn, zogen ihn aus, banden ihm Hände und Füße und ließen ihn hülflos als Beute der Condore und Pumas auf der Pampa liegen. Nachdem die beiden Flüchtlinge auf diese Weise ihren Wunsch nach Rache befriedigt hatten, kamen sie glücklich zu ihren eigenen Leuten und unternahmen einen Angriff auf die Araucanos, bei welchem Casimiro's Vater fiel. Es wurden mir einige Heldenthaten geschildert, welche die Tehuelchen sollten ausgeführt haben, und die von wunderbarer Tapferkeit zeugten; in der That aber bewiesen die Manzaneros, daß sie bessere Krieger waren, und hatten selbst zu der Zeit, als wir sie besuchten, Tehuelchen-Sklaven. Dem gewaltigen Cacique Lenketrou gelang es, die alten Fehden beizulegen und alle Indianer unter seiner Anführung zu vereinigen. Er wurde, während zwischen den Indianern und den Christen Friede war, von einem argentinischen Officier in Bahia Blanca meuchlerisch umgebracht, und nach seinem Tode brachen die alten Zwistigkeiten von Neuem aus. Casimiro hatte zur Zeit meines Besuches mit seiner Diplomatie das Glück, alle Parteien zu versöhnen, und das Ergebniß zeigte sich in den gütlichen Vereinbarungen, die in dem Parlemento beschlossen und später glücklich ausgeführt wurden. Wäre dies nicht geschehen, so würde meine Reise nach Las Manzanas und von da nach dem Rio Negro gefährlich, wenn nicht gar unmöglich gewesen sein.

Zwei Tage nach der Ankunft der nördlichen Horde trafen die Indianer vom Chupat ein und wurden von unseren vereinigten Truppen gebührend bewillkommt; das Ceremoniell bot bei dieser Gelegenheit eine sehr lebhafte Scene dar. Sie zählten zwischen

ſiebenzig und achtzig Männer, nebſt Frauen und Kindern, und nahmen gegen zwanzig Toldos ein. Die Meiſten von ihnen waren junge Männer von Pampa- oder von gemiſchtem Pampa- und Tehuelche-Geblüt, aber es gab in ihren Reihen auch einige reine Tehuelchen; ihr Häuptling war ein Pampa, Namens „Jackechan" oder Juan. Ich beobachtete ſie, als ſie aufgeſtellt waren und als ſie bei der Bewillkommnung um uns herumſprengten; ſie ſchienen einen andern Typus darzuſtellen, als meine erſten Freunde, denn ſie waren im Allgemeinen kürzer, wenn auch ebenſo muskulös und dem Anſchein nach noch breiter gebaut, hatten hellere Farbe, und ihr Anzug wie ihr Körper war geſchniegelter und reinlicher. Sie waren Alle gut mit Lanzen und Schießgewehren bewaffnet und wurden offenbar vom Häuptling gut in Zucht gehalten. Ihr Landbezirk lag zwiſchen denſelben Grenzen wie derjenige von Hinchel's Leuten, aber ſie ſchienen ſich aus Gewohnheit mehr an die Meeresküſte gehalten zu haben, wo Viele von ihnen die walliſiſche Colonie am Chupat des Handels wegen zu beſuchen pflegten, und ihrer Meinung nach, wie ſie ſpäter gegen mich ausgeſprochen wurde, war mit den ehrlichen walliſiſchen Coloniſten viel angenehmer und ſicherer zu handeln, als mit „den Chriſten" von Rio Negro. Beſondern Eindruck ſchien die Größe und Vortrefflichkeit der hausbackenen Brode auf ſie gemacht zu haben, von welchen man eines für ein halbes Guanaco bekommt, und Jackechan ſprach oft von der Freigebigkeit der Coloniſten und von der Güte ihres Brodes. Auch dieſe Leute fühlten es gar ſehr, mit welcher Menſchenfreundlichkeit die Bewohner von Chupat einen Indianer, wenn er von Rum betrunken iſt, zudecken oder in ein Nebenhaus ſchaffen, wogegen in Rio Negro die einzige Aufmerkſamkeit, die man ihm widmet, darin beſteht, daß man ihn vollſtändig auszieht und plündert. Während des Nachmittags ließ der Häuptling, Jackechan, den „Engländer" bitten, ihm einen Beſuch zu machen; ich begab mich daher zu ſeinem Toldo und wurde von ihm höflich empfangen. Er trug eine ſchön gearbeitete ſilberne Kette, an welcher ein Medaillon der Madonna hing, auf das er verzeihlicherweiſe ſtolz war. Nachdem er mich eingeladen hatte, mich zu ſetzen, und die Pfeife gebührend herumgereicht war, zeigte es ſich, daß ich geprüft werden ſollte, ob ich wirklich Anſprüche auf den Charakter eines Engländers machen könne. Jackechan war während ſeiner Beſuche in Chupat mit Mr. Lewis Jones, dem Director der Colonie, bekannt geworden und hatte daher den Namen der Königin von Eng-

land u. ſ. w. erfahren, und er fing nun an, mich demgemäß zu examiniren. Ich fand, daß er ein höchſt intelligenter Indianer war, denn er ſprach fließend Spaniſch, Pampa und Tehuelche, und unſere auf dieſe Weiſe eingeleitete Bekanntſchaft wurde zu einer feſten gegenſeitigen Freundſchaft. Meine Antworten fielen völlig befriedigend aus; das freute ihn offenbar ſehr, und er befahl ſeinem Weibe, Kaffee zu bringen; er hatte noch ein wenig von dem in Chupat eingetauſchten übrig. Während wir das köſtliche Getränk gemüthlich genoſſen, unterhielten wir uns lange über verſchiedene Gegenſtände; er brachte eine Photographie Mr. Jones' und einige Briefe hervor, darunter ein Schreiben von der argentiniſchen Regierung, das eine Anweiſung auf eine Ration Thiere, Stuten und Rinder, enthielt. Er ſagte, er hätte wegen eines Kampfes, der ſtattgefunden habe, Patagones einige Jahre nicht beſucht, werde aber jetzt vielleicht uns dahin begleiten. Während der Unterhaltung trat ſein Sohn, ein Knabe von ungefähr zwölf Jahren, ein und fiel mir durch ſeine Unähnlichkeit mit den übrigen indianiſchen Knaben zum Erſchrecken auf, denn dem braunen Haare, den braunen Augen und der ſchönen Geſichtsfarbe nach hätte man ihn leicht für einen engliſchen Knaben halten können. Seine Mutter war nicht anweſend, weil Jackechan häuslicher Urſachen wegen ſich von ihr getrennt hatte; aber ich ſah ſie ſpäter, und ſie hatte, obgleich es eine hübſche Frau war, doch keine europäiſchen Züge an ſich, den ausgenommen, daß ſie mit ihrem Manne gezankt hatte. Der folgende Tag wurde mit einem zweiten Parlemento — oder, wie die Indianer es nennen, „Air" — verbracht, und Alle ſtimmten dafür, daß ſie ſich unter den Befehl Caſimiro's ſtellen wollten, um Patagones zu ſchützen, im Fall die Indianer Rouke's oder „Calfiurá's" aus dem nördlich von Rio Negro gelegenen Lande etwa einen Einfall machten. Alle, die zugegen waren, ſahen ein, wie wichtig es ſei, Patagones zu ſchützen, da es, wenn dieſe Stadt zerſtört werden ſollte, keinen Markt für ihre Pelze u. ſ. w. geben würde.

Unſer Lager befand ſich in einem geräumigen grasreichen Thale, das durch einen Strom bewäſſert wurde, welcher nach Oſten floß und ſchließlich ſich in einer großen Marſch verlor. Das Thal, das gegen zwölf Meilen lang und an ſeiner breiteſten Stelle vielleicht vier Meilen breit ſein mochte, war von Hügeln eingeſchloſſen, die am öſtlichen und weſtlichen Ende zuſammenrückten und es einengten. Nach Nordweſten und Norden waren die Hügel — die faſt den Na-

men Berge verdienten — eigenthümlich holperig, beſonders nach den Gipfeln hin. Dem Compaß nach gegen Nord-Nord-Oſten von unſerm Lager war ein Paß, der durch eine Senkung oder einen Durchbruch in der Kette gebildet wurde und nach Norden führte, und durch den Paß hindurch konnten wir den Rauch der Jagdgeſellſchaften der araucaniſchen Indianer ſehen, die jedoch viele Stunden weit waren. Den Rauch ſieht man durch ganz Patagonien immer in großer Entfernung, und die geübten Augen der Indianer können ihn von den Wolken unterſcheiden, wo gewöhnliche Menſchen nicht im Stande wären, ihn zu erkennen, wenn er ihnen nicht gezeigt würde. Auf der ſüdlichen und öſtlichen Seite des Thales lag eine Kette von Hügeln, deren holprige Gipfel auf niedrigeren Abhängen ſtanden, welche regelmäßiger anſtiegen und ebenere und mehr dünenähnliche Oberflächen hatten als jene auf der weſtlichen und nördlichen Seite. Unmittelbar über unſerm Lager ſtieg der Hügel Henno, nach dem das Thal benannt iſt, von der Ebene empor. Nahe am Gipfel dieſes Hügels ſtießen Orkeke und ich, die wir zum Zeitvertreib hinaufgeritten waren, eines Tages auf das gebleichte Gerippe eines Menſchen, vielleicht des Einen von zwei Argentinern, die, wie mir ſpäter mitgetheilt wurde, mit den Indianern bis hierher gereiſt und aus irgend einem — oder auch keinem — Grunde in der Nähe dieſer Stelle von ihnen ermordet worden waren. In den umliegenden Hügeln ſtrichen häufig rother Porphyr und auch Adern eines rothen Achates zu Tage, der mit dem auf allen Ebenen Patagoniens ſo gemeinen Feuerſtein-Achate keine Aehnlichkeit hatte. Die Geſteine in der Nähe der Gipfel der Hügel gehörten in der Regel zu einer durch Feuer entſtandenen Formation, und an den Abhängen der Hügel ſtrömten viele Quellen heraus, die von ferne leicht durch die lebhaft grüne Farbe des Graſes zu erkennen waren, das um ſie herum wuchs. Als wir von der Anhöhe Henno hinabſchauten, lag das Thal wie ein Gemälde vor uns; unſere wenigen Toldos ſtanden in einer Gruppe nach Oſten, auf der Südſeite des Fluſſes; ungefähr eine Viertelmeile nach Norden waren die dreißig bis vierzig Toldos der nördlichen Indianer aufgeſchlagen, und ihnen gegenüber, auf der Nordſeite des Fluſſes, jene der Horde, welche Jackechan oder Juan befehligte. Die Scene war belebt, aber friedlich: hier ſah man eine Geſellſchaft junger Männer Ball ſpielen, dort einen Mann einen jungen Hengſt bändigen, und an der Seite des Fluſſes hinab Gruppen Mädchen ſich baden oder in den Sümpfen umherſtreifen und den

wilden Spinat sammeln, der am ganzen Rande des Wassers hin in großer Menge stand. Eines Tages machte ich mit den Kindern einen Ausflug, um Spinat zu rupfen und die Nester der wilden Enten und Hochlandsgänse zu plündern; wir kehrten mit Beute beladen zurück, und am Abend wurde ein Ragout nach Tehuelche-Art aus Straußfett, Spinat und Eiern gemacht, eine Mischung, die allgemeinen Beifall fand. An einem andern Tage gingen wir fischen, und nachdem wir mit einem Angelhaken und Schnur mehrere Fische gefangen hatten, kamen wir zu der Ansicht, daß es zu langsam ging; wir machten uns daher ein Netz, indem wir zwei Ponchos zusammennähten, wateten in den Fluß, schleppten es durch die seichten Stellen und thaten, trotz der Wasserlinsen, die uns etwas hinderlich waren, mehrere gute Züge; der Fang bestand aus dem barschähnlichen Fische und einer schwarzen Art Katzenfisch; die Indianer wollten jedoch, Casimiro ausgenommen, die Fische nicht essen, und daß ich sie genoß, betrachteten sie offenbar so, wie ein Engländer es betrachten würde, wenn er die Indianer zum ersten Male Blut genießen sähe. Wieder an einem andern Tage begaben wir uns hinaus, um eine Art Wurzel auszugraben, die der Pastinake ähnlich war; aber unsere Mühe wurde nur spärlich belohnt; nachdem wir ungefähr eine Stunde lang gegraben, hatten wir nur einige kleine Wurzeln gefunden, die wir den Kindern gaben. Auf Frau Orkeke's Einladung kostete ich eine, nachdem sie in der Asche geröstet war, und fand sie ziemlich geschmacklos und fade.

Während unseres Aufenthaltes an diesem angenehmen Ruheplatze wurde das Wetter heiter und sonnig, an windstillen Tagen auch warm; da es keinen Regen gab, war es fast wie Sommer; aber sobald der Westwind blies, vertrieb die schneidende Kälte die vorübergehende Täuschung. Die lange Zögerung, die nothwendig war, um bei der Voraussicht einer Campagne gegen die jungen Guanacos und die wilden Rinder unsere Pferde sich erholen zu lassen, war allen Mitgliedern unserer Horde höchst willkommen, und nach den Zwistigkeiten, wirklichen und vermeintlichen Gefahren und Eilmärschen der vorhergehenden zwei Monate war unser jetziges friedliches Leben, wenn auch ohne Abenteuer, doch durchweg genußreich. Dann und wann eine Jagdpartie, gegenseitige Besuche und Kartenspiel mit den neuen Ankömmlingen, Fischfang, Umherstreifen nach Vogeleiern, Spinat u. s. w., nebst etwas Schäkern und, damit auch das Ge-

ſchäftliche nicht liegen blieb, ein oder zwei Parlementos ließen uns die Zeit in Henno fröhlich genug vorübergehen.

Unſere Jagdpartien ſtanden unter der Leitung „des älteſten Einwohners", eines bejahrten Caciqne, Namens Guenalto, mit ehrwürdigem weißen Haar, der durch einen Lanzenſtich, welchen er, zu ſeiner Ehre ſei es geſagt, erhielt, während er zwiſchen zweien ſeiner Freunde zu vermitteln ſuchte, zum Krüppel geworden war. Sein hohes Alter und ſein liebenswürdiger Charakter flößten allgemeine Achtung ein, und an jedem Jagdmorgen ſaß er unter einem Buſche und hielt eine Rede, die eine halbe Stunde dauerte, und in welcher er alte Heldenthaten erzählte und uns ermahnte, unſer Möglichſtes zu thun. Der alte Mann beſuchte häufig unſern Toldo und war ſtets willkommen; er wurde dann ermuthigt, ſich nach Herzensluſt in lang ausgeſponnenen Erzählungen zu ergehen. Mein Compaß erregte in hohem Grade ſeine Neugierde, und er ſetzte ſich in den Kopf, daß er Zauberkraft beſäße, die ſeinen Arm herzuſtellen im Stande ſei, ſo daß er ihn wieder gebrauchen könne. Er bat daher um die Erlaubniß, ihn in der Hand halten zu dürfen, und ſaß dann mit einer Miene, in der Ehrfurcht und Glaube ſich vereinigten, eine Stunde lang geduldig da; ſpäter ſagte er, die Operation habe ihm ſehr gut gethan. Wir machten ihm eine große Freude, indem wir ſein Panzerhemd ausbeſſerten; es war eine richtige Tunica von ſchweren eiſernen Ketten und unbekanntem Alter, mit Streifen von Haut zuſammengebunden und über einen Centner an Gewicht. Er legte es, wie er mir ſagte, nur an, um ſich vor „thörichten Indianern" zu ſchützen.

Den Gebrauch meines Compaſſes machten ihm andere Freunde nach; ſie pflegten ihn zu borgen, wenn ſie Karten ſpielten, und glaubten, das Zauberinſtrument bringe dem, der es gerade beſitze, Glück. Ich hielt es oft für gut, daß ich keine Inſtrumente weiter mitgebracht hatte, denn „das Schießen nach der Sonne" würde ſicherlich als ein Stückchen Zauberei angeſehen worden ſein, und jeden Tod oder Unfall, der ſpäter eingetreten wäre, hätte man an dem Kopfe des Zauberes heimgeſucht. Schon daß ich mir Notizen machte, wurde mit argwöhniſcher Neugierde betrachtet, und man erkundigte ſich, was es wohl an dem Orte gäbe, über das man ſchreiben könne; denn wenn der Tehuelche es auch begreift, daß man Briefe an Freunde oder Beamte ſchreibt, ſo ſieht er doch durchaus nicht ein, warum man ein Tagebuch führt, und „ein ungelehrter Indianer"

würde wahrſcheinlich, wenn er argwöhniſch wäre, daß (um Burns' Worte zu gebrauchen) „er es wirklich werde drucken laſſen", nicht warten, bis er das Buch „todtſchlagen" kann, ſondern allen Recenſenten vorgreifen und den vorausſichtlichen Verfaſſer ſelbſt todtſchlagen.

Am 18. November wurde das Lager in Henno abgebrochen. Wir marſchirten Alle zuſammen einige Stunden weit nach Weſten, wobei wir eine Reihe aufeinander folgender felſiger Bergrücken überſchritten, die mit der Cordillera parallel liefen und durch gutbewäſſerte Thäler von einander getrennt waren, und lagerten uns in der Nähe eines Thales, das derſelbe Fluß durchſtrömte, an welchem unſer voriges Lager ſich befand, und welcher zwiſchen dieſem Platze und Henno eine beträchtliche Krümmung macht. Die Station wurde „Chiriq" genannt, nach einer Art Buſch, deſſen Blätter einige Aehnlichkeit mit denjenigen der Schlehe haben, und der an den hohen Ufern des Stromes in reicher Menge wächſt. Das Holz dieſes Strauches iſt weich und hat geringen Werth, brennt jedoch gut, wenn es dürr iſt. Jetzt war weder Blüthe noch Frucht zu ſehen, aber man ſagte mir, er trüge eine Beere, die der Korinthe ähnlich ſei. Seit unſerer Abreiſe von dem bewaldeten Fluſſe Sengel hatten wir dann und wann eine Art Cactus oder, wie die Spanier es nennen, Tuna getroffen; die Pflanze trug eine geſchmackloſe Frucht, die der gewöhnlichen indianiſchen Feige etwas ähnlich war, und wurde uns ſehr läſtig, denn da ſie dicht am Boden wächſt, ſo machen ihre Dornen ſehr leicht die Pferde lahm, wenn man ihr beim Reiten nicht vorſichtig ausweicht. Von Chiriq aus ſchien eine große Ebene ſich einige Stunden weit nach Weſten auszudehnen; ſie war in Süden und Norden durch eine bewaldete Hügelkette begrenzt und erſtreckte ſich dem Anſchein nach bis zum Fuße der hohen ſchneebedeckten Spitzen der Cordillera, die eine vollſtändige Vormauer zu bilden ſchienen.

Während unſers hieſigen Aufenthaltes fiel Etwas vor, das zu der Sammlung und Vergleichung der Traditionen über die verborgene und verzauberte Stadt führte, die unter den Indianern und Chiloten noch immer in Umlauf ſind und Glauben finden.

Eines Tages wurden wir während der Jagd durch einen ſtarken Knall erſchreckt, als wäre eine Kanone abgeſchoſſen worden, und als wir nach Weſten ſchauten, ſahen wir über den Spitzen der Cordillera eine ſchwarze Rauchwolke ſchweben. Mein Gefährte Jackechau ſagte mir, die Indianer hätten ſchon früher, wenn ſie dieſe Station

beſuchten, mehrmals ähnliche Rauchſäulen in derſelben Richtung bemerkt. Daß dieſer Rauch durch menſchliche Vermittelung veranlaßt werde, davon waren ſie ſo feſt überzeugt, daß einmal eine Geſellſchaft ſich aufmachte, um zu verſuchen, ob ſie durch die Wälder dringen und die Wohnungen der unbekannten Leute, auf die der Rauch, wie man glaubte, hinwies, erreichen könnten. Sie begaben ſich eine Strecke weit in die Gebirgswälder hinein, ſahen ſich aber, da gar zu ſchwer fortzukommen war, zuletzt genöthigt, ihr Vorhaben aufzugeben und wieder zurückzugehen. Es iſt natürlich höchſt wahrſcheinlich, daß ſowohl der Knall als der Rauch von irgend einem in dem Gebirgszuge befindlichen unbekannten thätigen Vulkan herrühren; aber die Indianer glauben feſt an das Daſein entweder eines unbekannten Stammes oder einer verzauberten oder verborgenen Stadt. Unter den Araucaniern ging, als wir ſie weiter nördlich trafen, die Sage, daß ſie in derſelben Gegend tief im Gebirge eine Anſiedelung weißer Menſchen entdeckt hätten, die eine unbekannte Sprache redeten. Die Chiloten und Chilier von der Weſtſeite hängen feſt an dem Glauben, daß La Ciudad Encantada (die verzauberte Stadt) und das ſagenhafte Volk Los Ceſares exiſtire, auf deren Entdeckung nach De Angelis — deſſen Unterſuchung wir die Sammlung aller darüber vorhandenen ſchriftlichen Aufzeichnungen verdanken — Buenos Ayres, Lima und Chili ſo lange ihre Aufmerkſamkeit richteten. Ein Chilote oder Valdivier, Namens Juan Antonio, erzählte mir, daß er einen Mann kenne, der mit einem Andern bekannt ſei, welcher von einem Dritten gehört habe, daß der letztgenannte Zeuge zu einer Geſellſchaft gehörte, welche die Chiloe gegenüberliegende Küſte beſuchte, um Holz zu fällen. Sie fuhren in ihrem Boote einen Fluß hinauf, der nach der Beſchreibung wahrſcheinlich derjenige war, auf deſſen oberen Theil wir ſpäter in der Cordillera ſtießen. Als ſie die Wälder erreicht hatten, trennten ſie ſich, um Bauholz zu fällen. Am Abend fehlte Einer von ihnen beim Lagerfeuer; ſeine Kameraden warteten auf ihn, gaben ihn aber zuletzt auf und bereiteten ſich ſchon zur Rückreiſe vor, als er ſich ihnen wieder anſchloß und ein merkwürdiges Abenteuer erzählte. Tief im Walde war er auf einen Pfad gekommen, auf dem er eine Strecke weit fortging, bis er eine Glocke läuten hörte und urbar gemachte Ländereien ſah, an welchen er erkannte, daß er ſich in der Nähe einer Stadt oder Anſiedelung befand. Bald darauf begegnete er einigen weißen Männern, die ihn gefangen nahmen und, nachdem ſie ihn gefragt hatten, weshalb er dort ſei,

ihm die Augen verbanden und ihn in eine außerordentlich reiche Stadt führten, wo er mehrere Tage lang gefangen gehalten wurde. Endlich wurde er, noch immer mit verbundenen Augen, wieder zurückgebracht, und als die Binde entfernt wurde, fand er sich nahe an dem Orte, wo man ihn gefangen genommen hatte; von da begab er sich zu seinen Kameraden zurück. Juan Antonio, der Erzähler, und Meña, einer der chilischen Deserteure, der zugegen war, glaubten diese Geschichte, die jedoch verdächtige Aehnlichkeit mit einer andern hat, welche hundert Jahre zuvor erzählt wurde, und Beide behaupteten, es sei Alles durch Hexerei und Verzauberung gemacht worden.

Es wurde mir noch eine merkwürdige Geschichte erzählt, deren Held ein heilloser Bube von zwölf Jahren war; ich nahm ihn später als Pagen in Dienst, und was die Unverschämtheit und Nutzlosigkeit betrifft, so hätte er können Page am Hofe Ludwig's des Vierzehnten sein. Er war mit Fayel's aus Indianern und Valdiviern bestehendem Stamme in der Umgegend der Cordillera gewesen. Eines Tages wurde der hoffnungsvolle Knabe vermißt; es wurde sorgfältig nach ihm gesucht, aber es war keine Spur von ihm zu entdecken. Drei Monate später kam er wieder zum Vorschein; er war noch in denselben Kleidern und sah außerordentlich gut aus; seine heitere Stimmung und Unverschämtheit waren unvermindert. So weit bürgte mein Freund Ventura Delgado, ein weißer Valdivier, der zur Zeit seiner Abwesenheit und Rückkehr im Lager war, für die Wahrheit der Geschichte. Als er gefragt wurde, wo und bei wem er gewesen sei, antwortete er mit Dreistigkeit: „Bei dem Manne auf der Insel im See." Der nächste bekannte See war der dreißig englische Meilen entfernte Nahuel-huapi, obgleich nach alten Berichten innerhalb der Cordillera eine Kette von Seen vorhanden sein mußte, und es war sicherlich auffallend, daß er, wenn er so lange in den Wäldern umhergewandert war und dabei von Wurzeln, Erdbeeren und der Pflanze, die man Talka nennt, gelebt hatte, noch immer so gut genährt aussah; ebensowenig konnte man sich denken, daß man, wenn er von Fremden wäre gefangen genommen worden, ihn hätte zurückkehren lassen.

Ferner wurde mir von meinem Führer J'aria, als wir von Punta Arena nach Santa Cruz reisten und von den in Patagonien lebenden wilden Thieren die Rede war, von welchen Lieutenant Gallegos viel zu sagen wußte, eine merkwürdige Fabel erzählt. J'aria

fragte, ob ich von dem Tranco oder Trauco gehört hätte, der, wie die Chiloten behaupten, die weſtlichen Wälder der Cordillera bewohnt. Gallegos ſagte, ſeine Exiſtenz ſei gar nicht zu bezweifeln; er habe die Geſtalt eines wilden Mannes und ein Fell mit grobem, zottigem Haar. Dieſes noch nicht beſchriebene Geſchöpf — von welchem ein Exemplar ohne Zweifel unſchätzbar ſein würde, obgleich Mr. Darwin es an jenen Küſten nicht angetroffen hat — ſoll von den undurchdringlichen Wäldern herabkommen und die Rinder anfallen, von welchen es lebt. Dies iſt vielleicht eine reine Erfindung, aus dem von Aguardiente benebelten Gehirn eines Chiliers hervorgegangen, aber ſie ſcheint in einer gewiſſen Beziehung zu den dunklen Sagen von unbekannten wilden Stämmen zu ſtehen, die in den noch unerforſchten und bewaldeten Gebirgsgegenden wohnen ſollen. Es iſt ſchwer, den Eindruck geheimnißvollen Weſens und unauffindbarer menſchlicher Wohnorte ſich vorzuſtellen, der dem Beſchauer von den ungeheuren Einöden der Berge und Wälder der Cordillera aufgedrängt wird. Das unerklärbare Getöſe, als ob Felſen ſtürzten oder unbekannte Vulkane explodirten, und die noch merkwürdigeren Töne, die wie Glocken und Stimmen klingen, dies Alles iſt wohl geeignet, den unwiſſenden und abergläubiſchen Eingebornen für die ſonderbaren Geſchichten, die umſtändlich mehrere Menſchenalter hindurch von einer Generation auf die andere überliefert worden ſind, als Beſtätigung zu dienen, und es iſt für Jeden ſchwer, ſelbſt mit Hülfe der gebildeten Vernunft, dem gewaltigen Zauber zu widerſtehen, den die Sagen ausüben, wenn ſie Angeſichts dieſer geheimnißvollen Berge erzählt werden. Meine Leſer lachen vielleicht darüber, daß ich dieſe Grillen der Phantaſie mittheile, oder fragen wohl auch, wie die Sage von den Ceſares und von der verzauberten Stadt lautet. Wenn ſie das reizende Buch „Westward Ho“ geleſen haben, wird ihnen nicht unbekannt ſein, daß jene reiche Stadt eine bewegliche Mirage iſt, die von Mexiko bis zur Magdalena des Suchens ſo vieler begieriger Glücksritter ſpottete. Die Gran Quivira von Neu-Mexiko, das fabelhafte Irimaya, das El Dorado Guyanas und El Gran Paytiti Braſiliens, die grundloſen Gebäude ſo manches goldenen Traumes, findet man, mit Veränderung des Ortes und der Umſtände, bei der Stadt Los Ceſares wiederholt. In der Kette, welche die wunderbaren Erzählungen der nördlichen Indianer und Chiloten mit den Berichten verbindet, die von den Spaniern des vorigen Jahrhunderts ſo umſtändlich bezeugt und feſt geglaubt wurden,

vereinigen sich merkwürdigerweise drei verschiedene Reihenfolgen von Sagen. Die erste ist die Eroberung von Los Cesares im Jahre 1539. Sebastian Cabot sandte von seiner Ansiedelung Carcarañal an der Paraná seinen Lootsen Cesar mit 120 Soldaten ab, um den Fluß zu erforschen; 60 Mann wurden als Besatzung im Fort [1]) zurückgelassen. Diese Expedition drang bis an die Stelle vor, wo die Paraná und der Paraguay sich mit einander vereinigen; dann begab sie sich den letztgenannten Fluß hinauf bis zur Laguna Santa Anna und schlug unterwegs die feindlichen Indianer. Sie erreichten die Grenzen der Guaranis, schlossen Freundschaft mit denselben und kehrten zurück. Gleich darauf machten sie sich auf, um über Land nach Peru vorzudringen, und überschritten die Cordillera. Nachdem sie unglaubliche Schwierigkeiten überwunden hatten, kamen sie in eine Provinz, deren Bewohner reich an Rindern, Vicuñas, und an Gold und Silber waren. Der Beherrscher der Provinz, „ein großer Herr", in dessen Hauptstadt sie endlich anlangten, nahm seine spanischen Besucher freundlich auf, erwies ihnen alle Ehre und bewirthete sie, bis er sie auf ihre eigne Wahl, mit Geschenken an Gold und kostbaren Stoffen bereichert, zurückkehren ließ. Die Spanier fanden ihr Fort an der Paraná als eine verlassene Ruine wieder; die Indianer hatten die Besatzung überfallen und niedergemetzelt. Cesar führte deshalb seine Leute in die Ansiedelungen und brach von da zu einer dritten Expedition auf, bei welcher er die Cordillera wieder überschritt, und von einer Höhe aus, wie er sich einbildete, auf beiden Seiten die Gewässer des Stillen und Atlantischen Meeres sah; er hielt wahrscheinlich irgend eine große Lagune irrthümlich für den fernen Atlantischen Ocean. Dann zog er die Küste hinauf nach Atacama und von da nach Cuzco, und schloß sich in der letztgenannten Stadt den Eroberern gerade zur Zeit der Gefangennahme des unglücklichen Inca Itahuallpa an.

Diese wunderbare Reise über das ganze Land wurde später immer, wenn von ihr die Rede war, die Eroberung von Los Cesares genannt und im Jahre 1612 von Ruy Diaz Guzman in einem ausführlichen Berichte veröffentlicht; sein Gewährsmann war einer der Conquistadores von Peru, Namens Arzon, der alles Nähere von Don Cesar selbst in Cuzco erfahren hatte. Mehr als dieser Name und vielleicht die Sage von der reichen indianischen Stadt scheint sich

[1]) Fuerte Santo Espiritu.

jedoch in den romantiſchen Gerüchten, die im ſiebzehnten Jahrhundert in Umlauf kamen und bis zum Jahre 1781 immer mehr Glauben fanden, nicht erhalten zu haben. In dem genannten Jahre faßte der Fiscal von Chili, nachdem er beauftragt worden war die Sache zu unterſuchen, Alles, was zu Gunſten der Exiſtenz einer reichen und feſten Stadt ſprach, die irgendwo zwiſchen dem 45° und 56° ſüdlicher Breite liegen ſollte, in einem ſorgfältig ausgearbeiteten amtlichen Bericht zuſammen und erſuchte die ſpaniſche Regierung, ſie möge eine Expedition abſenden mit der Vollmacht, dieſelbe zu entdecken und in Beſitz zu nehmen. Nach der Beſchreibung verſchiedener wahrheitsliebender (?) Gewährsmänner „war die Stadt durch Mauern, Gräben und Ravelins befeſtigt und der einzige Eingang durch eine Zugbrücke geſchützt, neben welcher auf einem anliegenden Hügel vorſichtige Schildwachen ſtanden, um zudringliche Fremde zu entdecken. Die Gebäude waren mit vielem Aufwand hergeſtellt; die Häuſer waren aus Quaderſteinen gebaut und hatten Azotea-Dächer, und die Kirchen waren mit glitzerndem Silber gedeckt und inwendig prachtvoll ausgeſtattet. Auch alle Geräthe, Meſſer, und ſogar die Pflugſchare waren von Silber, und die Bewohner ſaßen auf goldenen Stühlen und Seſſeln. Sie hatten helle Hautfarbe, blaue Augen und ſtarke Bärte und redeten eine Sprache, die weder die Spanier noch die Indianer verſtanden. Sie trugen Jacken von blauem Tuch, gelbe Mäntelchen, grobe blauwollene Unterhoſen und weite ſeidene Beinkleider, nebſt großen Stiefeln und kleinen dreieckigen Hüten! Sie beſaßen viele Rinder, die ähnlich wie diejenigen der ſpaniſchen Coloniſten mit Brandmalen gezeichnet waren; aber der Hauptartikel, den ſie bauten, war Pfeffer, in welchem ſie mit ihren Nachbarn Handel trieben, während ſie übrigens von der Welt ſich völlig abſchloſſen.“ Nach der einen Darſtellung beſtand die Bevölkerung aus den Nachkommen der Mannſchaften mehrerer Schiffe, die von 1523 bis 1539 in der Magalhães-Straße geſcheitert waren; diejenigen, welche mit dem Leben davongekommen waren, hatten ſich zu Lande durchgeſchlagen und eine Anſiedelung gegründet. Ein wandernder Padre ſollte von einigen Indianern die Nachricht von der Exiſtenz der Colonie und zum Beweis ein Meſſer erhalten haben, das, wie man erkannte, dem Capitän eines geſtrandeten Fahrzeuges gehört hatte. Der Padre machte ſich auf, um ſeine Landsleute aufzuſuchen, verlor aber unterwegs das Leben. Eine andere, noch beſtimmtere Sage behauptete, die am Leben gebliebenen

Einwohner von Osorno hätten sich im Jahre 1539, nachdem sie sich gegen die Araucanier, die unter dem siegreichen Häuptling Caupolican standen, heldenmüthig vertheidigt hatten, mit ihren Familien und Rindern auf eine Halbinsel in einer großen, dreißig Meilen langen und sieben bis acht Meilen breiten Lagune geflüchtet, die in der Nähe von Reloncavi oder dem Osorno genannten Vulkane lag, und dort eine Stadt gebaut, welche auf der Seite nach dem Lande hin durch einen Graben und eine Zugbrücke, die jede Nacht aufgezogen wurde, stark befestigt war. Nach Anderen sollte dies die Lagune Payeque in der Nähe eines reißenden Wassers Namens Llanqueco sein. Ein Forschungsreisender, Namens Roxas, der im Jahre 1714 von Buenos Ayres aufbrach, und dessen Reiseroute südwestlich von Tandil und dem Volcan lag, gibt, um die Lage der Stadt der Cesares zu bestimmen, höchst genaue Entfernungen und Landmarken an. Er erwähnt besonders einen Fluß mit einer Furth, die nur während einer einzigen Periode des Jahres sich passiren läßt, und einen Hügel, auf welchem sich viel Magneteisenstein findet. Diese Landmarken und seine übrige Beschreibung weisen auf die Stelle hin, wo die S. 110 erwähnte merkwürdige Felsenbildung steht, bei deren Anblick aus der Ferne ein Reisender sich wohl täuschen und glauben kann, er sehe eine befestigte Stadt. Wáki machte mich auf sie aufmerksam und sagte scherzweise: „Vielleicht leben dort Christen.“ Die „glaubwürdigen Indianer“, auf die man sich in jenen Berichten so oft beruft, die jedoch alle verpflichtet waren, den Zugang zu der Stadt geheim zu halten, wurden ohne Zweifel in ihrer Erinnerung an die verschiedenen Ansiedelungen, die sie auf ihren Wanderungen besucht hatten, confus, und die Spanier, die geneigt waren, jedes neue Wunder, das sie hörten, zu glauben, verwebten alle die Geschichten, die man ihnen erzählte, in die wunderbare Sage und betrachteten die auf diese Weise zusammengestellte Erdichtung als unzweifelhafte Thatsache. Wir wollen nur noch zwei merkwürdige Phasen dieser Sage anführen, dann kehren wir wieder zu dem wirklichen indianischen Leben zurück. Ein militärisches Streifcorps, das im Jahre 1777 von Rio Bueno aufbrach und nach dem See Llanquehue marschirte, überschritt die unter Osorno liegenden Pässe der Cordillera und verbrachte die Nacht in der Nähe der Schneelinie. Sie hörten entferntes Geschützfeuer und sahen auf der Ostseite das obere Ende einer großen Laguna; als sie zurückkamen, brachten sie die Bestürzung erregende Nachricht mit, daß zwei verschiedene Städte exi-

stirten, deren eine mit Menschen spanischer Abstammung, den Auca-Huincas, die mit den Pehuelchen im Kriege lägen, bevölkert sei, während die andere Engländer, oder Moro-Huincas bewohnten, die mit den Indianern in Freundschaft lebten. Der Fiscal von Chili bestand in seinem Berichte darauf, daß man die frechen Insulaner, die es gewagt hätten sich in den Gebieten „unsers Herrn des Königs" festzusetzen, ausrotten müsse. Wie hier die eifersüchtige Furcht vor den anmaßenden Engländern sich mit der spanischen Darstellung der Sage von den geheimnißvollen Cesares vermischte, gerade so verbanden die Indianer diese Cesares mit dem traditionellen Ruhm und Glanz des großen Inca-Geschlechtes und sprachen von den indianischen Cesares, und die gewaltige Wirkung der Fabel zeigte sich in einer Proclamation, welche der heldenmüthige, aber unglückliche Tupac Amaru erließ, der im Jahre 1781 an der Spitze des erfolglosen Aufstandes gegen die tyrannischen Christen stand; er nannte sich in derselben „Inca, Señor de los Cesares y Amazonas, con dominio en el Gran Paytiti". Das Glück ließ sich indeß nicht von ihm erhaschen, und er starb durch Henkershand, gerade so wie die reiche und ersehnte Stadt, deren Herrschaft er beanspruchte, manchen Forschungsreisenden täuschte, der bei dem hoffnungslosen Suchen sein Leben geopfert hat.

Aber der geduldige Leser wird wahrscheinlich der verzauberten Städte müde sein und gern zu dem gewöhnlichen indianischen Leben zurückkehren wollen, obgleich es hier jetzt ziemlich blutig aussah. Es war die wichtige Zeit der Jagd auf junge Guanacos, und wenn man auch bei der Jagd viel reiten konnte, so ließ sich doch kaum sagen, daß sie Vergnügen böte; aber für die Indianer war sie Geschäftssache, da von der Zahl der jungen Guanacos, die jetzt erlegt wurden, der Betrag an Fellen zur Kleidung und zum Handel abhing. Einige Bemerkungen über die Beschaffenheit und Lebensart des Guanaco und der Rhea oder des Straußes, die den patagonischen Indianern Nahrung und Kleidung geben, dürften hier wohl am Platze sein; doch mache ich alle Kritiker aufmerksam, daß dies nicht die Beschreibungen eines Naturforschers, sondern blos die Beobachtungen eines Freundes von Vögeln und Thieren sind.

Das Guanaco, das die Indianer unter dem Namen „Nou" kennen, ist drei bis vier Fuß hoch und, von der Nasenspitze bis zum Schwanze gemessen, vier bis fünf Fuß lang. Das Fell ist wollig, hat aber um den Kopf und die Beine herum minder dichte Wolle,

oder wird dort vielmehr haarig. Die Farbe ist gelblich-roth, an verschiedenen Stellen des Körpers mit Weiß untermischt, besonders am Bauche, an der inneren Seite der Beine hinab und um die Lippen und Backen herum; auch an der innern Seite des Halses und der Kehle geht das Weiße hinauf. Die Schultergegend ist leicht gewölbt; der Schwanz ist kurz und steigt, wenn das Thier in Bewegung ist, ein wenig in die Höhe. Das Guanaco kommt in einem weiten Länderkreise in großer Menge vor; es verbreitet sich von Peru die ganzen östlich von der Kette der Cordillera der Andes gelegenen Gegenden hinab, über die ungeheuren Ebenen von Mendoza bis zur Magalhães-Straße und selbst bis zum Feuerlande. In der Regel befindet sich bei einer Heerde von ungefähr einhundert Guanaco-Weibchen ein Männchen, und im Fall sie beunruhigt werden, stellt dasselbe sich auf eine nahe Felsenspitze und fängt an zu wiehern, etwas ähnlich wie ein Pferd, hält sich aber immer zwischen der Gefahr und seinen Weibchen. In der Zeit jedoch, wo die Weibchen Junge werfen, gehen die Männchen, wie die Weibchen, in Heerden für sich allein. In Monsieur Gay's vortrefflichem Buche über die Zoologie von Chili wird zwar behauptet, daß die Weibchen zuweilen drei Junge gebären, das muß aber ein seltener Fall sein. Während wir die jungen Guanacos jagten und erlegten, wurden die Mütter stets von ihnen getrennt, indem die Jungen zurückblieben, und es war daher nicht möglich zu bestimmen, welches Junge oder wie viel derselben zu einer Alten gehörten. Während wir jedoch die Mütter schlachteten, um die ungeborenen Jungen aus dem Mutterleibe herauszuschneiden, sah oder hörte ich nie, daß in einer Mutter mehr als eine Frucht gefunden worden sei. Die Guanacos sind außerordentlich schnell zu Fuße, von Pferden wie von Hunden fast nicht einzuholen, da sie durch einige weite Sprünge ein solche Strecke vorwärts kommen, daß ein Pferd sie mit der größten Schnelligkeit nicht erreichen kann. Sie warten häufig, um den Verfolger nahe herankommen zu lassen, springen dann plötzlich fort und lassen ihn bald hinter sich zurück. Ihre Vertheidigungsmittel bestehen hauptsächlich in der Savate oder dem Gebrauche der Füße, besonders der vorderen; doch beißen sie auch zuweilen und verursachen mit ihren zwei eigenthümlichen Hundszähnen schwere Wunden [1]). Ich habe Stellen gesehen, wo ein Puma und ein Guanaco offenbar einen harten Kampf

[1]) Eine gute Abbildung vom Schädel des Guanaco findet sich in Mr. Cunningham's Werke.

mit einander gehabt hatten, der jedoch immer mit dem Siege des Puma endete; wenn wir die Zeichen eines solchen Kampfes sahen, suchten wir nämlich stets nach dem todten Thiere und fanden es allemal, von dem „Löwen" sorgfältig zugedeckt, nicht weit davon. Das Fleisch des Guanaco ist vortrefflich, dem Hammelfleische etwas ähnlich; das Fleisch des jungen Guanaco ist wie sehr zartes Kalbfleisch. Daß mit ihrer Wolle, wenn sie in den Handel käme, Etwas zu gewinnen wäre, läßt sich nicht bezweifeln, da sie eine sehr feine Textur und in Chili, wo sie zu Ponchos verwebt wird, die hoch geschätzt werden, gegenwärtig Werth hat. Bis jetzt sind wenige gezähmt und als Hausthiere verwendet worden; aber sie werden sehr zahm, und in einer künftigen Zeit wird man wohl finden, daß sie sich als Lastthiere gebrauchen lassen, da sie in vieler Hinsicht dem Llama ähnlich sind. Bei dem Guanaco ist noch ein sehr merkwürdiger Punkt zu erwähnen. Zu gewissen Zeiten des Jahres findet man im Magen desselben eine so hart wie Stein verdichtete Absonderung in runden Stücken, die ¼ bis ½ Zoll Durchmesser haben. Diesen Steinen schreiben manche Indianer heilkräftige Wirkungen zu. Für die Indianer ist das Guanaco ein in jeder Hinsicht nützliches Thier. Aus den Fellen der erwachsenen werden die Decken der Toldos gemacht, und aus den Fellen der ungebornen und jungen werden Mäntel verfertigt, die man als Kleidungsstücke trägt; die Sehnen des Rückens versorgen sie mit Zwirn; das Fell des Halses, das ganz besonders zähe und dauerhaft ist, gibt ihnen Lazos oder Schnuren zu Bolas, Zäume u. s. w., u. s. w. Das Fell der Kniekehle versieht sie mit Schuhen oder mit Ueberzügen zu den Bolas; aus dem Schenkelknochen schneiden sie Würfel oder stellen aus ihm ein musikalisches Instrument her. Wenn das junge Guanaco das Alter von etwa zwei Monaten erreicht hat, fängt das Fell an wollig zu werden und ist dann zu Mänteln nicht mehr zu gebrauchen, gibt aber hinlänglich gute Satteldecken. In diesem frühen Alter ist das Thier sehr schnellfüßig und will tüchtig gejagt sein. Ihre volle Größe erreichen sie im zweiten oder dritten Jahre nach der Geburt, und das erwachsene Männchen kann man nicht besser schildern, als Lieutenant Gallegos es in einer Anrede that. Als wir ein Männchen beobachteten, das einsam über uns auf einem Hügel stand und immer dann und wann sein schrilles Warnungszeichen hören ließ, sagte Gallegos: „Du bist ein wunderliches Thier; du wieherst wie ein Pferd, hast Wolle wie ein Schaf, einen Hals wie das Kameel, Füße wie ein Hirsch und bist

ſchnell wie der Teufel.“ Die Rhea Darwinii, von den Indianern „Mekynſch“ und von den Spaniern Aveſtruz oder Strauß genannt, ein Name, mit welchem dieſer Vogel allgemein bezeichnet wird, gehört blos Patagonien an; nördlich vom Rio Negro trifft man wenige und in allen anderen Gegenden der Erde findet man, ſoviel ich weiß, gar keinen, mit Ausnahme vielleicht der nördlicheren, Ebenen ähnlichen Gegenden des Feuerlandes, die der Strecke vom Cap Virgenes bis zum Oazy-Hafen gegenüber liegen. Die Rhea Darwinii iſt eine Spielart der Rhea americana, die in den argentiniſchen Provinzen Entre Rios und Santa Fé gemein iſt, auch in der Republik der Banda Oriental zerſtreut lebt und, wie ich glaube, nördlich bis zum Rio Grande do Sul und der ſüdlichen braſilianiſchen Provinz ſich verbreitet. Auch in Chili kommen ſie auf den am Fuße der Cordillera der Andes liegenden Ebenen vor. Der Hauptunterſchied zwiſchen den beiden Arten liegt darin, daß die patagoniſche Rhea Darwinii kleiner iſt und hellere Farbe hat als die amerikaniſche Rhea (oder der Nandu). Die patagoniſchen Strauße ſind ſehr ſchnell zu Fuße und ſchließen im Laufe die Flügel an, während die andere Art dieſelben ſtets ausbreitet. Auch die patagoniſchen laufen immer in gerader Linie, außer wenn ſie das Neſt verlaſſen, wo ſie dann, wahrſcheinlich damit man ihrer Spur nicht nachgehen ſoll, Umwege machen. Ihre Schwungfedern kommen in den Handel, und in Buenos Ayres wird gegenwärtig das Pfund mit einem Dollar bezahlt. Das Mark aus den Knochen der Beine wird, wie ich glaube, zur Verfertigung von Pomade benutzt und war früher, wenn nicht noch jetzt, in Buenos Ayres hoch geſchätzt. Für die Indianer hat dieſer Vogel in vielen Beziehungen einen unſchätzbaren Werth. Außerdem, daß er ihnen ihre liebſte Speiſe liefert, werden aus den Sehnen der Beine Schnuren zu Bolas verfertigt; der Nacken wird als Beutel zu Salz oder Tabak benutzt; die Federn werden gegen Tabak oder andere nothwendige Bedürfniſſe umgetauſcht; das Fett von Bruſt und Rücken wird ausgelaſſen und in Schläuchen verwahrt, die aus der Haut gemacht werden (dieſe wird während der Frühlingszeit abgezogen, wo die Weibchen, wie alle patagoniſchen Thiere, den Puma ausgenommen, mager ſind); das Fleiſch iſt nahrhafter und die Indianer eſſen es lieber als das Fleiſch aller anderen Thiere, die ſich im Lande finden, und die Eier bilden während der Monate September, October und November das Hauptnahrungsmittel. Das Männchen wird gegen dritthalb Fuß hoch und iſt von dem Weibchen

dadurch zu unterſcheiden, daß ſeine Farbe ein wenig dunkler und der Vogel größer und ſtärker iſt; doch erfordert es ein geübtes Auge, um in einiger Entfernung den Unterſchied herauszufinden. Das Männchen iſt auch ſchneller. Ihre gewöhnliche Nahrung beſteht aus kurzem Gras und den Samen verſchiedener Sträucher, aber vorzugsweiſe aus zartem Gras; ich habe ſie verſchiedene Male von einem paſſenden Felſen aus, wo ſie mich nicht ſehen konnten, beobachtet, während ſie ſolches rupften. Wenn ſie beunruhigt werden, laufen ſie augenblicklich in großer Eile davon; ſie haben ein ſehr ſcharfes Geſicht. Begegnen ihnen auf ihrer Fluchtlinie Reiter, oder verſtellen ſie ihnen den Weg, ſo werfen ſie ſich nicht ſelten auf die Erde und ducken ſich ſo platt nieder, daß man ſie, da die grauliche Farbe ihres Gefieders genau dem faſt allgemeinen Anblick der Pampas Patagoniens gleicht, kaum von den ringsum liegenden Felsblöcken unterſcheiden kann. Sie haben zwar keine Schwimmhäute zwiſchen den Zehen, können aber ziemlich gut über einen Fluß ſchwimmen. In der Winterszeit kommt es nicht ſelten vor, daß die Indianer ſie in's Waſſer jagen, wo ihnen vor Kälte die Beine erſtarren; ſie werden dann durch die Strömung an das Ufer getrieben und, weil ſie ſich nicht von der Stelle bewegen können, mit leichter Mühe gefangen. Auch bei Schneewetter bekommt man ſie leicht, weil der Glanz des weißen Schnees ihre Augen anzugreifen ſcheint und ihr Gefieder durch die Näſſe ohne Zweifel ſchwerer wir. Sie huldigen der Polygamie; ein Männchen geſellt ſich zu fünf bis ſechs Hennen, die ſämmtlich ihre Eier in daſſelbe Neſt legen — ein in die Erde gekratztes Loch, das gegen dritthalb Fuß im Durchmeſſer hat. Frühzeitig im September fangen ſie an zu legen; die Zahl der Eier beträgt in jedem Neſte zwanzig bis vierzig, oder auch noch mehr. Zu Anfang der Legezeit wurden Eier außerhalb des Neſtes (ſogenannte Heckeneier) in verſchiedenen Gegenden der Ebene zerſtreut gefunden, von welchen manche ſehr klein waren. Der gewöhnlichen Regel zuwider, die man ſonſt bei den Vögeln findet, ſitzt das Männchen auf den Eiern und übernimmt auch, wenn die Jungen ausgebrütet ſind, die Aufſicht über die Brut. Die Jungen laufen ſofort oder doch kurze Zeit nachdem ſie aus der Schale gekrochen ſind, haben auf dem Rücken Flaumfedern von graulich-ſchwarzer und an Bruſt und Hals von weißlicher Farbe. Ihr Geſchrei gleicht den Sylben pi, pi, pi, wenn man ſie ſcharf und ſchnell ausſpricht. Das alte Männchen ſtellt ſich, wenn Gefahr droht, als wäre es verwundet; es will da-

durch, wie andere Vögel, die Aufmerksamkeit des Jägers ablenken, damit seine Brut sich im Grase verbergen und retten kann. Nachdem das Männchen eine Zeit lang auf dem Neste gesessen hat (ich möchte annehmen, daß die Brütezeit etwa drei Wochen dauert), wird es mager, und dicht um das Nest herum ist das Gras weggefressen, so daß der Boden ganz kahl ist. Jetzt fangen die Weibchen an, Fleisch anzusetzen, und dadurch hat die Natur glücklicherweise für die Indianer gesorgt, die von magerem Fleische nicht leben können. Während die Weibchen mager sind, werden sie getödtet und abgebalgt; das Fleisch läßt man liegen, aus den Bälgen aber fertigt man Mäntel, die in den Ansiedelungen verkauft werden. In der Brutzeit haben die Strauße viel Ungeziefer, das auch in die Toldos und Guanaco-Mäntel der Indianer kriecht und zu einer ungeheuren Plage für sie wird. (Künftigen Reisenden, die unter den Patagoniern sich aufhalten, möchte ich den guten Rath geben, die Squaw, die das Hauswesen besorgt, nie Straußmäntel unter die Schlafhäute legen zu lassen.) Die junge Rhea bekommt ihr volles Gefieder erst im zweiten Jahre nach der Geburt; eher erreicht sie auch ihre volle Größe nicht und wird bis dahin von den Indianern nicht verfolgt, wenn nicht wirklich an Nahrung Mangel ist. Die Eier werden in jedem Zustande, frisch oder alt, gegessen; zwischen dem noch nicht ausgekrochenen Hühnchen und dem ungeborenen Guanaco findet der Indianer keinen großen Unterschied. Außer ihren menschlichen Feinden werden diese Vögel auch noch von den Pumas und Füchsen vernichtet; der erstere überfällt und tödtet den sitzenden Vogel, verbirgt ihn sorgfältig und macht sich dann daran, die Eier zu verzehren, die ihm sehr munden. Wir fanden nicht selten die Eier von Pumas zerbrochen und zerstreut und entdeckten in der Regel den Vogel nicht weit davon. Die Füchse begnügen sich, glaube ich, damit, daß sie die Eier aussaugen; dagegen versicherte man mich, daß in der Nähe von Geylum, wo die wilden Katzen gemein sind, diese, wie ihre Verwandten, die Pumas, den Vogel auf dem Neste tödten. Außerdem richten die Condore, Adler und Falken ohne Zweifel gewaltige Verwüstungen unter der jungen Brut an. Ungeachtet sie mit so vielen Schwierigkeiten zu kämpfen hat, ist die Rhea Darwinii doch in großer Menge vorhanden und würde, wenn ihre Zahl nicht von den Indianern und anderen Feinden einigermaßen verringert würde, das ganze Land überschwemmen. Während unseres Aufenthaltes in Chiriq beschäftigten wir uns fleißig damit, Guanacos sowohl wie

auch Strauße zu vernichten; auf der hohen holprigen Hügelkette, die Chiriq auf der Oſtſeite begrenzte, wimmelte es buchſtäblich von Guanacos, und da die Weibchen trächtig waren und daher nicht weit ſchnell laufen konnten, ſo fing und erlegte ein einziger Jäger nicht ſelten fünf, ſechs und ſogar acht Stück; das Junge wurde herausgeſchnitten, das Fell deſſelben zur Herſtellung von Mänteln und das todte Thierchen zur Nahrung mitgenommen, während die Haut der Mutter, wenn es nöthig war, zur Ausbeſſerung des Toldo diente. Auch die Markknochen der Alten wurden als Leckerei mitgenommen, aber das Fleiſch blieb für die Condore, Pumas und Füchſe liegen. Wir jagten faſt jeden Tag und durchſtreiften beinahe die ganze Umgegend. Auf den nach Weſten liegenden Ebenen war ſchöner, mit weichem Gras bedeckter Boden, auf dem es ſich gut ritt; einige Stunden von der Cordillera jedoch befindet ſich eine plötzliche Senkung, die ein großes Becken bildet; es liegt, wie das Bett eines Sees, gegen funfzig Fuß unter dem Niveau der Ebene und erſtreckt ſich bis zum Gebirge; ſeine Oberfläche war hauptſächlich mit Gras bedeckt, an manchen Stellen aber ſah man den gelben Thon und Lager von Steinen. Auf dem höheren Terrain, ehe man das Becken erreichte, kamen viele Lagunen vor, um deren eine herum ein großes Mövengeniſte war; die Bewohner deſſelben hörte man ſchon in weiter Ferne. Auch bemerkte ich hier viele Teru-Teros, ſpornflügelige Kibitze, die in der Nähe von Buenos Ayres gemein ſind. Ich hatte ſie ſelbſt bis Santa Cruz angetroffen, aber nie in ſo großer Zahl. Unſere Jagden auf der Ebene waren nie ſo erfolgreich wie diejenigen auf der Hügelkette; doch behaupteten die Indianer, im vorhergehenden Jahre ſei es gerade umgekehrt geweſen. Vielleicht hatten die Guanacos an Erfahrung gewonnen und fühlten ſich auf den Felſenhöhen, wo vorausſichtlich die Reiter ſtürzen mußten, ſicherer. Die nördlichen Indianer waren höchſt verwegene Reiter, die ſich um Nichts kümmerten und die ſteilſten Stellen hinabſprengten, und ſonderbar, wenn auch einzelne Unfälle vorkamen, wo der Eine oder Andere ein Glied brach, ſo waren ſie doch nicht häufig. Daraus geht deutlich hervor, wie ſicher ihre Pferde auf den Füßen ſind. Wenn ſie an ſteinigen Stellen jagen, pflegen ſie dem Pferde zum Schutz gegen ſcharfe Steine Schuhe von Haut an die Vorderfüße zu legen. Nach der Jagd begaben ſich in der Regel diejenigen, welche Reſerve-Pferde beſaßen (und ſogar auch diejenigen, welche keine hatten), jeden Abend ein wenig vor Sonnenuntergang auf die Rennbahn und ritten ihre

Pferde zu oder ließen ſie rennen, oder ſahen den Anderen zu und machten, wenn es ein Rennen gab, Wetten. Die Art des Wettrennens iſt derjenigen etwas ähnlich, die unter den Gauchos in den Provinzen von Rio de la Plata Mode iſt, nur daß es dabei ehrlich zugeht. Die Einſätze werden ſtets niedergelegt, ehe das Wettrennen endigt: ſind es Pferde, ſo werden ſie ſo angebunden, daß man ſie leicht zur Hand hat; ſind es Schmuckſachen, Bolas u. ſ. w., u. ſ. w., ſo werden ſie auf einen Haufen gelegt, und wer gewinnt, nimmt ſie, ſobald das Rennen entſchieden iſt, gleich weg. Die Pferde werden beim Wettrennen ohne Sattel geritten; die beiden Reiter galoppiren erſt einige Meter weit leicht neben einander her und laſſen dann den ſchnellen Galopp anſchlagen. Da man auf das Zureiten der Pferde viele Mühe verwendet, ſo kommt beim Anlauf ſelten ein Fehler vor. Das Ziel des Wettrennens iſt oft weit entfernt; die durchſchnittliche Diſtanz iſt vier engliſche Meilen oder eine Legua; doch iſt ſelbſtverſtändlich bei jungen Pferden die Entfernung kürzer. Die Hengſtfüllen bändigen die Indianer auf ähnliche Weiſe wie die Gauchos; ſie gehen jedoch ſanfter mit ihren Pferden um und bändigen ſie in Folge deſſen beſſer. Man ſieht bei den Indianern ſelten ein Pferd, das nicht vollkommen fromm iſt; die kleinſten Kinder ſitzen faſt immer auf den Rennern und beſten Pferden; wenn ſich aber ein weißer Mann ihnen nähert oder den Verſuch macht ſie zu fangen, ſo laſſen ſie Zeichen von Furcht und Reizbarkeit blicken. Zwiſchen den Indianern und ihren Pferden ſcheint in der That ein inſtinctmäßiges Verwandtſchaftsgefühl zu beſtehen. Iſt ein Pferd lahm, ſo gilt als das wirkſamſte Heilmittel, daß man ihm mit einer Ahle in der Köthe Blut entzieht; zuweilen wird der Einſchnitt weiter oben am Beine gemacht und die Ahle faſt durch das ganze Bein des Pferdes getrieben; hierauf wird es eine kurze Zeit angebunden, und dann läßt man es gehen; das Mittel hat in der Regel ſichere Wirkung. Ehe man ihm das Blut entzieht, wird es ſelbſtverſtändlich mehrere Stunden angebunden, und bekommt unterdeſſen kein Waſſer. Für wunde Rücken, die, wenn auch ſelten, doch zuweilen vorkommen, wenn ein Sattel ſchlecht gemacht iſt, wird als Heilmittel eine Art Alaunerde angewandt; ſie wird auf die Wunde gelegt, nachdem dieſelbe mit einem Meſſer gereinigt worden iſt. Dieſe Erde findet ſich nur in den ſüdlichen Gegenden des Landes und es iſt ſehr ſchwer, von dieſem hochgeſchätzten Arzneimittel Etwas von den Indianern zu bekommen. Die eine Stelle, wo ſie ſich findet, iſt eine

Klippe in der Nähe des Viedma-Sees; aber ſie liegt dort ſo hoch, daß man ſie nur erreichen kann, indem man mit Steinen an die Vorderſeite der Klippe wirft und dadurch die Erde ablöſt.

Sollten etwa freundliche Leſer ſich finden, die Pferde und Hunde lieben und vielleicht gern etwas von den Pferde- und Hunde-Schauen der Indianer wiſſen möchten, ſo werden, um ſie zu befriedigen, einige Zeilen genügen. Die bei den ſüdlichen Indianern üblichen Pferde ſind in der Regel abgehärteter und ſtärker als diejenigen, die man bei den nördlichen, araucaniſchen und Pampas-Indianern findet. Ihre Größe beträgt gewöhnlich gegen funfzehn Handbreiten, oder vielleicht auch weniger, aber ſie beſitzen deſſenungeachtet große Schnelligkeit und Ausdauer; wenn man in Erwägung zieht, daß das Gewicht ihrer Reiter häufig über funfzehn Stein beträgt, ſo erſcheint es ganz auffallend, daß ſie im Stande ſind, ſie in der Weiſe, wie ſie es thun, zu tragen. Die Pferde ſind ſelbſtverſtändlich alle ſpaniſchen Urſprungs, aber die Zeit, das Klima und die verſchiedene Beſchaffenheit des Landes haben ſie bedeutend verändert, ſo daß ſie nicht mehr die urſprüngliche Raçe ſind. Die Pferde, die man bei den nördlichen Tehuelchen findet, ſind in der Regel größer als die eben erwähnten, haben ſchönere Köpfe und kleinere Beine; ſie ſind ebenfalls außerordentlich ſchnell, und da ſie häufig von eingefangenen wilden Stuten gezogen werden, ſo eignen ſie ſich vortrefflich zu Jagdzwecken. Die geſchätzteſten Pferde ſind jedoch die eingefangenen und gezähmten wilden Pferde; ſie unterſcheiden ſich von den anderen dadurch, daß ſie in der Regel größer und ſchneller ſind. Dies paßt, wie ich glaube, nur auf das nördliche Patagonien, denn in anderen Gegenden habe ich wilde Pferde geſehen, die jenen, welche in der Gefangenſchaft lebten, durchaus nicht gleichkamen. Der Farbe nach ſind die Pferde verſchieden; die aus den wilden Heerden eingefangenen ſind gewöhnlich dunkelbraun, ſchwarz oder braun. In der Nähe des Port San Julian ſoll es, wie man mir ſagte, viele wilde Ponies geben, die ungefähr die Größe und den Bau eines Shelty (oder ſchottiſchen Pony) haben, mit welchem die Kinder ſpielen. Die Pferde nähren ſich ganz von Gras und werden, in Folge der dürren Beſchaffenheit des Weidefutters zur Winterszeit und der darauf folgenden harten Behandlung, in der Regel zur Frühlingszeit des Jahres ſehr mager, nehmen aber bald wieder an Fleiſch zu, wenn man ihnen einige Tage Ruhe gönnt und ſie auf der friſchen Weide freſſen läßt.

Die Hunde, die man bei den patagoniſchen Indianern in der Regel findet, ſind nach Größe und Raçe ſehr verſchieden. Zu allererſt kommt eine Art Spürhund (mit glattem Harr); dieſe Raçe haben die Indianer von einigen Hunden gezogen, die ſie in Rio Negro erhielten; die Mütter waren eine Art Dogge, hatten jedoch eine viel ſpitzigere Schnauze als die eigentliche Dogge; auch ſind dieſelben ſehr ſchnell und haben längere und niedrigere Leiber. Unſer Häuptling hielt die Raçe, die er von dieſem Hunde beſaß, der wahrſcheinlich aus den älteren ſpaniſchen Anſiedelungen ſtammte, rein. Sie waren zu Jagdzwecken die beſten, die ich ſah, indem ſie ſowohl dem Geruche als den Augen nach liefen.

Eine andere Art Hunde, die ich bemerkte, hatte langes, wolliges Haar und viele Aehnlichkeit mit einem gewöhnlichen Schäferhunde. Dieſe waren bei den Indianern ziemlich gemein; aber die meiſten der Hunde, die bei der Jagd benutzt werden, — und die faſt alle caſtrirt ſind — ſind der Raçe nach ſo vermiſcht, daß ſie ſich nicht genau beſtimmen laſſen. Von einem Hunde hörte ich, daß man ihn einigen Fuegianern abgenommen habe; er war ſehr ſchnell und entſprach vollkommen unſerm Haſenhunde. Die erwähnten Fuegianer ſind wahrſcheinlich jene, die man unter dem Namen „Fuß-Indianer" kennt; daß dieſe zu Jagdzwecken Hunde benutzen, haben die Seeleute bemerkt, die an ihren Küſten hinabfuhren.

Caſimiro ſagte mir, Quietuhual's Volk hätte früher zu Fuße mit einer großen Art Hund gejagt, der nach ſeiner Beſchreibung Aehnlichkeit mit einem Hirſchhunde gehabt haben muß. Die Hunde werden ſelten gefüttert; man läßt ſie in der Regel auf der Jagd ſich ſättigen. Von dieſer Regel machten jedoch die Jagdhunde, die Orkeke und einem oder zwei Anderen gehörten, eine Ausnahme; ſie wurden mit gekochtem Fleiſch gefüttert, wenn daſſelbe in Ueberfluß vorhanden war. Die Frauen hielten verſchiedenartige Schooßhunde, gewöhnlich eine Art Dachs; manche von ihnen hatten große Aehnlichkeit mit dem ſchottiſchen Dachshunde. „Ako" zum Beiſpiel war allem Anſchein nach ein ſolcher Dachshund von reiner Raçe. Dieſe Schooßhündchen ſind im Lager eine Plage und verbittern Einem das Leben; bei dem geringſten Geräuſch rennen ſie bellend hinaus und bringen alle großen Hunde zum Bellen; in einem indianiſchen Lager wird daher des Nachts, wenn irgend Etwas ſich rührt, ein immerwährendes Concert von Hundegebell gehalten. Gegen Fremde ſind die Hunde grimmig, aber gewöhnlich begnügen ſie ſich, wenn ſie

nicht gehetzt werden, damit, daß sie dieselben umringen, ihnen die Zähne zeigen und sie anbellen. Daß sie des Nachts schlechte Kunden sind, mag ein amüsantes Beispiel zeigen. Eines Morgens fand man einen Hund todt in der Nähe des Toldo seines Besitzers; er war augenscheinlich mit einer Bola auf den Kopf geschlagen worden und hatte mit einem Messer den Rest erhalten. Der Besitzer machte ein großes Geschrei, aber die Sache ließ sich nicht erklären. Später erfuhr ich, daß ein junger Galan Zutritt zu dem Toldo seiner Liebsten gesucht hatte und zwar auf die gewohnte Weise, indem er vorsichtig die hintere Zeltdecke von der Erde aufhob und schnell darunter hineinkroch; als er halb hinein war, fühlte er sein Bein von einem gewaltigen Rachen gepackt. Der Dame machte die kritische Lage ihres Liebhabers großen Spaß; dieser half sich jedoch aus der Verlegenheit, indem er seinem Angreifer mit dem Fuße einen starken und gutgerichteten Tritt an die Schnauze versetzte. Als er von dem „Rendezvous" zurückkehrte, begegnete er seinem wachsamen Feinde, schlug ihn aus Rache auf den Kopf und schnitt, um seiner Sache sicher zu sein, ihm die Kehle ab; aber er trug doch zum Andenken an das Liebesabenteuer am Beine eine tiefere Narbe als im Herzen, und als die Geschichte erzählt wurde und, wie man sich denken kann, ein schallendes Gelächter hervorrief, erinnerte sie mich mit Gewalt an die Worte Romeo's bei Shakespeare:

„Der Narben lacht, wer Wunden nie gefühlt."

Unser Lager in Chiriq bot ganz das Ansehen einer aus Toldos bestehenden Stadt, und von Südwesten her wurden immer noch neue Ankömmlinge erwartet; aber die Indianer dieser Horde, mit welchen wir noch keine Bekanntschaft gemacht hatten, sandten einen Chasqui, der an Crimè die Einladung, sich ihrer Horde anzuschließen, und die Nachricht brachte, daß sie schließlich in Teckel uns treffen würden. Crimè, der, weil er viele Geschenke erhalten hatte, jetzt reich an Pferden und Zeug war, nahm daher von uns Abschied und ritt mit einem imposanten Zuge ab. Der arme Kerl! er hätte, wie die Folge zeigen wird, besser gethan, wenn er bei uns geblieben wäre.

Während der ersten Wochen unseres Aufenthaltes in Chiriq war die Witterung warm und schön; später aber drehte sich der Wind nach Westen herum; da änderte sich das Wetter und es traten Graupeln und kalter Regen und damit das normale patagonische Klima ein. Die Laune der Indianer schien ebenso veränderlich zu

ſein, denn der alte Orkeke wurde im höchſten Grade eiferſüchtig. Jackchan pflegte mir auf den Jagdausflügen oft ein Pferd zu leihen, und Orkeke fragte mich eines Tages in mürriſcher Weiſe, ob ich etwa gern meinen Toldo wechſeln und mit meinem Freunde gehen wolle. Meine Antwort, daß ich dies gegenwärtig nicht gern thun möchte, beruhigte ihn für den Augenblick, und er bot mir ſogleich für den nächſten Tag eines ſeiner beſten Pferde an, auf dem zu reiten ein wahrer Genuß war. Ich fürchte, ich habe ſeine Großmuth etwas gemißbraucht, denn wir hatten gerade große Jagd auf bedeutende Guanaco-Heerden, und auf einem Renner ſitzend wurde man verleitet raſend zu reiten. Am 20. November wurde beſchloſſen das Lager abzubrechen und ſich zur Jagd in zwei Horden zu theilen; man erkannte, daß, wenn wir Alle zuſammen an einem einzigen Orte jagten, unſere Zahl zu groß war, als daß wir hätten viel erreichen können. Als eben Alle einpackten und ſich zum Aufbruch vorbereiteten, brach zwiſchen Zweien von unſerer alten Horde beinahe eine Rauferei aus; mit größter Mühe und nur durch die Vermittelung Caſimiro's, Hinchel's und noch zwei oder drei Anderer, wurde Blutvergießen vorgebeugt. Hätte zwiſchen dieſen Beiden der Kampf begonnen, ſo wäre er natürlich bei der großen Reizbarkeit der Indianer bald zu einer allgemeinen Schlacht geworden. Dies und ein ſtarker Regenguß, der eintrat, verhinderte unſern Marſch; die Frauen packten daher wieder aus und die Pferde wurden wieder fortgelaſſen. Einige wenige Indianer brachen zur Jagd auf, kamen aber in kurzer Zeit faſt mit leeren Händen zurück, weil ſie bei dem ſtürmiſchen Graupel- und Schneewetter Nichts ausrichten konnten. Während unſers Aufenthaltes ſtellten die Meiſten von uns ihr ganzes Zeug wieder her und verſahen ſich gut mit Bolas; die Zahl der Guanacohälſe, die abgezogen werden mußten, um zu denſelben, ſowie zur Herſtellung von Manêos (Riemen, die man den Pferden an die Beine legt, damit ſie nicht fortlaufen), Peitſchen, Cinctas (Gurte), Lazos u. ſ. w., u. ſ. w. Haut zu bekommen, war groß. Ich flocht am liebſten Straußſehnen zu Schnuren an die Straußbolas. Um die Straußſehnen herauszubringen, wird das untere Gelenk des Beines ausgerenkt; dann wird die erſte Sehne mit der Hand und die übrigen mit aller Kraft herausgezogen, wobei man den Schenkelknochen als Handhabe benutzt. Hierauf trennt man dieſen Knochen von dem Fuße und läßt die Sehnen am Fuße hängen; ſie werden ein wenig an der Sonne getrocknet, und wenn dies geſchehen iſt, wird

der herausgenommene Knochen benutzt, um die Fasern von einander zu trennen, indem man ihn scharf an den Sehnen hinaufzieht. Sind sie hinlänglich von einander getrennt, so werden sie vom Fuße abgeschnitten, in Stücke von gleicher Stärke und Länge gespalten und an einen feuchten Ort gelegt, damit sie weich werden; sind sie weich genug, so werden sie zu Schnuren verarbeitet, wobei man gekochtes Gehirn benutzt, um sie geschmeidiger zu machen, damit sie sich leichter flechten lassen und in den Flechten besser liegen. Diese Schnuren werden vierfach (zu einer runden Platting) geflochten wie jeder Matrose es kennt; die Enden aber werden in eigenthümlicher Weise umgeschlagen, so daß die Schnure doppelt ist; dies zu Stande zu bringen, erfordert viele Uebung. Ehe wir von Chiriq abzogen, hätte beinahe wieder eine Störung stattgefunden, die einer der Chilier veranlaßte; er verließ Tchang's Toldo und schloß sich demjenigen eines Mannes an, der gewöhnlich Santa Cruz genannt wurde; dies war ein in Patagones wohlbekannter Indianer, und die Regierung hatte ihm jährlich eine gewisse Anzahl Stuten bewilligt. Als Tchang von dem Abzuge des Chiliers hörte, steckte er sofort seinen Revolver an sich und packte das Pferd desselben. Santa Cruz machte Einwendungen dagegen, aber Tchang hielt das Pferd fest, und wies, den Revolver in der Hand, jeden Anspruch, der auf dasselbe gemacht wurde, zurück. Nach diesem kleinen Zwischenfalle wurde das Lager abgebrochen und die beiden Horden trennten sich — Hinchel marschirte südwestlich und unsere Horde nach Nordwesten.

Nach einem sehr kalten Marsche einem schneidenden Winde entgegen, auf dem wir außer der Kälte auch noch viel Hunger litten, lagerten wir uns an den Ufern einer Lagune von etwas größerem Umfange, „Hoschelkaik" genannt, was „Windhügel" bedeutet, ein Name, den der Ort allerdings verdiente; denn während unseres Aufenthaltes bliesen immerwährend Südwestwinde mit großer Heftigkeit. Nach unserer Ankunft schnitt ein kleiner Knabe sich in den Finger; es wurde deshalb der Sitte gemäß eine Stute geschlachtet. Von dem Fleische wurde einiges in unsern Toldo geschickt und mit Dank angenommen, da wir Alle halb verhungert waren. Nachdem ich durch das Lager spaziert war und Cayuke's Toldo besucht hatte, entdeckte ich, daß Casimiro nicht angelangt, sondern zu meinem großen Aerger mit der Horde, die nach Südwesten reiste, aufgebrochen war und ein vortreffliches Pferd mitgenommen hatte, das er mir für einen Revolver gegeben. Zu meiner Freude fand ich jedoch, daß Jackechan,

der Pampa-Häuptling, dort war; wir plauderten mit einander und rauchten zuſammen eine Pfeife. Am 23. November — der vorhergehende Tag war zu rauh geweſen — brachen die Indianer auf, um in dem mit Gras bewachſenen Becken zu jagen, das, wie wir oben erwähnten, am Fuße des Gebirges lag. Es wurden ungeheure Guanacoheerden in daſſelbe hinabgetrieben, und ſobald ſie von Menſchen und Feuern umringt waren, begann die eigentliche Jagd. Die Tehuelchen hatten aus irgend einem Grunde überall, wo es von Vortheil war, das Gras angezündet, und da der Wind immer ſtärker und endlich zu einem wüthenden Sturme wurde, ſo breiteten die Feuer ſich ſchnell aus und vereinigten ſich zu einer Linie, die immer weiter vorrückte. Jackechan, ich und mehrere andere Indianer befanden uns im Mittelpunkte des Jagdkreiſes und waren Alle beſchäftigt, die Guanacos abzuhäuten, die wir bereits erlegt hatten; da bemerkten wir plötzlich, daß wir ringsum von Flammen und Rauch eingeſchloſſen waren, und daß wir, wenn wir nicht tüchtig verſengt werden wollten, beſſer thaten, wenn wir uns umſahen, wie hinauszukommen war. Wir ließen unſer Wildpret liegen und galoppirten an eine Stelle, wo der Rauch am dünnſten erſchien; nachdem wir aber drei bis vier Minuten mit zugedeckten Geſichtern geritten waren, fanden wir den Weg durch helles Feuer verſperrt; wir galoppirten daher, durch den heißen Sand, den der Sturm uns in die Augen jagte, halb toll gemacht und im Rauche faſt erſtickt, an der Flammenlinie hinab bis zu einer Stelle, wo das Gras verkümmert war; dort gelang es uns ohne Verletzung durchzukommen, wenn auch die Beine unſerer Pferde ein wenig verſengt wurden. Wir dankten Gott, daß wir reine Luft athmeten, obgleich die Atmoſphäre noch immer von Rauch trübe war und von Thal oder ſonſt Etwas ſich Nichts erkennen ließ. Jackechan ritt voran und führte uns mit untrüglichem indianiſchen Inſtinct an ein fließendes Waſſer, wo wir trinken und uns den heißen Sand aus den Augen waſchen konnten. Nachdem wir eine Viertelſtunde geruht und eine Pfeife geraucht hatten, beſchloſſen wir, da die Flammen weiter fortgerückt waren, über den noch immer rauchenden Boden zurückzureiten und zu verſuchen, ob wir unſere todten Guanacos auffinden könnten. Wir ritten daher aus der Vertiefung, wo wir uns geſchützt hatten, heraus und begaben uns noch einmal in den vom Winde getriebenen dicken Rauch und heißen Sand; die Mäntel vor die Augen haltend, drangen wir durch die düſtere Atmoſphäre, bis Jackechan von ſeinen Thieren zwei

entdeckte; da sie aber beide gebraten oder vielmehr verbrannt waren und wir und unsere Pferde fast erstickten, so zogen wir uns eilig zurück. Ich dankte Gott, als wir endlich einen steilen Abhang hinaufritten und oben in reine Luft kamen. „Ach!" sagte Jackechan, indem er auf die Ebenen hinabschaute, die noch immer voll Rauch waren, „es war eine schwere Zeit, aber „wir sind Männer, keine Frauen"; nur waren wir Thoren, daß wir bis zuletzt blieben." Darin stimmte ich ihm völlig bei; denn ich hatte noch immer starken Schmerz in den Augen. Wie er sich durch den Rauch fand, war mir ganz unerklärlich; wäre ich allein gewesen, so hätte meine Reise auf der Stelle ihr Ende erreicht. Gegen den Abend dieses ereignißvollen Tages hin ließ der Wind an Heftigkeit nach, und während der Nacht fiel Schnee; den ganzen folgenden Tag gab es Böen mit weißem Wasser oder Schnee und wüthende Windstöße. Um jene Zeit kam ich zu dem Schlusse, daß der Sommer in diesen Gegenden unbekannt sei, und daß das patagonische Jahr nur aus zwei Jahreszeiten — einem strengen Winter und einem schlechten Frühling — bestehe. Die Indianer behaupteten jedoch, während der letzten zwei Jahre sei das Klima kälter geworden. Am 28. November brachen wir das Lager ab und marschirten in ein Thal, das unten an einem Ausläufer der bewaldeten Hügel lag, die, wie wir früher erwähnten, die nördliche Seite des Thales begrenzten; nebenher erlegten wir unterwegs einige junge Guanacos. Ich war erstaunt, als ich bis an zwei herangaloppirte und sah, daß sie Anfangs nicht ausrissen, obgleich ihre Mütter schon fort waren und sich eine Strecke davon auf eine felsige Anhöhe gestellt hatten. Während ich sie jedoch beobachtete und über die Nothwendigkeit und Grausamkeit, sie zu tödten, nachdachte, sprangen die beiden kleinen Geschöpfe davon. Da mein Mantel sich schnell abtrug und nicht mehr schön aussah, so machte ich mir kein Gewissen weiter und erlegte sie durch einen Schlag auf den Kopf. Als ich an dem Feuer ankam, wo einige Indianer sich gesammelt hatten und Strauße verzehrten, ging ich daran die Felle abzuziehen; da hinderte mich Tankelow, der den Vorsitz hatte, und sagte, wir wollten sie in den Toldos abhäuten, wo das Blut für die Frauen und Kinder ein hoher Genuß sein werde. Wir hoben daher die Leckerei auf und überschritten, nachdem wir gegessen hatten, einen kleinen Fluß und ein Stückchen Marschland, jenseits dessen das Lager sich befand, wo die Frauen Tankelow's Worte bald zur Wahrheit machten. Das Fleisch des jungen Guanaco ist zwar etwas ge-

ſchmacklos und weich, aber das Blut hat einen angenehmeren Geſchmack als das Blut des erwachſenen. Auch das Lab oder die Milch, die, zu einer Art Käſe geronnen, ſich in den Eingeweiden findet, gilt für einen Leckerbiſſen. Das Abziehen des Felles iſt bei der Jagd auf junge Guanacos das Mühſamſte. Nachdem man mit einem Meſſer die nöthigen Einſchnitte gemacht hat, muß das Fell mit der Hand abgezogen werden, wobei man den Daumen benutzt, um die Haut von dem Körper zu trennen. Wenn die Kälber drei Tage alt ſind, laufen ſie ungefähr ſo ſchnell wie ein Pferd in kurzem Galopp, halten es aber zuweilen länger aus. Die Indianer verfahren bei der Jagd auf dieſelben folgendermaßen: ſie erlegen ein junges Guanaco, indem ſie es mit einer Kugel auf den Kopf ſchlagen, reiten dann weiter zu einem andern und ſo fort; ſpäter kehren ſie zurück, ſchaffen ſie auf einen Haufen zuſammen und häuten ſie ab. Nachdem die Haut abgezogen iſt, muß man, ehe man ſie zuſammenlegt, ſie einige Minuten der Luft ausſetzen, ſonſt kann ſie brandig werden und reißt dann leicht bei der ſpäteren Zurichtung und Bearbeitung. Wir jagten mehrmals in der Umgegend von Jeroſchaik, was „Schlechter Hügel" bedeutet, mit wechſelndem Erfolg und kamen dabei zuweilen bis in die bewaldeten Hügel hinauf, wo das Bauholz an manchen Stellen gruppenweiſe ſtand, als wäre es von der Hand des Menſchen gepflanzt; an anderen Stellen füllte es die Felſenſchluchten aus, bis man die großen Wälder erreichte, die ſich weit in die Cordillera hinein zu erſtrecken ſchienen. Die meiſten Bäume waren eine Art Buchen, an welchen viele kleine eßbare Pilze ſich befanden, von denen wir einige ſammelten, um ſie zu genießen; auch ſah man häufig Fährten von Rothwild, und einige Hirſche wurden von den Indianern verfolgt, entkamen aber, weil der Wald zu dicht war. Manche Indianer benutzten die Gelegenheit, um friſche Stangen zu den Toldos abzuhauen. Der Anblick der Wälder und Bäume war ſo erquickend, daß ich mehrere Tage nach einander, und zwar ſehr oft allein oder mit einem einzigen Gefährten, im Walde verbrachte. Außer dem Matroſen, nachdem er Monate lang auf dem Meere geweſen, kann ſich Niemand vorſtellen, welches Vergnügen es für einen Menſchen iſt, der eine ſo lange Zeit auf kahlen und einförmigen Ebenen verlebt hat, unter Bäumen umherzuwandern. Die Witterung blieb jedoch noch immer naß und unfreundlich. Am 5. December entdeckten Einige von uns, während ſie oben auf den Höhen umherſtreiften, nach Nordoſten Rauch; Campan ging daher

eilig zu Pferde ab, um zu recognoſciren. Gegen Abend kehrte er ſehr betrunken zurück; er ritt geradeswegs zu unſerm Toldo und verkündete, daß El Sourdo, der in Santa Cruz zurückgebliebene Indianer, an einem nicht weit von uns liegenden Orte angekommen ſei und in zwei kleinen Fäſſern Grog, ſowie für mich Briefe mitgebracht habe; als er ſeine Nachricht mitgetheilt hatte, ſaß er mit einiger Mühe ab, ohne auf den Kopf zu fallen, dann brachte er unter ſeinem Mantel eine Flaſche hervor, die halb voll Rum war, und die er der anweſenden Geſellſchaft ſpendete.

Unſer Toldo war bald gedrängt voll Menſchen, und es wurde, da ſich Alle nach einem Trunk ſehnten, der Vorſchlag gemacht, daß wir am folgenden Tage marſchiren und dem Beſuche entgegengehen wollten. Wir brachen daher am Morgen bei Graupel- und Regenwetter auf und bereiteten uns vor, unterwegs zu jagen. Während der Jagd, und zwar gerade als Jackechan und ich einen Strauß erlegt hatten, bemerkte der Erſtere einen einzelnen Toldo, der, wie er wußte, El Sourdo gehören mußte; wir galoppirten daher, von zwei anderen Indianern begleitet, auf ihn zu und wurden von El Sourdo und ſeinen beiden Weibern, da Jackechan ein ſehr alter Freund war, mit offenen Armen empfangen. Wir mußten uns niederſetzen, und die beiden Weiber brachten die Olla oder den Kochtopf heraus und machten, den Rum herbeiſchaffend, die Heben; unſer Wirth füllte mit dem Rum den Topf und ſpendete den Trank in einem Pfännchen. Dann holte eine der Weiber meine Briefe hervor, die, wie ſich zeigte, von Mr. Clarke und Don Luiz Piedra Buena waren; der Schooner war am 5. October ganz wohlbehalten angelangt. El Sourdo theilte mir hierauf Alles, was vorgefallen war, von Wort zu Wort mit — wie in der Anſiedelung zwiſchen Gonzalez und Antonio ein Kampf ſtattgefunden habe, bei welchem der Letztere gefallen oder doch tödtlich verwundet worden, während der Erſtere in die Pampas geflohen, ſpäter aber feſtgenommen und als Gefangener in dem Schooner nach Buenos Ayres geſchafft worden ſei, ſowie noch andere Nachrichten von alltäglichen Dingen und geringer Bedeutung. Mittlerweile verſchwand der Grog ſchnell, und der Topf mußte wieder gefüllt werden. Dieſer war abermals ungefähr halb geleert, als die übrigen Indianer und die Frauen ankamen und Jackechan, ſehr berauſcht, mir ewige Freundſchaft gelobte, während Tchang mir in das andere Ohr ein reizendes Tehuelche-Liedchen heulte. Da ich mäßig getrunken hatte, ſo hielt ich es ungefähr an der Zeit zu gehen; ich zog

mich daher unter dem Vorwande, daß ich nach meinem Pferde ſehen wolle, zurück und las meine Briefe noch einmal, die, wie Jeder ſich denken kann, wenn ſie auch nicht von meinen Verwandten waren, doch großes Intereſſe für mich hatten. Nachdem ich fortgegangen war, wurde kein Grog mehr weggegeben, dagegen verkaufte El Sourdo zwei Flaſchen für ein junges Pferd oder ein Meſſer mit ſilberner Scheide, ſo daß er bald ein reicher Mann wurde. Zu Mitternacht war aller Rum vergriffen und vieler getrunken, aber erwähnenswerthe Störungen kamen nicht vor, da die Waffen vorher alle weggeſchafft und ſicher verwahrt worden waren. Ich wurde aus dem erſten Schlafe geweckt von einer Dame aus einem benachbarten Toldo, die mich gern umarmen und mit weiblicher Neugierde den Inhalt meiner Briefe wiſſen wollte. Sie war leider in hohem Grade berauſcht; ich ließ ſie daher eine Pfeife rauchen, und dann wies ihr Orkeke, der aufgewacht war und ſich todtlachen wollte, höflich die Thür. Am Morgen ging der größte Theil der Horde auf die Jagd; für diejenigen, die an Kopfweh litten, war der Ritt ohne Zweifel ſehr gut, wenn auch nicht viel Wild erlegt wurde; der Sourdo aber, mit dem ich am Morgen eine Schale Kaffee getrunken hatte, blieb zu Hauſe, da ſeine Pferde ſehr abgenutzt waren; nur einer ſeiner Burſche ritt auf dem Pferde eines Freundes mit, um Fleiſch zu ſchaffen. Nach dieſem Trinkgelag thaten wir vier Tage lang Nichts als Stuten ſchlachten und eſſen, weil irgend Jemandes Kind auf irgend eine Weiſe ein wenig verletzt worden war. Ich habe zwar in verſchiedenen Büchern geleſen, daß die Indianer zu einer gewiſſen Zeit des Jahres ein religiöſes Feſt haben, bei welchem als Opfer für die Gottheit Stuten geſchlachtet werden, habe aber nie Etwas davon geſehen. So oft ein derartiger Opferſchmaus ſtattfand, gab es immer eine beſondere Gelegenheit dazu — es war entweder ein Todesfall eingetreten, oder ein Kind hatte einen Schaden genommen, oder es war Jemand irgend einer Gefahr entronnen, wo dann die Thiere als Dankopfer geſchlachtet werden. Des langen Bleibens an einem und demſelben Orte ziemlich müde, marſchirten wir am 12. December gerade nördlich quer über die Ebene, die man „Giſt" nannte, und lagerten uns unten an einem Hügel, der mit Bäumen bedeckt, und deſſen Wände von Waſſerrinnen durchfurcht waren, welche dicht voll Vegetation und zwei bis drei Arten Sträucher ſtanden. Hier gab es Pflanzen der Art, wie die oben erwähnten Kartoffeln, aber die Knollen lagen ſehr tief in ſo ungünſtigem Boden,

daß nur wenige herausgebracht wurden. An den Hügelwänden wuchs in großer Menge eine Pflanze, die eine gelbe Blüthe hatte, und deren Blatt, wie die Chilier mir ſagten, ein vortreffliches Heilmittel für Wunden und Quetſchungen war und in Chili viel angewandt wurde. Hier fand eine Jagd ſtatt, die vier Tage dauerte; am Ende derſelben machte Orkeke, der etwas verdrießlich darüber war, daß er fortwährend Unglück hatte, uns weis, die Pampas-Indianer wären uns zuvorgekommen, indem ſie des Nachts gejagt hätten, und ſchlug vor, wir wollten uns trennen und mit den Toldos Tchang's zuſammen weſtwärts nach einer unterhalb des höheren Gebirges liegenden Ebene gehen, die, wie er behauptete, reich an Guanacos war. Auch zu einem Ausflug in die Cordillera, um wilde Rinder aufzuſuchen, machte er den Vorſchlag. Dieſer Plan fand lebhaften Beifall, da ich ihn zu bereden hoffte, wo möglich bis an die chiliſchen Küſten des Stillen Oceans vorzudringen. Wir traten demnach unſere Reiſe an, waren aber noch nicht weit fort, als ein fürchterliches Graupel- und Regenwetter mit gewaltigem Sturm eintrat, bei dem wir Alle durch und durch naß wurden. Wir duckten uns zum Schutz eine Zeit lang unter einen Buſch, da es aber fortregnete, ſo blieb uns nichts übrig, als weiter zu ziehen, und gegen drei Uhr Nachmittags heiterte ſich das Wetter auf. Wir betraten nun ein enges Gebirgsthal, in welchem ein bewaldeter Fluß hinablief, und das ſich weiter oben zu einer freien Ebene ausdehnte. Eine kurze Strecke das Thal hinauf lag der Platz, an dem wir uns zu lagern gedachten; es wurde daher ein kleiner Jagdkreis gebildet, in welchem einige Strauße und Guanacos erlegt wurden; dann begaben wir uns über den Fluß hinüber, und es dauerte nicht lange, ſo loderte ein brauſendes Feuer, an welchem wir uns trockneten und unſer Mittageſſen kochten. An einer romantiſcheren Stelle, als dieſe war, befand ich mich nie. Jenſeits des Fluſſes war eine Maſſe grauer Felſen, halb durch Sträucher verborgen, zwiſchen welchen hier und da ein abgeſtorbener Baum ſich erhob. Auf der einen Seite war das Gras ſchön grün und die Bäume ſtanden in vereinzelten runden Gruppen, die einige Meter von einander getrennt waren; in ihren Zweigen girrten Tauben und unten liefen junge Strauße umher. Letztere wurden zu meinem Leidweſen von den Reitern gefangen, die von den Pferden ſprangen und ſie in Sicherheit brachten; der Hunger beſeitigte alle Bedenken, und zwei gaben für jeden naſſen und ausgehungerten Wanderer ein tüchtiges Mahl. Trotz der Taufe, die wir erhalten hatten, waren wir

in kurzer Zeit Alle heitern Muthes, und ehe wir uns zu den Toldos zurückbegaben, machten sich Einige von uns daran, nach wilden Kartoffeln zu suchen, von welchen wir einige mitbrachten. Am folgenden Morgen ging bei heiterem Himmel die Sonne glänzend auf; wir setzten daher unsern Marsch in westlicher Richtung fort und kamen gegen Mittag in eine zwischen den bewaldeten Hügeln liegende Schlucht; ich hoffte, daß wir uns dort lagern würden, aber die Frauen bogen nach Norden ab und zogen eine in der Barranca der hohen Pampa befindliche Ravine oder einen Cañon hinauf und schlugen die Zelte an einer düstern, gefängnißähnlichen Stelle auf. So melancholisch mir der Ort auch vorkam, er bot doch für die Pferde reiche Weide, die zwischen den Hügeln spärlich war, so daß sie leicht hätten in die Wälder laufen können und, wenn wir sie brauchten, schwer zu finden gewesen wären; dies war ohne Zweifel der Grund, weshalb wir den Cañon dem bewaldeten Thale vorzogen. Ein wenig jenseits unseres Lagers theilte der Cañon sich in zwei Arme, in deren einem sich eine von Säbelschnäblern besuchte Lagune befand. Der Fluß, der im Frühlinge das Thal hinabströmte, bot nur dann und wann eine Lache und im Uebrigen ein trockenes Bett dar; in diesem lagen viele abgerundete weiße Steine, deren Hauptbestandtheil Kreide war, und die vortreffliches Material zu Bolas lieferten, indem sie sich leicht in die geeignete Gestalt bringen ließen; auch kam ich, da Einige von der Horde den Durchfall bekommen hatten, auf den Gedanken, daß die Abfälle, wenn sie zu Pulver zerstoßen wurden, wohl die heilenden Wirkungen einer Kreide-Mixtur haben könnten, und das Resultat des Heilversuches fiel ganz befriedigend aus; doch ließen die Indianer sich durchaus nicht bewegen, das Mittel zu versuchen. Während die Frauen die Toldos aufschlugen, brachen die Männer, acht an Zahl, wieder zur Jagd auf. Nach Westen reitend, wo die Ebene noch immer frei war, stießen wir wieder auf eines der oben beschriebenen großen Becken, auf dessen Westseite, jenseits einer mit Wassergeflügel bevölkerten Lagune, ein breiter, sich schlängelnder Fluß lief, an dessen Ufern Bäume standen. Nicht weit jenseits des Flusses erstreckten sich freie Lichtungen vielleicht eine englische Meile weit bis an den Rand der unermeßlichen Wälder, die an den hohen Gebirgswänden sich weit hinaufzogen; von den Gipfeln des Gebirges waren einige noch immer theilweise in Schnee gehüllt. Nach Süden standen, mit Bäumen gekrönt, ein Paar abgesonderte, runde Höcker; den Namen Hügel

verdienten sie kaum. Im Vordergrunde befanden sich gewaltig große Guanaco-Heerden, und auf der Nordseite zog eine hohe Kette dürr aussehender Hügel sich hin, die zu dem köstlich erquickenden grünen Anblick der übrigen Punkte der Rundsicht einen starken Contrast bildete. Während wir, hinter einem Busche verborgen, auf die herankommende Heerde warteten, die von Tchang und einem andern Indianer geschickt umkreist worden war und auf uns zugetrieben werden sollte, betrachteten wir lange die vor uns liegende schöne Landschaft, und Orkeke machte mich auf einen in einiger Entfernung stehenden Berg aufmerksam, an welchem, wie er sagte, unten der Eingang zu dem Schauplatz unserer künftigen Campagne gegen die wilden Rinder sich befand. Gegen Abend kehrten wir, ziemlich gut mit Fellen beladen, zu den Toldos zurück. Als wir wieder einmal jagten, bildeten wir einen Kreis, der in dem bewaldeten Striche endete, welcher nahe an den hohen Ufern des Flusses sich hinzog. Auf der Rückkehr jagten wir in einer parkähnlichen Gegend, die abwechselnd in freien Lichtungen und Wald bestand. Hier erlegten wir eine Hirschkuh und eine große Art Fuchs, dem Anschein nach dieselbe Art, die auf den Falklands-Inseln vorkommt (Lupus antarcticus). In der Nähe der Waldungen war der sammtartige Rasen mit wildwachsenden Erdbeerpflanzen bedeckt, die jedoch erst blühten. Bei dieser Gelegenheit wurde unsere Freude gestört, indem Einer von der Gesellschaft so gefährlich stürzte, daß er ungefähr zwei Tage liegen mußte. Ehe wir die Toldos erreichten, trat starker Regen ein, der während der Nacht sich in Schnee verwandelte, so daß die Morgensonne eine weiße Landschaft beschien. Während unseres Aufenthaltes gingen die Frauen in den Wald und hieben frische Stangen zu den Toldos ab, und die Männer brachten aus der bewaldeten Gegend eine Art Pilz mit, der, wenn er getrocknet wird, einen vortrefflichen Feuerschwamm bildet und deshalb bei den Indianern einen bedeutenden Werth hat, da es nur einige Stellen gibt, wo er sich findet. Nachdem wir in dieser angenehmen Umgebung einige Tage verbracht hatten, marschirten wir, da es an Guanaco-Fleisch fehlte, über die kahle Hügelkette und lagerten uns, während wir an einer unten an ihr liegenden Lagune von beträchtlicher Größe vorbei gezogen waren, jenseits der Kette, neben einer kleineren Lagune an einem Orte, Namens „Gogomenykaik".

Während der Jagd hatte ich mir ein einzelnes Guanaco ausgesucht und verfolgte es über die obere Pampa, die mit verkümmerten

Büſchen und Grasbüſcheln bedeckt war; da verſchwand das Thier plötzlich, als ob die Erde es verſchlungen hätte. Im nächſten Augenblicke machte mein Pferd mitten im Galopp Halt; es ſtand mit den Vorderfüßen am Rande eines jähen Abhanges, von welchem man vorher nicht das geringſte Warnungszeichen ſah. Unten lag ein langes, ſchönes Thal, mit einer Waſſerlache, die zwiſchen den Bäumen hindurch glitzerte, welche das Thal ausfüllten, aber mit ihren höchſten Zweigen nicht über das Niveau der Pampa hinausreichten. Hierher hatte das Guanaco ſeine Zuflucht genommen, und da der Abhang für das Pferd zu ſteil war, ſo konnte ich nur einen ſehnſüchtigen Blick auf die feenhafte Landſchaft hinab werfen und mußte dann umwenden, um mich dem Jagdkreiſe anzuſchließen; denn ich erinnerte mich, daß, wenn man zögerte, es nur zu leicht ſei, ſich auf der Pampa zu verirren. Ein Beiſpiel davon kam an demſelben Tage vor. Als die Jagd zu Ende war, erſchien nämlich einer der Chilier nicht am Feuer. Anfangs kümmerte man ſich nicht weiter um ihn, da die Vermuthung nahe lag, daß er eine Guanaco-Heerde eine Strecke weit verfolgt habe und durch das Abziehen der Felle aufgehalten werde; als er aber bei Sonnenuntergang noch immer fehlte, wurde etwas dürres Gras angebrannt, um ihm die Richtung unſers Lagers anzugeben. Als wir am folgenden Morgen zur Jagd aufbrachen, hatte er ſich noch nicht eingefunden. Ich befand mich mit Orkeke an der Spitze des Jagdkreiſes. Wir galoppirten eine Strecke weit über die Ebene und machten in einer Vertiefung Halt, wo wir auf ſechs junge Skunke ſtießen, die ſich außerhalb ihrer elterlichen Höhle befanden, aber, als wir abſaßen, ſchnell in ſie hineinkrochen und verſchwanden; ihre Höhlen gehen jedoch nicht weit, und Orkeke grub daher bald ein Paar aus. Da ſie noch zu klein waren, um ſie des Werthes ihrer Felle wegen zu tödten, und ſie lebendig für die Kinder mit heim zu nehmen, zu viele Mühe machte, ſo gaben wir ihnen die Freiheit wieder; ich ritt dann weiter und ließ Orkeke ſeinen Weg langſam fortſetzen. Eine unbedeutende Anſteigung brachte mich vor einen Felſenhügel, jenſeits deſſen ein Fluß mit bewaldeten Ufern war; über das Thal dieſes Fluſſes führte mein Weg hinüber. Anfangs hielt ich ihn für denſelben, den ich im vorhergehenden Lager geſehen hatte, bei näherer Ueberlegung aber zeigte es ſich deutlich, daß er ein anderer war; dieſer lief nämlich nordöſtlich, während der andere eine ſüdweſtliche Richtung nahm. Unſere Jagd ging recht gut. Als wir den Kreis ſchloſſen, verwickelte einer der Chilier, der mit

mir ein Guanaco verfolgte und im Gebrauche der Bolas nicht geübt war, anſtatt des Wildes ſein Pferd und ſich ſelbſt; dadurch ging ihm die Beute verloren, und den übrigen Jägern machte die Sache viel Spaß; doch iſt wohl zu merken, daß wenn ein Pferd eine Wurfkugel um die Beine herum oder unter den Schwanz bekommt, dies für den Reiter nicht gerade ein großer Spaß iſt. Auf dem Rückwege zum Lager machten wir an einer Quelle Halt und fanden dort viel wilden Sellerie; auch Neſſeln waren gemein — die echte alt-engliſche weißblühende war vorherrſchend. Obgleich ſie mich bedeutend an die nackten Beine brannten, ſo vergaß ich doch in der Tehuelſche-Sprache zu fluchen und verzieh der Pflanze um der alten Bekanntſchaft willen. Bei den Toldos fanden wir den Chilier, der eben angekommen war; er hatte eine Heerde eine Strecke weit verfolgt und ſich verirrt, war aber durch unſer Signal-Feuer ſicher geleitet worden. Am Nachmittag beſchäftigten ſich Einige von der Horde damit, ihre Pferde zu bändigen, während Andere müßig daſaßen und zuſchauten. Conde's Stiefvater, allgemein unter dem Namen „Paliki" bekannt, hatte einen drei Jahre alten Eiſenſchimmel mit einem weißen Stern, ein ſehr ſchönes Thier, das angebunden bereit ſtand, zum erſten Male beſtiegen zu werden. Paliki kam in unſern Toldo, um meine Cincta oder meinen Gurt zu borgen, und neckte mich, indem er mich fragte, ob ich es wagen wolle, das Pferd zu „domar" (bändigen). Orkeke unterſtützte den Vorſchlag; ich legte daher Mantel und Stiefeln ab, nahm den Lazo und die Zügel und ſaß auf. Sobald der Schimmel die ungewohnte Laſt fühlte, machte er mehrere Meter weit Capriolen, ſprang ſchließlich mitten in den Bach und glitt beinahe aus. Ich trieb ihn durch die Sporen wieder heraus, und ſobald er am Ufer war, fing er an ſich wie ein Drehwürfel immer rundum zu drehen. Endlich brachte ich ſeinen Kopf gerade; er machte noch einige Bockſprünge, dann ging er ab und lief, während ich ihm mit Peitſche und Sporn zuſetzte, ſo ſchnell wie bei einem Wettrennen. Nachdem ich in anſtrengendem Galopp drei engliſche Meilen zurückgelegt hatte, ritt ich ihn ruhig zurück, lenkte ihn dabei hin und wieder um, damit er ſich an den Zaum gewöhnte, wagte aber nicht, ihn denſelben gehörig fühlen zu laſſen, und brachte ihn unter dem Jubelgeſchrei der Zuſchauer bis an den Toldo heran. Orkeke war ganz erſtaunt und wollte gern wiſſen, wo ich „domar" gelernt hätte, und der befriedigte Eigenthümer beſtand darauf, daß ich ein Stück Tabak von ihm als Geſchenk annahm. Dies war mir höchſt willkommen, da mein

Vorrath faſt zu Ende war, obgleich die Beſitzer von Flinten und Revolvern dafür, daß ich ihnen die Schlöſſer in Ordnung brachte, ihn dann und wann wieder ergänzt hatten; die Furcht, ohne Tabak zu ſein — welch' ſchweren Kampf dies koſtet, werden alle Raucher zu würdigen wiſſen — erreichte ſchon einen unangenehmen Grad. Am folgenden Tage nahmen wir von der Lagune Abſchied; ſie war, wie gewöhnlich, mit Schwänen und anderem wilden Geflügel bedeckt, aber wir ſtörten dieſe Vögel nie, ſondern ſparten unſer Pulver für den Fall, daß wir ſpäter mit anderen Indianern in Händel geriethen. Wir marſchirten einige Meilen und lagerten uns an dem Fluſſe — und zwar gerade auf ſeinen Ufern, im Schatten der Bäume. Hier blieben wir drei Tage und vertrieben uns die Zeit damit, daß wir jagten, uns im Strome badeten, rauchten und im Schatten lagen. Da eines meiner Pferde lahm war, ſo konnte ich nicht jeden Tag mit auf die Jagd reiten und verbrachte daher oft ganze Stunden unter den am Fluſſe ſtehenden Bäumen, wuſch das einzige Hemd, das ich noch hatte, verarbeitete Haut u. ſ. w. Im Toldo zu ſchreiben, wurde durch die Neugierde der Kinder, die ſich um mich herumdrängten und immer fragten, faſt unmöglich gemacht; ich pflegte deshalb mein Notizbuch in der Regel mit an den Platz zu nehmen, an den ich mich zurückzog; hier wurde ich aber oft von den Mädchen geſtört, die unter dem Vorwande kamen, daß ſie ſich baden wollten, und ſcherzender Weiſe große Neugierde nach dem Inhalt meines Buches zeigten — denn auch hier pflegte ich meine Bibliothek, nämlich die Hälfte des reizenden Buches „Elsie Vanner", das Crimè an Bord irgend eines Schiffes aufgeleſen hatte, um es zu Pfröpfen für ſeine Gewehre zu benutzen, und das er für ein wenig Pulver an mich verkaufte, immer wieder durchzuleſen. Damit der Leſer unſerm von der geraden Richtung etwas abweichenden und in Folge der hier befindlichen Hügel und häufigen Flüſſe verwickelten Wege folgen kann, habe ich am Ende dieſes Kapitels eine Kartenſkizze beigegeben; ſie macht keinen Anſpruch auf Genauigkeit, aber man kann ſich nach ihr von dem durchreiſten Landſtriche und von unſeren Wanderungen zwiſchen Henno und Teckel eine recht gute Vorſtellung machen.

Am 23. December ſchlug Orkeke, da man nach Norden Indianer geſehen und die Guanaco-Jagd nicht den gewünſchten Erfolg hatte, einen Ausflug nach der Gegend vor, wo die wilden Rinder hauſen. Das Lager wurde demnach abgebrochen, und indem wir mehr oder weniger dem Thale des Fluſſes folgten, der nach einer

einzigen Wendung gerade nach Osten lief, kamen wir in kurzer Zeit auf eine freie Ebene heraus, die sich zwischen den Bergen hinaufzog; am obern Ende derselben lagerten wir uns bei einigen, an den Ufern des Flusses stehenden hohen Buchen. Der ganze letztere Theil der Ebene, über die wir hinüber zogen, war mit Erdbeerpflanzen, die alle in Blüthe standen, buchstäblich wie mit einem Teppich bedeckt, während der Boden von dunkler torfähnlicher Beschaffenheit war. Es gab jetzt viele junge Strauße, und bei jeder Jagd wurden einige gefangen und bildeten eine willkommene Zugabe zu unserm Mittagessen. Die Kinder hatten mehrere lebendige zu ihrem Vergnügen, die sie frei laufen zu lassen und dann mit ganz kleinen Bolas zu fangen pflegten, was in der Regel damit endete, daß sie dieselben tödteten. Unser Programm war, an dieser Stelle, die „Weekel" oder auch Chaykasch hieß — eine regelmäßige Station, an welcher vor einigen Wochen Hinchel's Horde sich aufgehalten hatte — alle Frauen, Toldos und übrigen lästigen Dinge zurückzulassen und allein in's Innere zu reisen, um Rinder aufzusuchen. Am folgenden Morgen wurden, als es Tag war, die Pferde eingefangen und gesattelt, und nachdem wir die Segenswünsche der Frauen in Empfang genommen hatten, verpflichteten wir uns, bei der Rückkehr recht viel fettes Rindfleisch mitzubringen, und zogen ab, gerade als hinter den nach Osten stehenden Hügeln die Sonne aufging. Die Luft war höchst stärkend, und wir trabten dahin eine Strecke weit an einem etwas unregelmäßigen und sandigen Abhang hinauf; nach ungefähr zwei Stunden machten wir an einem köstlich klaren, nach Osten fließenden Bache Halt und rauchten eine Pfeife. Wir waren vorher an Guanacos und Straußen vorübergeritten, bekümmerten uns aber nicht weiter um sie, da die Indianer größeres Wild in Aussicht hatten. Wir überschritten den Bach, das Quellwasser des Flusses, an welchem wir die Toldos zurückgelassen hatten, zogen längs dem Rande einer großen, beckenähnlichen Ebene mit schöner grüner Weide hin und traten, nachdem wir eine Zeit lang galoppirt waren, in den Wald ein, und zwar auf einem Pfade, auf welchem wir nur im Indianermarsch (Einer hinter dem Andern) reiten konnten. Die Bäume waren an vielen Stellen abgestorben; sie waren nicht durch Feuer geschwärzt, sondern standen wie geisterhafte gebleichte und nackte Gerippe da. Es ist merkwürdig, daß auf der Ostseite der Cordillera am Saume aller Wälder ein Gürtel von abgestorbenen Bäumen sich hinzieht. Endlich jedoch, gerade als wir

einen ſonderbar zugeſpitzten Felſen, der in der Ferne einem ſpitzigen Kirchthurm glich, zu Geſicht bekamen, betraten wir den aus lebenden Bäumen beſtehenden Wald; das Unterholz bildeten Johannisbeer-, Lorbeer- und andere Büſche, während hier und da Beete gelber Veilchen waren und die unvermeidlichen Erdbeerpflanzen überall ſich zeigten. Nachdem wir über einen Fluß hinüber waren, der, von Norden kommend, ſpäter einen weſtlichen Lauf nahm, woran wir ſahen, daß wir die Waſſerſcheide überſchritten hatten, begannen wir, durch einen großen Felſen gedeckt, das Jagdrevier zu recognoſciren. Die Landſchaft war ſchön: gerade unter uns lag ein Thal, ungefähr eine engliſche Meile breit; am ſüdlichen Rande des Felſens bezeichnete eine ſilberfarbene Linie den öſtlichen Fluß, und am nördlichen Rande eine gleiche Linie denjenigen, der im Stillen Ocean ausmündete, während über uns auf beiden Seiten hohe, mit Vegetation und faſt undurchdringlichen Wäldern bedeckte Berge ſich erhoben. Auf der Weſtſeite des Thales nahm ein einſamer Bulle gemächlich ſein Frühſtück zu ſich, und über dem Felſen, auf dem wir ſtanden, ſchlug ein gewaltig großer Condor träg mit ſeinen Schwingen. Dies waren die einzigen Exemplare lebender Weſen, die ſich ſehen ließen. Wir ſetzten unſern Weg in aller Stille fort — das Sprechen war, ſobald wir in den Wald eintraten, verboten worden — folgten dem Anführer auf dem ſchmalen Rinderpfade, zogen hier und da an den Ueberreſten eines todten Bullen oder einer Kuh vorüber, die durch den Lazo der Indianer gefallen waren, und begaben uns endlich nach der Ebene hinab. Es war ungefähr Mittag, und der Tag war warm; wir machten daher Halt, wechſelten die Pferde, ſahen nach, ob die Sattelgurte feſt waren, machten die Lazos zum Gebrauch bereit und brachen dann wieder auf. Als wir weiter ritten, bemerkten wir auf der gegenüber liegenden Seite im Walde zwei oder drei Thiere; da wir aber wußten, daß es unnütz ſei, ſie zu verfolgen, ſo blieben wir auf unſerm Wege, der das Thal hinaufführte. Wir überſchritten den weſtlichen Fluß und traten dann ſofort in ein Dickicht ein, wo das Gebüſch ſo dicht ſtand, daß der Pfad kaum zu erkennen war, aber unſer Anführer ſchwankte nie und ritt immer voran durch freie Lichtungen, die mit dichtem Wald abwechſelten; auf jeder Seite der Waldungen zeigten ſich Merkmale, daß es dort Rinder gab; man ſah viele Löcher, welche die Bullen in die Erde geſtampft hatten, und Stellen, wo ſie ſich zu wälzen pflegten. Die Lichtungen hörten bald auf und die Wälder ſchienen nun auf beiden

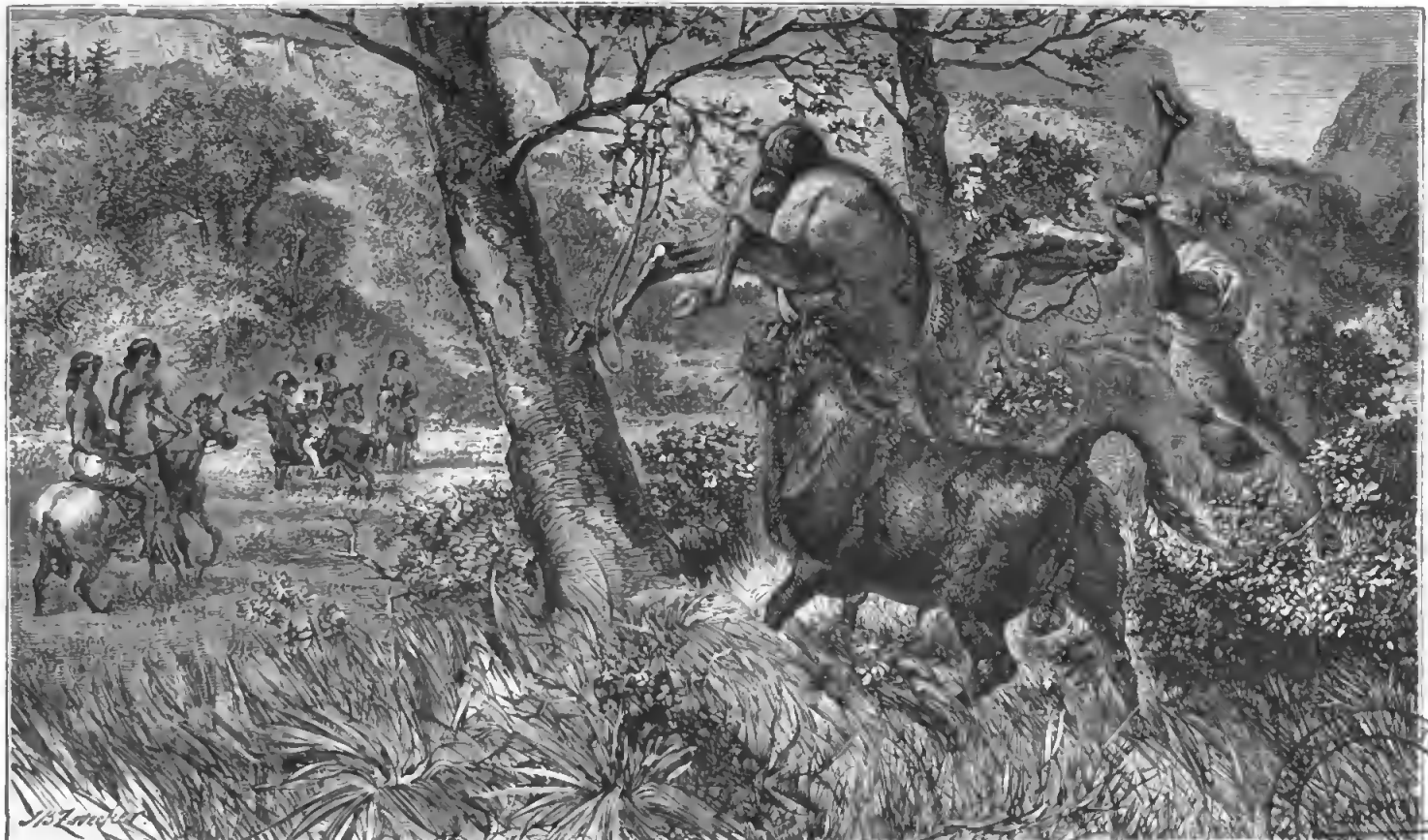
Seiten ununterbrochen fortzugehen. Wir hatten erwartet, daß wir, ehe wir dieſen Punkt erreichten, Rinder in beträchtlicher Anzahl geſunden haben würden, aber die Wärme des Tages hatte ſie wahrſcheinlich in die Dickichte getrieben, um Schutz zu ſuchen. Wir fingen jetzt an bergauf zu reiten, und zwar auf einem gefährlichen Pfade, der hier und da voll loſes Geröll lag, das ihn verſperrte, oder durch dichte Dickichte führte, in welchen kaum fortzukommen war, während wir links von uns den eine Ravine hinabſchäumenden Fluß hören und dann und wann flüchtig ſehen konnten; dann kamen wir oben auf einem Rücken an, wo die Wälder gleichförmig dicht wurden und wir unſern Weg nur mit großer Schwierigkeit fortſetzen konnten. Es war mir ein Räthſel, wie Orkeke, der den Führer machte, wußte, wo wir waren; denn einmal lieſen die nur wenig markirten Pfade in verſchiedenen Richtungen auseinander, und ein anderes Mal befanden wir uns buchſtäblich mitten unter umgeſtürzten Bäumen in einem ſo dichten Walde, daß das Tageslicht kaum hindurchdringen konnte. Unſer Anführer war jedoch nie bedenklich, ſondern führte uns in aller Zuverſicht vorwärts. Während wir, wenn ich ſo ſagen darf, dahinſtrichen, wobei wir immer den Anführer in den Augen zu behalten ſuchten, hörte ich Etwas gelind an einem Baume klopfen, und als ich hinaufſchaute, ſah ich dicht über mir einen ſehr ſchön gezeichneten Specht mit rothem Federbuſche. Endlich fingen wir an wieder bergab zu reiten, und nachdem wir viele von Quellen herkommende Bäche überſchritten hatten, wo ein Ausgleiten des Pferdes auf den naſſen und bemooſten Steinen, da ſie am Rande einer tiefen Ravine lagen, etwas Schlimmeres als Knochenbrüche herbeigeführt hätte, kamen wir ſchließlich aus dem Walde heraus und ſtanden auf einem Hügel von etwa dreihundert Fuß Höhe; von da ſchauten wir auf eine breite Ebene hinab, welche die Geſtalt eines Dreiecks hatte und auf der Nordſeite von dem Fluſſe, der durch die Ravine lief, auf der Südſeite von einem andern Fluſſe begrenzt war, der von Süden kam; dieſe beiden Gewäſſer vereinigten ſich an der weſtlichen Spitze, die vielleicht eine Stunde entfernt war, zu einem großen Fluſſe. Oben und ringsum, die Weſtſeite und die Ravinen ausgenommen, durch welche die Flüſſe lieſen, erhob ſich auf allen Seiten die ununterbrochene Mauer der hohen Berge der Cordillera, von deren Gipfeln viele in Schnee gehüllt waren. Außer dem Rauſchen des in der Ravine befindlichen Fluſſes war kein Laut zu hören, und außer einem oder zwei Condoren, die hoch über uns in der klaren Luft

ſchwebten, kein lebendes Weſen zu ſehen. Es war ein erhabener Anblick, und ich betrachtete die Landſchaft einige Minuten im Stillen, bis die Pfeife mir gereicht wurde und die ganze im Entſtehen begriffene poetiſche Stimmung vertrieb. Die Indianer ſchwiegen und ſahen verdrießlich aus, weil man erwartet hatte, auf der unten liegenden Ebene eine Heerde Rinder zu ſehen. Wir ritten auf das platte Land hinab und ſetzten über den Fluß; an den hohen Ufern deſſelben ſtand viel „Paja" oder Pampagras, wie auch das bambusähnliche Rohr, aus dem die araucaniſchen Indianer ihre Lanzenſchäfte machen, und eine Pflanze, welche die Chilier „Talka" nennen, und deren Stengel, der Aehnlichkeit mit dem Rhabarber hat, erfriſchend wirkt und ſaftig iſt. Am nördlichen Rande und Abhange der hinter uns liegenden Ravine erhoben ſich ſechzig Fuß hohe graziöſe Fichten, die, obgleich ich ſie wegen einer unüberſteiglichen Felſenbarrière nicht in der Nähe betrachten und genauer unterſuchen konnte, eine Art Araucaria zu ſein ſchienen: die Rinde war dachziegelförmig, und die Stämme waren, wie die von Mr. Gay abgebildeten, zwei Drittheile ihrer Höhe ohne Aeſte. Viele waren durch Erdſtürze mit herabgeführt worden und lagen hin und her geſchleudert und unter einander geworfen an den Seiten der Ravine. Nachdem wir die Waſſerſcheide überſchritten hatten, ſtieg die Temperatur fühlbar hoch, um ſieben bis zehn Grade; auch war die Vegetation weit üppiger, und die Pflanzen boten viele neue, auf der Oſtſeite unbekannte Formen dar. Als wir die Ebene hinter uns hatten und über den ſeichten Fluß hinüber waren, ließen wir bei einem Baume in einem Dickicht unſere Mäntel zurück und banden die Sattelgurte feſt; das Dickicht war mit den Gewinden einer ſchönen Schlingpflanze behangen, die eine glöckenförmige Blüthe von veilchenblauer Farbe mit braunen Strahlen hatte. Die Mannichfaltigkeit der Blumen machte dieſe liebliche Stelle zu einem Eden: ſich emporſchlingende Büſchel wohlriechender Platterbſen, Wicken und prächtiger goldgelber Blumen, die mit prachtvollen Ringelblumen Aehnlichkeit hatten, und noch manche andere Blüthe erfüllten die Luft mit Wohlgeruch und erfreuten das Auge mit ihrer Schönheit. Indem wir noch immer nach Weſten weiter zogen, kamen wir in ein Thal, wo es abwechſelnd Baumgruppen und grüne Weideplätze gab, und als wir ungefähr eine engliſche Meile geritten waren, erſpähte ich von einem, auf der einen Seite des Thales ſtehenden Rücken aus auf der andern Seite zwei Bullen, gerade vor dem dichten Walde, der an dem Hange des

Gebirges ſich hinzog. Es wurde von Einem dem Andern zugeflüſtert bis zu dem Cacique; dann wurde an einer Stelle, wo einige Büſche uns deckten, Halt gemacht und folgender Angriffsplan entworfen. Zwei Mann wurden herumgeſchickt, um zu verſuchen, ob ſie die Thiere auf eine Lichtung treiben könnten, wo es möglich war, den Lazo anzuwenden, während die Uebrigen ſich mit Lazos nach dem freien Grunde hinabbegeben ſollten, zur Jagd bereit, falls die Bullen dorthin kamen. Wir blieben noch einige Minuten ſtehen, und pflückten Erdbeeren, die an dieſer Stelle reif waren, obgleich die Pflanzen, die wir vorher getroffen hatten, erſt blühten. Nach Verlauf von fünf Minuten, die wir in der ſehnlichen Hoffnung verbrachten, daß unſer Plan gelingen werde, hörten wir von der andern Seite her einen gellenden Schrei und ſahen zu unſerer Freude einen der Bullen gerades Wegs auf die Büſche zu kommen, die uns deckten. Als wir uns eben bereit machten, hervorzubrechen, kehrte er leider am Rande der Ebene um, ſtürzte ſich wüthend auf ſeinen Verfolger und rannte dann in ein Dickicht, wo er ſich zur Wehre ſetzte. Wir umſtellten ihn ſofort; ich ſaß ab und ging zu Fuße vor, um zu verſuchen, ob ich ihn mit dem Revolver niederbringen könnte; als ich noch ſechs Schritte von ihm war, und hinter einem Buſche ruhig nach ſeiner Schuler zielte, ſchrien die Indianer, die ſich ſtark nach Rindfleiſch ſehnten und in beträchtlicher Entfernung auf ihren Pferden ſicher waren: „Näher! Näher!“ Ich trat demnach hinter dem Buſche, der mich deckte, hervor, hatte aber kaum einen Schritt vorwärts gethan, als ich mit dem Sporn an einer Wurzel hängen blieb; in demſelben Augenblicke griff „El Toro“ an. In der Wurzel verwickelt, konnte ich, während er anrückte, nicht auf die Seite ſpringen; ich feuerte ihm daher, als er noch einen Meter von mir war, in der Hoffnung, daß er umkehren werde, einen Schuß in's Geſicht und drehte mich zu gleicher Zeit herum, damit er mich nicht mit den Hörnern, wie die Matroſen ſagen, „in der Flanke“ faſſen konnte. Der Schuß hielt ihn nicht auf; ich wurde daher niedergeworfen; der Bulle galoppirte über mich hinweg, ging mit meinem Taſchentuche, das mir vom Kopfe fiel, und das er triumphirend auf den Hörnern trug, weiter und blieb einige Meter davon unter einem andern Buſche ſtehen. Nachdem ich mich aufgerafft und gefunden hatte, daß meine Arme und Beine noch in Ordnung waren, verſetzte ich ihm einen zweiten Schuß, der ihn aber, weil meine Hand unſicher war, nur in die Weiche traf. Da ich keine Patronen mehr hatte, ſo kehrte

ich zu meinem Pferde zurück und fand, daß ich bei dem Gefechte, außer einer bedeutenden Erschütterung, zwei Rippen gebrochen hatte.

Die Indianer stellten sich um mich herum und wollten gern wissen, ob ich sehr verletzt sei. Einer, der muthiger war als die Uebrigen, schwur, trotz der Warnungen des Cacique, er werde das Vieh mit dem Lazo fangen, und näherte sich daher dem in Wuth gebrachten Bullen; ein Paar Augenblicke rührte er sich nicht; als jedoch der Indianer eben im Begriff war seinen Lazo zu werfen, blieb dieser an einem Aste hängen, und ehe er ihn wieder losbrachte, war der Bulle bei ihm. Wir sahen das Pferd, als der Bulle es mit den Hörnern spießte, einige Male boshaft hintenaus schlagen; endlich aber wurde es emporgehoben, so daß es nur noch mit den Vorderbeinen auf der Erde stand, und umgeworfen, während der Reiter mit dem Kopfe zu unterst sich in einem Busche niederließ. Wir schlossen uns zusammen und lockten den Bullen nach einer andern Richtung; dann wollten wir nach der Leiche unsers Kameraden sehen; dieser kam jedoch zu unserm Erstaunen wohlbehalten aus dem Busche heraus, wo er ruhig und unverletzt gelegen hatte, obgleich das Pferd getödtet wurde. Dieser kleine Vorfall warf einen düstern Schatten auf unsere Freude und brachte uns um das Weihnachtsmahl, da wir auf Orkeke's Befehl uns an die Stelle zurückziehen mußten, wo wir unsere Mäntel gelassen hatten; wir suchten ihn zwar zu bereden, noch einen Angriff auf das Vieh zu machen, oder jedenfalls da zu bleiben, etwas Fleisch von dem todten Pferde zu genießen und unser Glück am nächsten Tage zu versuchen; aber er ließ sich durchaus nicht bewegen. Als wir daher unsere Reservepferde wieder hatten, bereiteten wir uns zur Heimkehr vor und hofften noch vor Einbruch der Nacht durch die Wälder kommen zu können. Unterwegs wurden, während wir über die oben beschriebene Ebene zogen, wilde Rinder gesehen und einem Bullen nachgesetzt; er wurde von Orkeke mit den Bolas getroffen, schüttelte sie aber ab, floh an eine Stelle, wo er gedeckt war, stellte sich, und blieb dann Sieger. Diesen Bullen würden wir bekommen haben, wenn die anderen Indianer, als Orkeke ihn mit den Bolas traf, sich nur etwas munter gezeigt hätten; sie hatten aber dadurch, daß der Angriff auf den vorigen Bullen mißlungen war, den Muth verloren. Als der Abend heranrückte, bemerkte ich auf dem Flusse eine Scharbe; diese und das Steigen der Temperatur brachten mich auf den Glauben, daß wir, wenn wir noch einige Meilen weiter nach Westen vorgedrungen wären, die Küsten des Stillen



Ein wilder Bulle in der Cordillera.

Nazionale
NAPOLI

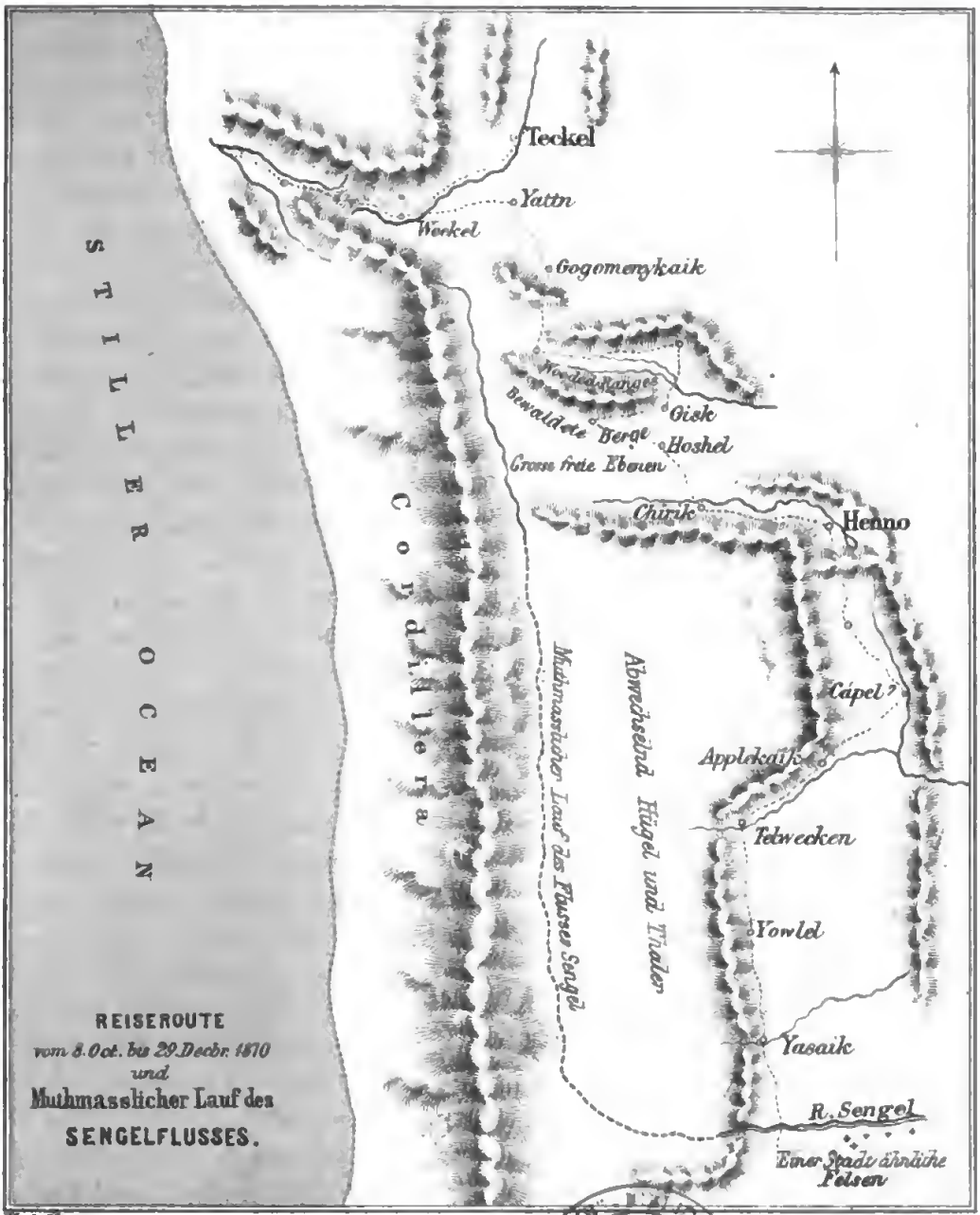
Oceans erreicht hätten. Wir setzten nach der zweiten erfolglosen Jagd unsere Rückreise fort, kamen noch, ehe es finster wurde, durch den dichten Wald und sahen, während wir nach dem östlichen Thale hinabritten, viele einzelne Kühe und Bullen. Kurz nach Eintritt der Dunkelheit lagerten wir uns für die Nacht unter dem Schutze einiger Bäume nahe an den Quellwassern des westlichen Flusses, rauchten — statt des Abendessens — eine Pfeife, wickelten uns dann in die Mäntel und lagen bald in festem Schlafe. Als es Tag war, saßen wir auf und zogen weiter und kamen gegen zwei Uhr Nachmittags mit ziemlich starkem Hunger an, da wir seit dem letzten Abend, den wir in den Toldos verbrachten, außer Erdbeeren und Talka, nebst einigen unreifen Johannisbeeren, Nichts gegessen hatten. Den Frauen war es natürlich nicht recht, daß wir kein Glück gehabt hatten; aber sie ließen weder Klagen noch Vorwürfe hören und stießen, damit wir uns wieder erholen sollten, eiligst etwas Charqui. Am nächsten Tage gingen Alle, mich und meinen Gefährten beim Sturz, der über Kopfweh klagte, ausgenommen, auf die Jagd und kehrten bei Nacht mit jungen Guanacos und einem oder zwei Straußen zurück. Einige Frauen hatten Rinder in der Nähe des Lagers gesehen, und Orkeke sagte mir, in früheren Jahren hätten sie sich auf den unterhalb unsers Lagerplatzes befindlichen Ebenen in großen Heerden aufgehalten, aber die Indianer hätten gar zu viel gejagt und sie dadurch in's Innere getrieben; er behauptete auch, er habe einmal einige Monate an dieser Stelle zugebracht und eine beträchtliche Anzahl gefangen und gezähmt. Seine genaue Kenntniß der Gegend ließ seine Behauptung glaubhaft erscheinen, und er zeigte mir auch eine Art Corral, der hergestellt worden war, um die wilden Rinder einzuschließen. Mich für meinen Theil erinnert der Name Cordillera an die schlechteste Weihnachtszeit meines Lebens; so viel Hunger habe ich an diesem Feste nie gelitten; es gab, um den „Ancient Mariner" (von Coleridge) zu parodiren, „Rinder, Rinder überall, aber keinen Bissen Fleisch". Der folgende Tag wurde in den Toldos verbracht, und einige Indianer wünschten gern, oder gaben dies wenigstens vor, noch einmal auf die Rinderjagd zu gehen. Orkeke wollte Nichts davon hören; wir marschirten daher am 28. December und folgten dabei dem Laufe des Flusses in mehr oder weniger nordöstlicher Richtung. Das Wetter war schön, und nachdem wir die Ebene verlassen hatten, ritten wir das sich windende Thal entlang und jagten dann und wann eine Heerde Guanacos oder einen

einſamen Strauß auf. Gegen Abend lagerten wir uns auf den Ufern des Fluſſes; die Frauen ſchlugen die Toldos auf und gruben dann Kartoffeln aus. An dieſem Tage ſahen wir nach Norden Rauch, der von den Jagdgeſellſchaften der anderen Indianer ausging; auch in größerer Entfernung bemerkten wir etwas Rauch; dieſer kam, wie Orkeke ſagte, von den araucaniſchen Indianern, die wir bald zu treffen hofften. — Als wir am 29. December uns eben zum Marſche vorbereiteten und, während die Frauen die Pferde luden, Einige von uns die Beeren der „Califata" oder Berberitze (Berberis buccifolia) pflückten oder Erdbeeren ſuchten, kam ein junger Menſch von einer Horde anderer Indianer, welche die ganz in der Nähe ſtehenden Toldos inne hatte, herangeritten, als wäre er als Chaſqui abgeſandt, und ſagte, ſeine Horde habe mit den Araucaniern verkehrt, und es habe unter dieſen bei einem Trinkgelag eine Rauferei gegeben, bei welcher der Cacique getödtet worden ſei. Dies wurde feſt geglaubt, und Orkeke wurde etwas verlegen, da möglicherweiſe der neue Cacique gegen die Tehuelchen nicht freundſchaftlich geſinnt ſein konnte. Wir ritten, ohne zu jagen, ruhig nach dem nächſten Lager hinab, wo die beiden fremden Toldos ſchon eingetroffen waren. Als wir uns näherten, kam Einer der Indianer uns entgegen, und während wir, nach Beobachtung des gewöhnlichen von der Etikette vorgeſchriebenen Ceremoniells (da wir den Mann noch nicht geſehen hatten), gemüthlich eine Pfeife rauchten, fragten wir ihn nach der Rauferei, die unter den Araucanos ſollte ſtattgefunden haben, und da ſtellte ſich heraus, daß der hoffnungsvolle Jüngling, der uns beſuchte, gelogen hatte. Nach einer Weile begaben wir uns zu den an einer Krümmung des Fluſſes in der Nähe einer Furth oder Uebergangsſtelle gelegenen Toldos. Wir waren jetzt in dem Lager angelangt, das in Henno, ehe die Indianer ſich zerſtreuten, als allgemeiner Sammelplatz verabredet wurde. Dieſes Thal heißt Teckel und iſt ein beliebter Ruheplatz nach der Zeit der Jagd auf die jungen Guanacos, theils um die Pferde ſich erholen zu laſſen, theils um die Felle der jungen Guanacos zu Mänteln zu verarbeiten, ehe man weiter geht, um entweder in Rio Negro oder mit den Indianern von Las Manzanas Handelsgeſchäfte zu machen. Das Lager befindet ſich gewöhnlich an der Stelle, die es jetzt einnahm, nämlich auf der Weſtſeite des Fluſſes, etwa eine engliſche Meile von einem großen kahlen Hügel, der die Ausſicht auf die Cordillera verſperrt. Auf der Oſtſeite dehnt das Thal ſich etwa drei engliſche Meilen aus, und nach Norden bleibt es vielleicht ſechs

Meilen weit offen. Das ganze Thal ist fruchtbar, aber das beste Grasland liegt am nordöstlichen Ende. Die Ufer des Flusses, an welchen keine Bäume stehen, sind an manchen Stellen hoch und bestehen unter der an der Oberfläche liegenden Erde aus verschiedenem, schichtenweise gelagerten — blauem, weißem und rothem — Thon. Auf dem Grunde des Flusses, der auffallend frei von Steinen ist, kommen häufig dicke Thonlager vor, die sich fast dem Tuffstein nähern, der sich in der Paraná und anderen mit dem Rio de la Plata zusammenfließenden Gewässern findet, und an manchen Stellen gibt es Lager von schwarzem Sand, der wahrscheinlich Gold enthält; Fische kann man in allen Wirbeln oder Lachen fangen, und die Krebse sind sehr zahlreich und für die Fische der verlockendste Köder. Aus einigem von dem schönsten Thone gelang es mir eine Tabakspfeife zu machen, indem ich sie einfach in der Hand formte und dann in der Asche brannte; aber sie hielt nicht lange. Kurz nach unserer Ankunft hatte ein kleines Kind, während es mit Bolas spielte, die aus dem Fuße und den Sehnen eines Straußes hergestellt waren, sich verletzt; in Folge dessen wurden Stuten geschlachtet, was uns sehr gelegen kam, weil wir nicht auf die Jagd zu gehen brauchten, sondern unsere Pferde ruhen lassen konnten, die jetzt einiger Ruhetage in hohem Grade bedurften; da es jedoch eine gute Rennbahn gab, so erlaubten wir uns, nur um die Pferde in Uebung zu erhalten, häufig ein Wettrennen. Nachdem wir hier ungefähr eine Woche gelegen hatten, während welcher die Frauen fleißig an der Herstellung von Mänteln arbeiteten — die im nächsten Kapitel beschrieben werden sollen — trafen die ersten Indianer ein und die Jagd fing wieder an, wurde jedoch nur ausgeübt, wenn es unbedingt nothwendig war. Einige der Neuangekommenen begaben sich nach dem Districte, wo die wilden Rinder waren, und erlegten wirklich einen Bullen; doch kam dabei — wie das vorige Mal — wieder ein Unfall vor. Der Bulle wurde mit meinem Lazo gefangen, und ich hatte daher Antheil am Fleische; was ich davon erhielt, wurde unter die Leute vertheilt, die sich in unserm Toldo befanden; es war jedoch sehr zähe und schmeckte etwas widerlich. Vielleicht konnte der Gaumen, der sich so lange an Guanaco-, Strauß- und Pferdefleisch gewöhnt hatte, an Fleisch von gröberer Art keinen Geschmack finden. Aber die Haut war unschätzbar zur Herstellung von Maneos und anderem Pferdegeschirr. Am 7. Januar kam ein Bote von Casimiro an, der mich um eine Nachricht bitten und sagen ließ, er sei ungefähr drei Märsche entfernt und

wolle einige Zeit dort bleiben, damit seine Pferde sich erholten u. s. w. Nachdem ich mich mit Orkeke und Jackechan berathen hatte, ließen wir ihm durch einen Boten zurücksagen, „da in der Umgegend von Teckel das Wild jetzt selten sei und Alle sich mehr oder weniger sehnten vorwärts zu kommen, so thäte er besser, wenn er sich beeilte und zu uns stieße, sonst würden wir unsern Marsch fortsetzen auf Las Manzanas zu.“ Diese Botschaft hatte die erwünschte Wirkung, denn am 11. Januar stellte er sich mit mehreren andern Toldos ein; nur einige waren mit Crimè, der sollte unwohl sein, zurückgeblieben.

Bei Casimiro's Ankunft quartierte ich mich um und zog, da er jetzt einen guten Toldo besaß, in seine Residenz, wie wir es bei dem Antritt der Reise verabredet hatten. Ich verließ Orkeke ungern, und der alte Mann fühlte sich sehr gekränkt; ein Revolver, den ich ihm zum Geschenk gab, beunruhigte ihn nur um so mehr; er sagte, er könne mir Nichts dagegen anbieten; als ich ihn jedoch versicherte, daß ich, wenn ich ihm ein Geschenk gäbe, nicht ein Gegengeschenk erwartete, wie es bei den Indianern üblich ist, schien er sich zu trösten. Es fand die gewöhnliche Versammlung der Häuptlinge statt, in welcher alle vorher getroffenen Vereinbarungen genehmigt wurden, und wir blieben bis zum 20. Januar in Teckel sitzen. Da ich jetzt mit der Lebensweise und den Gebräuchen der Tehuelchen schon gut bekannt geworden war und als zu ihnen gehörend betrachtet wurde — auch wirklich Ansehen und Einfluß unter ihnen gewonnen hatte — so dürfte es hier am Platze sein, einmal Halt zu machen und der Schilderung der Sitten und Gebräuche der Tsonecas, wie die Tehuelchen oder Patagonier sich selbst nennen, ein Kapitel zu widmen.


Teckel
Yattn
Werkel
Gogomenykaik
Oisk
Hoshel
Chirik
Henno
Cápel?
Applekaik
Tebrecken
Yowlel
Yasaik
R. Sengel
Einer Stadt ähnliche Felsen
STILLER OCEAN
Cordillera
Muthmasslicher Lauf des Flusses Sengel
Abwechselnd Hügel und Thäler
REISEROUTE
vom 8. Oct. bis 29. Decbr. 1810
und
Muthmasslicher Lauf des
SENGELFLUSSES.
Nach Kap. IV.

NAPOLI

Fünftes Kapitel.

Sitten und Gebräuche der Tehuelchen.

Patagoniſche Rieſen. — Ein weiter Spaziergang. — Kraft und gute Laune. — Schöner Haarwuchs. — Coquetterie der Tehuelchinnen. — Kleidung der Männer und Frauen. — Schmuckſachen und Schönheitsmittel. — Toilette und Bad. — Waffen und Geräthe. — Alte Bolas und Pfeile. — Sättel und Zäume. — Silberſchmiede. — Die Verfertigung der Mäntel. — Frauenarbeit. — Koſt und Kochkunſt. — Tabakrauchen. — Kartenſpiel. — Ballſpiel. — Ceremonien bei der Geburt. — Kindheit. — Ehe. — Leichengebräuche. — Religion. — Dämonen und Doctoren. — Hexerei und Vorzeichen. — Heilkunde. — Bevölkerung und Politik. — Etikette. — Charakter der Tehuelchen. — Natürliche Liebe. — Rath für Reiſende.

Die erſte Frage, die neugierige engliſche Freunde in Betreff der Patagonier ſtellten, bezog ſich immer auf ihre traditionelle Körpergröße. Sind ſie Rieſen oder nicht? Ob die Vorfahren der Tehuelchen — auf die allein, beiläufig geſagt, der Name Patagonier eigentlich paßt — länger waren als das jetzige Geſchlecht, iſt ungewiß; doch erzählt man in Punta Arena und Santa Cruz, daß man in Tehuelche-Gräbern rieſenhafte Gerippe gefunden habe. Bei den Tehuelchen, die ſich unter der Horde befanden, mit der ich reiſte, war die durchſchnittliche Höhe des männlichen Geſchlechts eher über als unter 5 Fuß 10 Zoll [1]). Bei dem Meſſen ließ ſich ſelbſtverſtändlich kein anderes Mittel anwenden, als die Vergleichung mit meiner eigenen Höhe; aber das eben erwähnte, damals ſogleich aufgezeichnete Ergebniß ſtimmt mit demjenigen überein, zu welchem Mr. Cunningham ſelbſtſtändig kam. Zwei Andere, die von Mr. Clarke genau ge-

[1]) Siehe den zweiten Anhang.

messen wurden, waren je 6 Fuß 4 Zoll hoch. Nachdem wir uns den nördlichen Tehuelchen angeschlossen hatten, fand ich, wenn auch die südlichen in der Regel die Längsten waren, doch keinen Grund, an dem angegebenen Durchschnitt etwas zu ändern, da kleinere Männer, die man unter ihnen traf, nicht reine Tehuelchen, sondern Mischlinge von Tehuelchen und Pampas-Indianern waren. Besonders auffallend ist bei Allen die außerordentliche Muskel-Entwickelung an den Armen und der Brust, und in der Regel sind sie am ganzen Körper gut proportionirt. Dies muß besonders erwähnt werden, da Andere behauptet haben, die Beine seien weniger entwickelt und minder kräftig als die Arme. Selbst Mr. Cunningham sagt, daß dies der Fall sei, aber ich kann ihm durchaus nicht beistimmen. Außerdem, daß sich mir häufig Gelegenheit bot, die jungen Leute genau zu betrachten, wenn sie Ball spielten, wobei sie große Kraft und Gewandtheit zeigten, oder wenn sie, was fast täglich geschah, das Bad genossen und schwammen oder untertauchten, beurtheilte ich den muskulösen Umfang ihrer Beine nach den Stiefeln, die ich anprobirte, und die mir fast in allen Fällen viel zu weit waren, obgleich andererseits die Füße häufig kleiner waren als die meinigen. Auch die Höhe ihrer Spannen ist bemerkenswerth, wovon ich nur ein einziges Beispiel anführen will. Ich hatte an einen Tehuelchen ein Paar vortreffliche hohe Stiefeln, die von den Herren Thomas gefertigt waren, gegen irgend einen nothwendigen Gegenstand vertauscht, aber der Handel ging wieder zurück, weil er einen so hoch gewölbten Spann hatte, daß er den Fuß nicht in den Stiefel brachte.

Wie die Tehuelchen laufen können, davon lernte ich besonders ein Beispiel kennen. Man wird sich erinnern, daß bei meiner Ankunft in Santa Cruz der Schooner in der Mündung des Flusses lag und auf günstigen Wind wartete. Zwei Tehuelchen, Namens Tchang und Getchkook, hatten sich eingeschifft, um nach Rio Negro zu fahren; bei der langen Verzögerung wurde jedoch ihre Geduld erschöpft; sie baten daher, man möge sie an's Land bringen, und gingen zu Fuße nach der Ansiedelung zurück — ein Strecke von mehr als vierzig englischen Meilen, die sie in ungefähr zwölf Stunden machten, ohne Etwas zu essen. Ich sah sie bei ihrer Ankunft; die Reise schien sie keineswegs angegriffen zu haben, und sie bemerkten nur, es sei „ein weiter Spaziergang" gewesen.

Auch der Nahrung können sie sich außerordentlich lange enthalten. Als die Unruhen und Kämpfe stattfanden, aßen sie selten

Etwas; auch wenn ſie als „Chaſquis" oder Boten reiſen, gehen ſie oft zwei und ſelbſt drei Tage lang, ohne Etwas zu genießen. Bei unſerm Ausflug in die Cordillera blieben wir über achtundvierzig Stunden ohne Nahrung, wilde Früchte ausgenommen. Mir that der Hunger Anfangs wehe, aber meinen Gefährten ſchien er gar nicht ſchwer zu fallen. Wie ein chiliſcher Deſerteur einmal bemerkte, konnten jene freilich gehen, ohne zu eſſen; „aber wir," ſagte er, „können es nicht — wir haben nicht ſo viel Fett." Die Kraft ihrer Arme iſt ſehr groß, und es iſt wahrhaft erſtaunlich, wie weit ſie die Strauß-Bola werfen können; ich habe Crimè und einige Andere einen Strauß damit fangen ſehen, der über ſiebenzig Meter entfernt war. Als ich mit Hinchel in der Cordillera Holz fällte, hatten ein chiliſcher Deſerteur und ich einen Baum durchgehauen und verſuchten ihn dann mit einem Lazo, den wir am Gipfel befeſtigt hatten, niederzuziehen; aber ſeine Aeſte verwickelten ſich mit einem andern Baume, und wir konnten ihn nicht rütteln. Hinchel ſah unſere Verlegenheit, kam herbei und brachte ihn mit einem gut gerichteten ſtarken Zuge von den Aeſten los und zur Erde nieder.

Auch Mr. Clarke ſagte mir, als er das Fieber gehabt und wegen des Lärmes, den die betrunkenen Indianer machten, aus dem Almacen nach dem auf der Inſel ſtehenden unteren Hauſe habe geſchafft werden müſſen, habe Wáki ſich auf's Pferd geſetzt, ihn in die Arme genommen und ſei hinabgeritten, ohne daß dem Anſchein nach die Laſt ihm beſchwerlich gefallen ſei.

Ihr Geſichtsausdruck iſt ſelbſtverſtändlich ſehr veränderlich, gewöhnlich aber ſind ſie heiter und bei guter Laune; wenn ſie jedoch in den Anſiedelungen ſind, zeigen ſie ein geſetztes und ſogar düſteres Benehmen. Wáki und Cayuke, zwei Freunde von mir, machten, wie ich mich beſonders erinnere, immer ein lächelndes Geſicht. Bei ihrem Lachen, mit dem ſie allezeit gleich bei der Hand ſind, zeigen ſie ohne Ausnahme gute Zähne, die ſie durch Kauen von „Maki", eines Gummi, das aus dem Weihrauch-Buſche ausſchwitzt und von den Frauen und Kindern ſorgfältig geſammelt wird, weiß und rein erhalten. Das Maki hat einen ziemlich angenehmen Geſchmack und iſt ein ganz vortreffliches Zahnmittel, das dem Odonto und Floriline würdig an die Seite treten kann; es wird auch blos als ſolches benutzt, nicht, wie Mr. Guinnard [1]) ſagt, deshalb gebraucht, weil ſie

[1]) Three Years' Slavery, p. 233.

ſo gefräßig ſind, daß ſie immer Etwas kauen müſſen. Ihre Augen ſind glänzend und intelligent, und die Naſen — wenn ſie auch ſelbſtverſtändlich verſchiedene Typen zeigen — ſind in der Regel Adlernaſen und wohlgeformt. Die breiten Nüſtern, die man ſich bei echten wilden Stämmen gewöhnlich vorſtellt, haben ſie nicht. Den eigenthümlichen Vorſprung über den Augenbrauen haben alle Beobachter wahrgenommen, und zurücktretende Stirnen kommen, obgleich man ſie bemerkt, nur ausnahmsweiſe vor. Die dichten Haarmaſſen und die augenſcheinliche Gefahr, die auch den eifrigſten Kraniologen von dem Verſuch, ihre Köpfe zu meſſen, abſchrecken würde, muß als genügende Entſchuldigung gelten, daß ich nicht ſagen kann, ob ſie zu den Dolichocephalen oder zu den Brachycephalen gehören; ich muß überhaupt geſtehen, daß dieſer Punkt meine Aufmerkſamkeit nicht beſonders auf ſich zog; um jedoch die Anthropologen wenigſtens theilweiſe zu beruhigen und zu tröſten, ſei bemerkt, daß ſowohl die Chilier als ich die Hüte einiger Tehuelchen, beſonders Orkeke's und Hinchel's, und dieſe dagegen die unſerigen aufſetzten, und daß dieſelben ſtets paßten. Die Hautfarbe der Männer iſt röthlich-braun, das heißt, wenn ſie von Schminke gereinigt ſind und, wie bei einem reſtaurirten alten Gemälde, die urſprüngliche Farbe wieder hergeſtellt worden iſt; Fitzroy vergleicht die Farbe mit der einer devoniſchen Kuh, aber ſie iſt nicht ganz ſo dunkel, um dieſen Vergleich zu rechtfertigen.

Die ſpärlichen Barthaare, die ſie von Natur haben, und ſelbſt die Augenbrauen werden ſorgfältig vermittelſt einer ſilbernen Haarzange ausgerupft, und ich wurde oft gedrängt, mich ebenfalls von meinem Barte zu trennen und dieſer ſchmerzlichen Operation zu unterziehen, aber ich machte natürlich Einwendungen dagegen und erfüllte das Anliegen nicht. Die Köpfe der Männer ſind mit dichten, wallend herabhängenden Maſſen langen Haares bedeckt, das ſie ſehr gut pflegen und wenigſtens täglich einmal durch ihre Weiber oder andere weibliche Verwandte ſorgfältig ausbürſten laſſen. Graues Haar ſchienen ſehr Wenige zu haben, doch gab es einige Ausnahmen; das Haar eines ſehr alten Mannes zum Beiſpiel war ſchneeweiß und bildete deshalb mit ſeinem lohfarbenen Geſichte einen ſeltſamen Contraſt.

Die Frauen haben, ſoweit ich urtheilen konnte, eine durchſchnittliche Höhe von ungefähr 5 Fuß 6 Zoll. Sie haben ſehr kräftige Arme, gehen aber ſelten weiter, als nöthig iſt, um den Bedarf an

Holz und Waſſer zu holen; ihre Reiſen werden alle zu Pferde gemacht. Ihr Haar, das keine große Länge hat, ja kaum ſo lang wie das der Männer und ſehr grob iſt, wird in zwei geflochtenen Zöpfen getragen, die an Galatagen auf künſtliche Weiſe verlängert werden, wahrſcheinlich mit Pferdehaar, das mit blauen Glasperlen verwebt iſt, während man die Enden mit ſilbernen Gehängen ſchmückt. Dieſe Sitte beſchränkt ſich jedoch, wie ich glaube, auf die unverheiratheten Damen.

Da ich langes Haar liebe, ſo gefiel mir, als ich mich den Indianern eben erſt anſchloß, Tchang's Tochter ſehr wegen ihres ſchönen Haarwuchſes; ſie trug zwei gewaltig lange, ſchön geſchmückte Zöpfe, von denen ich natürlich glaubte, ſie wären von ihrem eigenen Haar. Als ich ihr aber am folgenden Morgen zufällig begegnete, während ſie mit Waſſer nach dem Toldo zurückging, ſah ich, daß ich mich ſehr getäuſcht hatte; ſie hatte ihr falſches Haar abgenommen, und ihre natürlichen Locken waren nichts weniger als lang. Die jungen Frauen ſehen oft ſehr gut aus; ſie haben, wenn ſie nicht durch Schminke entſtellt ſind, geſunde rothe Wangen. In ihrem Benehmen ſind ſie beſcheiden, doch ſind ſie ſehr coquett, und die Liebelei verſtehen ſie ſo gut, als hätten ſie dieſelbe in der civiliſirteren Geſellſchaft gelernt. Die ſchöne Wittwe, die den Engländer beinahe geangelt hätte, konnte in Nothfällen ebenſo zierlich um Hülfe rufen, wie eine junge Dame, wenn ſie ſich ſtellt, als könne ſie nicht über eine Zaunſteige kommen. So hörte ich zum Beiſpiel, als ich auf Orkeke's Bitte durch einen Fluß — der in der Mitte tiefer wurde, einen ſchlammigen Grund und ein ſchroffes Ufer hatte, auf dem wir landen mußten — voranritt, in kläglichem Tone rufen: „Muſter, helfen Sie mir! mein Pferd iſt zu klein.“ Witterungseinflüſſe, Strapazen und Arbeit machen ſie nicht ſo früh alt, als man erwarten könnte; ſind ſie aber einmal alt, ſo werden ſie zum Entſetzen häßlich, und die greulichſten Hexen, die ein Doré ſich denken konnte, würden von einem Kleeblatt alter Tehuelchinnen noch übertroffen werden.

Die Kleidung der Männer beſteht aus einer Chiripa, das heißt, aus einem Unterkleide um die Lenden herum; ſie wird aus einem Poncho, einem Stück Tuch oder auch aus einem Guanaco-Mantel gemacht; der Stoff mag aber ſein, welcher er will, dieſes Kleidungsſtück iſt unerläßlich nothwendig und wird mit ängſtlicher Gewiſſenhaftigkeit getragen, denn ſie halten viel auf Anſtand. Alle anderen Kleidungsſtücke vertritt der weite und warme Fellmantel, der, mit

dem Pelz nach innen und der bemalten Seite nach außen getragen, den Träger bei dem naſſeſten Wetter eine beträchtliche Zeit lang trocken erhält. Bei der Jagd wird er oft nicht umgenommen; wird er aber beim Reiten getragen, ſo wird er mit einem Gürtel von Haut oder Leder, wenn man dieſes bekommen kann, an der Taille befeſtigt. Im Lager wird der Gürtel nicht benutzt und das Kleidungsſtück locker getragen, etwas ähnlich wie die herkömmliche Meuchelmörderfigur der Bühne den Mantel trägt. Wenn ſie am Heerde ſitzen, und ſelbſt wenn ſie umherſpazieren, wird der mit Pelz gefütterte Theil des Mantels in der Regel über den Mund heraufgehalten — denn die Tehuelchen behaupten, der kalte Wind mache das Zahnfleiſch wund; dieſe Gewohnheit trägt mit dazu bei, daß ihre durch die Kehle geſprochene, zu allen Zeiten etwas unverſtändliche Sprache für den Anfänger noch ſchwerer zu verſtehen iſt.

Ihre Potro- oder Wickelſtiefeln (Abbildung 5) werden aus der Haut der Kniekehle des Pferdes und gelegentlich auch aus der Haut des Beines eines großen Puma gemacht. Die Haut wird bis an das Knie heraufgezogen und um den Fuß herum befeſtigt; ſo wird ſie einen oder zwei Tage getragen, bis der Stiefel die Geſtalt des Fußes angenommen hat; dann wird das Leder an den Zehen abgeſchnitten und zuſammengenäht, damit der Stiefel paßt. Iſt die Sohle durchgelaufen, oder iſt ſehr naſſes oder Schnee-Wetter, ſo werden außerdem noch Ueberſchuhe von Haut getragen, und die Fußtapfen, die dadurch entſtehen, ſind allerdings groß genug, um auf den Gedanken zu führen, daß ſie von Rieſenfüßen ſtammen, und erklären es zum Theil, daß die ſpaniſchen Entdecker dieſen Indianern den Namen „Patagon" oder Großfüße gaben. Im Lager werden die Stiefeln aus ökonomiſchen Gründen ſelten angezogen, obgleich beim Aufſtehen, ſobald es Tag iſt, barfuß in das gefrorene Gras zu treten ſelbſt für einen Tehuelchen unangenehm iſt. Würden aber die Stiefeln zum Gehen benutzt, ſo würde das dazu verwendete Material ſich bald abtragen. Beim Reiten werden ſie entweder mit buntfarbigen gewebten Bändern oder, was für Häuptlinge unerläßlich iſt, mit Riemen von Haut befeſtigt, die maſſive ſilberne Schnallen haben.

Die gewöhnliche Kopfbedeckung der Männer iſt zwar blos ein farbiges Band, um das Haar zuſammenzuhalten, doch werden zuweilen, beſonders bei feierlichen Gelegenheiten, auch Hüte getragen, wenn man ſie ſich verſchaffen kann. Der alte Orkeke trug häufig

einen breitrandigen Filzhut, den, wenn er von der Jagd zurückkehrte, ſeine aufmerkſame Gemahlin ſorgfältig aufhob.

Die Kleidung der Frauen beſteht aus einem ähnlichen Mantel, wie die Männer ihn tragen, nur wird er vorn am Halſe mit einer großen ſilbernen Nadel, die eine breite Scheibe hat (einer Art Broche), oder auch mit einem Nagel oder Dorn zuſammengeſteckt, je nachdem die Trägerin reich oder arm iſt; unter dem Mantel befindet ſich ein weites ſackartiges Kleidungſtück von Calico oder anderem Stoffe, das von den Schultern bis zu den Knöcheln reicht. Auf der Reiſe wird der Mantel an der Taille durch einen breiten, mit blauen Glasperlen und ſilbernen oder meſſingenen Buckeln geſchmückten Gürtel zuſammengehalten. Die Stiefeln, welche die Frauen tragen, ſind den oben beſchriebenen ähnlich, nur wird bei Herſtellung derſelben das Haar an der Haut gelaſſen, während es bei den Männerſtiefeln ſorgfältig entfernt wird.

Die Kinder werden ebenfalls in kleine Mäntel gekleidet, häufiger aber läßt man ſie bis zum Alter von ſechs oder acht Jahren nackt umherſpringen; ihre Stiefelchen werden aus dem, in der Hand weich gemachten, Felle von den Vorderbeinen des Guanaco verfertigt. Die kleinen Kinder ſträubten ſich in der Regel ſtark und wirkſam dagegen, dieſes Kleidungsſtück zu tragen, und ſprangen, die Witterung mochte noch ſo ſtreng ſein, lieber barfuß umher. Die Wiegen für die ganz kleinen Kinder werden aus Streifen von Holzflechtwerk, die man mit Hautriemen durchflicht, hergeſtellt, mit einer Decke verſehen, um Sonne und Regen abzuhalten, und der Geſtalt nach ſo eingerichtet, daß ſie während des Marſches auf dem Sattelzeuge der Mutter ſtehen können. Sind die Eltern reich, ſo werden ſie mit Glöckchen, mit Meſſing- oder ſogar mit Silberplatten geſchmückt.

Die Frauen lieben den Schmuck ſehr; ſie tragen gewaltig große Ohrgehänge von viereckiger Geſtalt, die an kleinen, durch das Ohrläppchen gehenden Ringen hängen, und Halsbänder von ſilbernen oder blauen Perlen. Auch die Männer tragen dieſe Halsbänder und ſchmücken ihre Gürtel, Pfeifen, Meſſer, Scheiden und ihr Pferdegeſchirr mit Silber. Wer die Mittel hat, erlaubt ſich auch ſilberne Sporen und Steigbügel. Ihre meiſten Schmuckſachen, die Glasperlen ausgenommen, werden im Lande verfertigt, und zwar aus Dollarſtücken geſchmiedet, die ſie in den Anſiedelungen beim Handel bekommen.

Beide Geſchlechter beſchmieren ſich das Geſicht und gelegentlich

auch den Leib mit Schminke. Als Grund dafür, daß ſie dieſes Schönheitsmittel gebrauchen, geben die Indianer an, es ſchütze gegen die Wirkung der Winde, und ich habe durch eigene Erfahrung gefunden, daß es ein vollkommenes Vorbeugungsmittel gegen Excoriation oder Aufſpringen der Haut iſt. Ebenſo wirkſam erwies es ſich gegen die Sonne, die in Henno ſo brannte, daß mein Geſicht ſich vollſtändig abſchälte, bis ich mich wieder bemalte — was ich eingeſtellt hatte, weil ich den neuen Ankömmlingen nicht als ein edler Wilder erſcheinen wollte. Die Schminke für das Geſicht beſteht aus einem Gemiſch entweder von rothem Ocker oder von ſchwarzer Erde mit Fett, das man aus den Markknochen des auf der Jagd erlegten Wildes gewinnt. Dieſe Knochen werden von den Frauen alle ſorgfältig geſammelt und, wenn eine günſtige Gelegenheit ſich bietet, zerſtoßen und in den großen Töpfen gekocht; Fett und Gallerte werden ſorgſam abgeſchöpft und aufbewahrt. Bei feierlichen Gelegenheiten, wie zum Beiſpiel bei einem Geburtstagsſchmauſe, und zum Tanze ſchmücken ſich die Männer auch noch mit weißer Farbe oder gepulvertem Gyps, den ſie anfeuchten und auf die Hände ſchmieren, mit welchen ſie dann weiße Abdrücke der fünf Finger auf Bruſt, Arme und Beine machen.

Die gewöhnliche Morgentoilette iſt einfach. Nach einem im Fluſſe genommenen Bade, das, ſelbſtverſtändlich wenn nicht die Umſtände es verhindern, immer das Erſte iſt, was beide Geſchlechter, jedoch gewiſſenhaft von einander getrennt und in der Regel vor Tage, thun, wird den Männern von ihren Weibern, Töchtern oder Geliebten das Haar gemacht; dabei tragen dieſe die größte Sorge, alle Haare, die etwa bei dem Bürſten ausgehen, zu verbrennen; denn ſie glauben ſteif und feſt, daß, wenn bösgeſinnte Menſchen ein Haar von ihnen bekommen, ſie mit demſelben Zauberei treiben können. Aus demſelben Grunde werden, wenn ſie ſich die Nägel abſchneiden, die Schnitzel ſorgfältig den Flammen übergeben. Nachdem das Haar gebürſtet iſt, was vermittelſt einer rohgeformten Bürſte geſchieht, ſchmücken die Frauen das Geſicht der Männer mit Farbe. Bei Trauer verwenden ſie ſchwarze Farbe, und geht es zum Kampfe, ſo bringen ſie zuweilen unter den Augen ein wenig weiße Farbe an, die, weil ſie von der übrigen auffallend abſticht, dem Geſichte einen wilden Ausdruck verleihen hilft. Die Frauen bemalen die Geſichter ſich gegenſeitig, oder wenn ſie, was zuweilen vorkommt, ein Stück Spiegel beſitzen, ſo bemalen ſie ſich auch ſelbſt.

Beide Geschlechter tätowiren sich am Vorderarme, indem sie mit einer Ahle sich Stiche in die Haut machen und mit einem Stück trockenen Glases ein Gemisch von blauer Erde hineinbringen; die gewöhnlichen Muster bestehen aus einer Reihe Parallellinien und zuweilen einem einzelnen oder auch einem doppelten Dreieck, wo das obere auf der Spitze des untern steht. Ich ließ mir selbst von einer Schönen, die mich unterjocht hatte, eine einzige Linie tätowiren und gestehe, daß es etwas schmerzhaft war.

Die Indianer halten viel auf Reinlichkeit des Körpers, und waschen sich nicht blos des Morgens, sondern baden sich auch außerdem, wenn sie in der Nähe eines Flusses lagern, wo sie dann Stunden lang schwimmen und tauchen. Auch auf die Reinlichkeit ihrer Toldos und Utensilien sind sie mit ängstlicher Sorgfalt bedacht, und können sie Seife bekommen, so waschen sie Alles auf, was sie nur irgend haben. Ungeachtet dieser Vorsichtsmaßregeln werden sie sehr viel von Ungeziefer geplagt, das in der Wolle ihrer Mäntel sich fest einnistet. Dies läßt sich vielleicht ihrer Lebensweise, und zwar ihrer Nahrung sowohl als den Stoffen zuschreiben, die sie zu ihrer Kleidung verwenden, und jeder Reisende, der sich bei den Indianern eine Zeit lang aufhalten will, muß dieser Strafe sich unterwerfen, an die er sich jedoch (ich spreche aus Erfahrung) bald gewöhnt.

Ihre Jagdmethode und die Art, das auf der Jagd erlangte Fleisch zu kochen, ist in einem frühern Kapitel ausführlich beschrieben worden. Unter den auf der beigegebenen Illustration dargestellten Gegenständen findet man (Abbildung 9. und 10.) die hauptsächlich bei der Verfolgung des Wildes angewandten Jagdwaffen, nämlich die mit zwei Kugeln versehenen, „Chumè" genannten Bolas zum Straußfang und die mit drei Kugeln versehenen, „Yachiko" genannten Bolas zur Guanacojagd, die jenen ähnlich sind, welche die Gauchos in den argentinischen Provinzen benutzen. Die Kugeln sind gewöhnlich von Stein, zuweilen werden aber auch Kugeln von Weißmetall oder Kupfer angewandt, die man sich in den Ansiedelungen verschafft; sie brauchen nicht überzogen zu werden und kommen seit einigen Jahren immer mehr in die Mode; auch Kugeln von Eisen oder Eisenerz, das die Tehuelchen selbst gewinnen und in die erforderliche Gestalt schmieden, sind gemein; diese werden zu der runden Schlagkugel oder den Schlagkugeln, wenn deren zwei sind, benutzt; die eiförmige Handkugel aber, die man in der Hand hält, und die nothwendigerweise wenigstens um ein Drittel leichter als die

andere ſein muß, wird in der Regel aus der weichen Punktlava gemacht, die in ſo vielen Diſtricten in großer Menge vorhanden iſt. Die zähe, leichte Schnur, an der man die Kugel um den Kopf herum ſchwingt, wird, wie ſchon früher beſchrieben wurde, in der Regel aus Strauß- oder Guanaco-Sehnen hergeſtellt, die vierfach geflochten werden; ihre Länge ſoll zwiſchen ſieben und acht Fuß ſein. Will man ein Stück Wild fangen, ſo thut man immer am beſten, wenn man die Bolas wirft, während man genau in gerader Linie mit ihm galoppirt, da man den Guanacos und Straußen ſtets nach dem Halſe zielt; dem Vierfüßler die Hinterbeine zu verwickeln, iſt unnütz; doch werden Rindern und Pferden die Bolas ſtets um die Hinterbeine herumgeworfen. Ein Wurf nach einem Vogel oder Vierfüßler, der Seitenſprünge macht oder querüber rennt, geht faſt ſicher fehl; ſelbſtverſtändlich kommen Fehlwürfe häufig vor, denn die Entfernung, auf die zu Pferde im vollen Galopp geworfen wird, beträgt oft ſiebenzig Meter, und die Kugeln ſchwirren mit ihrem eigenthümlichen Tone durch die Luft, um vielleicht nur in einen verworrenen Buſch zu fallen. Dann wird der Vortheil, den das hellglänzende Material gewährt, einleuchtend, denn der Reiter hält nicht an, ſondern galoppirt weiter, wirft wieder mit anderen Bolas und kehrt erſt ſpäter zurück, um die niedergefallenen Waffen aufzuleſen, die auf der mit Kieſel beſtreuten, mit Gras bewachſenen oder mit Geſtrüpp bedeckten Oberfläche oft ſehr ſchwer zu finden ſind. Ich warf in der Regel, um die Stelle zu bezeichnen, ein Taſchentuch oder ſonſt Etwas hin, was man leicht ſah; aber die Metallbolas werden, weil man ſie leicht ſieht, ſo ſehr vorgezogen, daß ein Paar ein Pferd werth ſind. Außer den Bolas wird bei der Jagd auf Rinder und Pferde und zuweilen auch für die Pumas ein Lazo benutzt; doch iſt die gewöhnliche Methode, die letzteren zu erlegen, die, daß man ſie erſt durch einen Schlag auf den Kopf betäubt. Die Kriegswaffen der Tehuelchen beſtehen in Flinte oder Revolver, Degen oder Dolch, einer langen ſchweren Lanze, die von den Indianern nur benutzt wird, wenn ſie vom Pferde abgeſtiegen ſind, und ganz anders iſt als die leichte Lanze der Araucaniſchen und Pampa-Reiter, und in der einzelnen Kugel oder **Bola perdida**, ſo genannt, weil ſie, wenn ſie einmal geworfen iſt, nicht wieder aufgehoben wird. Die letzterwähnte Waffe iſt ſchnell hergeſtellt; man nimmt einen Stein mit ſcharfer Spitze, überzieht ihn mit Haut, die Spitze ausgenommen, die man ohne Ueberzug läßt, und befeſtigt daran eine Schnur von roher Haut, die ungefähr einen

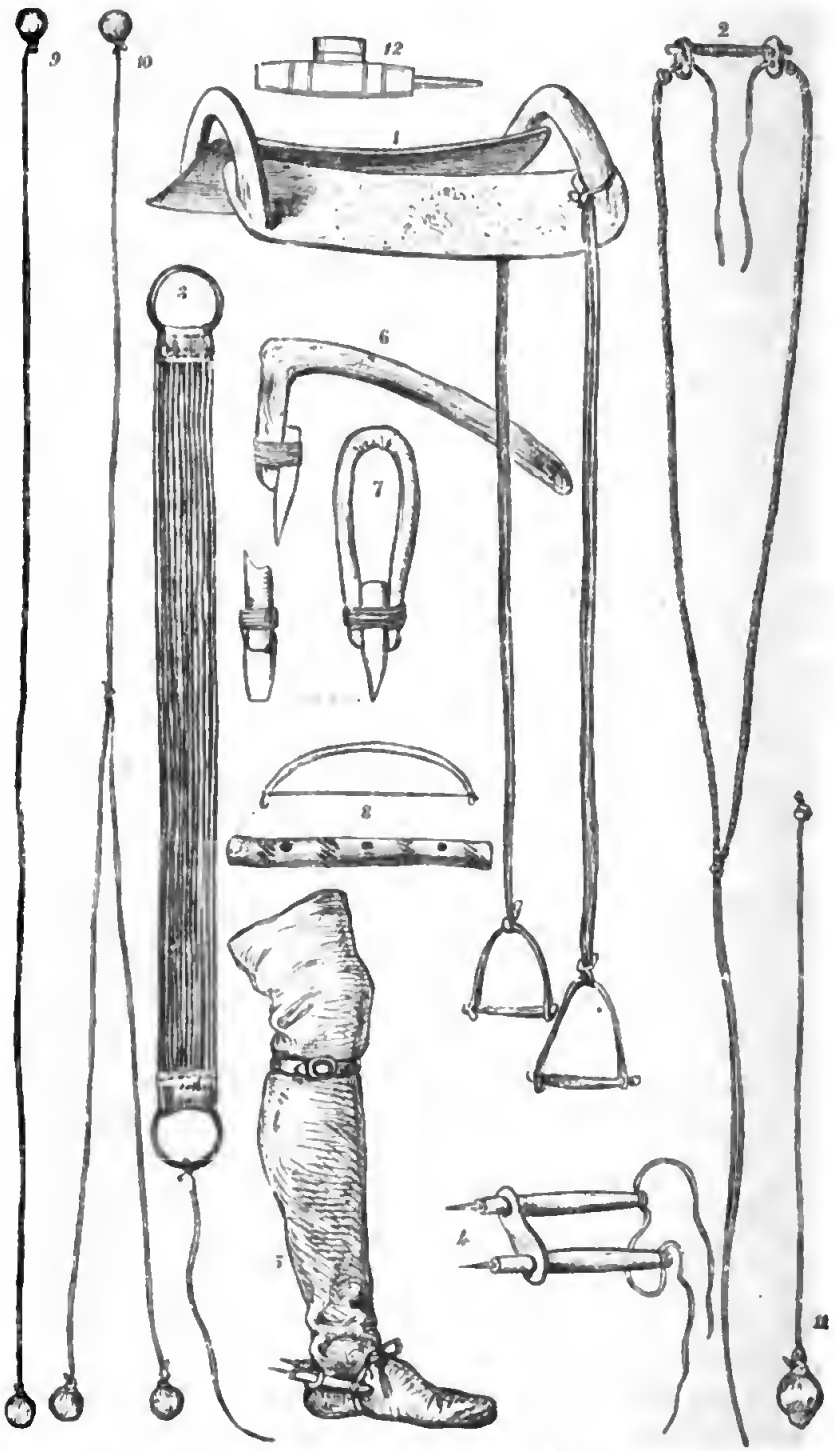
Meter lang iſt, und an deren Ende man einen Knoten macht, damit ſie, während man ſie herumſchwingt, ehe man ſie nach dem Feinde wirft, nicht aus der Hand ſchlüpft. Vor der Einführung der Schießgewehre war die Bola perdida die urſprüngliche Waffe der Tehuelchen und iſt in ihren Händen ſelbſt heutiges Tages noch ein höchſt gefährliches Wurfgeſchoß. (S. Abbildung 11.)

Pigafetta, der Geſchichtsſchreiber der Reiſe Magalhães', ſagt zwar, die Vorfahren dieſer Indianer hätten Bogen und Pfeile gehabt, aber ich möchte faſt glauben, daß dies ſich entweder auf einen Stamm Fuegier oder auf eine Horde Pampas, die im Thale des Rio Negro lebten, bezogen haben müſſe. Gewiß iſt, daß man ſüdlich vom Rio Negro keine alten Pfeilſpitzen von Feuerſtein antrifft, während ſie an dem genannten Fluſſe in großer Menge vorkommen, auch daß es näher als auf der Cordillera nur wenig, wenn überhaupt, Holz gibt, das zu Bogen paßt, während man mit Grund annehmen kann, daß vor der Einführung der Pferde die Wanderungen der Indianer ſich auf einen kleinern Flächenraum beſchränkten; außerdem ſieht man, obgleich man im Innern des eigentlichen Patagoniens keine Pfeilſpitzen findet, doch nicht ſelten alte Bolas. Dieſe werden von den Indianern hoch geſchätzt und unterſcheiden ſich von den jetzt gebräuchlichen dadurch, daß ſie eingeſchnittene Rinnen haben, die rings um ſie herum gehen, und daß ſie größer und ſchwerer ſind. Die ſchützende Rüſtung iſt durch die Einführung und Verbreitung der Feuerwaffen faſt außer Gebrauch gekommen; aber Kettenpanzer und dicht mit ſilbernen Buckeln beſetzte Ueberröcke von Häuten beſitzen und gebrauchen die Indianer — wie ſchon früher mitgetheilte Beiſpiele zeigen — noch immer, und ehe die Krieger in die Schlacht gehen, werden ſie oft wie Schlagballſpieler ausgepolſtert, und mit Corconillas oder Satteldecken und Ponchos wird eine Hülle gebildet, deren Faltenlagen einen Schwerthieb oder Lanzenſtich abwenden.

Während unſers langen Aufenthaltes in Teckel wurde, um die Pferde ruhen zu laſſen, die Jagd ſo viel als möglich vermieden; die Männer beſchäftigten ſich daher mit indianiſchen Künſten und Arbeiten, und der Leſer dürfte es vielleicht intereſſant finden, wenn wir Etwas darüber mittheilen.

Da das Pferd die Hauptſtütze des Indianers iſt, ſo wollen wir mit dem Reitzeug anfangen. (S. die Abbildungen 1, 2, 3, 4.)

Die Sättel werden auf folgende Weiſe hergeſtellt. Ein Stück Holz wird in zwei Stücke geſpalten, und dieſe werden vermittelſt



1. Sattel. 2. Zaum. 3. Sattelgurt. 4. Sporen. 5. Stiefel. 6. Beil. 7. Scharre. 8. Muſikaliſches Inſtrument. 9. Strauß-Bola. 10. Guanaco-Bola. 11. Bola perdida. 12. Tabakspfeife.

eines kleinen Handbeiles so lange behauen, bis sie die erforderliche Größe und Dicke haben, um die Seitenbretter oder Klappen zu bilden, die der Gestalt des Pferderückens geschickt angepaßt sind; in die beiden Bretter werden an jedem Ende Löcher gebohrt und die Sattelbäume, die, wie die Kniee zum Bootbau, aus winkeligen Baumästen gewählt und auf die erforderliche Größe gebracht werden, fest mit Haut angebunden. Darüber wird ihres wolligen Ueberzugs entkleidete und genau zu der richtigen Gestalt geschnittene frische Guanacohaut genäht, die, wenn sie trocknet, das Ganze fest verbinden und zusammenhalten soll. Casimiro war der geschickteste Arbeiter der Horde; er machte mir einen Sattel, den ich, geglättet oder mit Haut überzogen, ungefähr fünf Wochen lang benutzte, ohne den Rücken des Pferdes wund zu reiten. Unter den Sattel wird ein dicker Mandil oder Poncho gelegt und über den Sattel eine Corconilla oder Schabracke von Puma- oder Guanacojährlingsfell oder, was, wenn es zu bekommen ist, stets vorgezogen wird, ein schwarzes Schaffell gebreitet. Die Araucanier weben Corconillas von außerordentlich schöner Arbeit und prachtvoller blauer Farbe, die in den Ansiedelungen für einen Preis verkauft werden, der für das Stück so viel wie fünf Pfund Sterling (oder 33⅓ Thaler) beträgt. Die Sattelgurte werden aus dreizehn oder vierzehn Bändern gedrehter Haut vom Halse des Guanaco gemacht und mit zwei Ringen versehen, die mit einem Lederriemen zusammengebunden werden. Die Steigbügel hängen an Hautstreifen von den in die vordersten Sattelbäume gebohrten Löchern herab. Sie werden in der Regel von einem Stück harten Holzes gemacht, das fest in einen Riemen von roher Haut gesteckt wird, oder auch zuweilen von dreieckig gebogenem Holze. Feine Herren prunken natürlich mit silbernen Steigbügeln, aber sie werden oft gar nicht benutzt. Wenn der Jagdkreis geschlossen wird, wird auch der Sattel abgenommen und die Pferde werden dann ungesattelt geritten; soll aber das Fleisch nach den Toldos zurückgeschafft werden, so wird er wieder aufgelegt. Zuweilen kommt es vor, daß ein Indianer seinen Sattel verspielt; dann muß er nothgedrungen ohne Sattel reiten; das scheint sie aber nie zu incommodiren. Die Zäume werden entweder aus geflochtener oder aus gedrehter Haut gemacht. Die gebräuchlichen Gebisse sind verschieden; das gewöhnlichere jedoch ist eine einfache Stange entweder von Holz oder von Eisen, an deren beiden Enden zwei Klappen von starker, fester Haut stecken; von diesen aus gehen zwei Riemen unter der

Kinnlade des Pferdes hin, die eine wirkſame Kinnkette bilden; auch die Zügel werden an den Hautklappen befeſtigt. Die Stange wird oft weggelaſſen und dem Pferde ein einfacher Riemen in's Maul gelegt und durch das Stück Haut gezogen, das an den Zaum befeſtigt und unter der Kinnlade zuſammengebunden wird. Ich benutzte dieſes einfache Gebiß auf der ganzen Reiſe und hatte nie Grund, etwas daran auszuſetzen. Die Sporen werden von zwei Stückchen harten Holzes gefertigt, in deren Enden man Nägel mit ſcharfgefeilter Spitze ſteckt; an die Stelle der eiſernen Nägel verſuchte ich einmal lange ſpitzige Knochenſtifte zu ſetzen; aber ſie mußten fortwährend geſchärft werden und zerbrachen ſchnell. Die Sporen werden mit Riemen an die Füße befeſtigt. Kopfgeſtelle zum Bändigen der Pferde werden entweder von platter oder von geflochtener Haut gemacht und ſind unten mit einem Ringe für den Maneador verſehen.

Lazos werden von gedrehter oder von geflochtener Haut hergeſtellt, ähnlich wie die bei den Gauchos gebräuchlichen. Die einzigen anderen erwähnenswerthen Gegenſtände, die noch zum Pferdegeſchirr gehören, ſind die „Manèos", von den Indianern „Caligi" genannt, Riemen, die man den Pferden an die Beine legt, damit ſie ſtehen lernen, wenn der Reiter abgeſeſſen iſt; aber die Pferde lernen bald warten, bis der Reiter wiederkommt. Als ich nach meiner Rückkehr einmal die Jagd ſchilderte, fragte ein Freund, der jagt, begierig: „Aber wer hielt denn Ihr Pferd?" Die gut zugerittenen Jagdpferde der Tehuelchen halten ſich ſelbſt, und iſt man ſo unglücklich, ein nicht gehörig zugerittenes Roß zu reiten, ſo nützt es Nichts, wenn ein Knabe oder Mann dieſen Dienſt leiſten will. Unſere Bereiter könnten von den „Wilden" noch viel lernen.

Ein anderer allgemeiner Gewerbezweig iſt die Verfertigung von Pfeifenköpfen, die, wie man an der Abbildung (12) ſieht, eine eigenthümliche Geſtalt haben. Sie werden entweder von Holz oder von Stein gemacht, mit einem ſilbernen oder metallenen Rohr verſehen und häufig mit Silber verziert. Sie von Tabaksſaft frei zu halten, gibt man ſich die größte Mühe, indem man ſie fortwährend mit einer Straußfeder reinigt.

Zuweilen werden flache hölzerne Schüſſeln gemacht, um Fleiſch oder Fett hineinzuthun; auch Löffel von Holz oder Horn habe ich verfertigen ſehen, aber dieſe Gegenſtände ſind ſelten. In Caſimiro's Toldo war ein Löffel von Horn zu finden; er hatte einige Aehnlichkeit mit einem Schuhanzieher.

Unter den Männern gibt es viele geschickte Silberarbeiter. Die Arbeiten werden aus Dollars gemacht, die sie in den Ansiedelungen bekommen, und die sie heiß schlagen, bis sie so streckbar werden, daß man sie in die erforderlichen Gestalten ausschmieden und zu Schnallen, Stiefelbändern, Platten, Perlen oder Buckeln zur Verzierung der Gürtel oder Rüstung verarbeiten kann. Die letztgenannten „Näpfchen" oder Buckeln werden in der Regel in einer angemessenen Höhlung ausgemodelt, die in einen Stein gearbeitet ist; dann werden sie an den Rändern mit einem Pfriemen durchstochen und mit Sehne an die Häute angenäht. Die Amboße und Hämmer zur Bearbeitung des Silbers sind in der Regel von Stein; Feuersteine jedoch werden von den Männer nur zum Feuermachen benutzt.

Auch sehr geschickte Eisenarbeiter sind die Tehuelchen; sie verfertigen aus jedem Stück Metall, das sie durch Diebstahl, Handel in den Colonien oder von Wracken an der Küste sich verschaffen, ein Messer oder selbst ein Beil. Ein Messer, das ich in der spätern Zeit meiner Reise häufig benutzte, hatte Hinchel mir aus dem einen Blatte einer alten Scheere geschmiedet.

Ihre Werkzeuge zur Bearbeitung von Silber, Eisen, Holz u. s. w. bestehen in Feilen, die unter dem bezeichnenden Namen „Khikerikikh" bekannt sind, oder auch vielleicht in einer Raspel, einer gelegentlich erhaltenen Säge, einer Axt, dem unvermeidlichen kleinen Beile (Abbildung 6.), einer Scheere oder einem alten Meißel. Viele derselben haben sie von gescheiterten Schiffen an der Küste, andere durch Tauschhandel in den Ansiedelungen bekommen.

Die wichtigste Beschäftigung der Frauen im Lager war die Verfertigung der Fellmäntel, die eine ausführliche Beschreibung verdient.

Die Felle werden zuerst in der Sonne getrocknet, wobei man sie mit Dornen des Algarrobabaumes fest niedersteckt. Wenn sie trocken sind, werden sie in die Höhe genommen und mit Stücken Feuerstein, Achat, Obsidian, oder zuweilen auch Glas geschabt, die in einen von Natur gebogenen Ast befestigt sind, so daß derselbe einen Griff bildet. (Abbildung 7.) Dann werden sie mit Fett und zu Brei gekneteter Leber eingeschmiert, hierauf in der Hand weich gemacht, bis sie ganz biegsam sind, und dann auf die Erde gelegt und mit einem kleinen, sehr scharfen Messer in Stücke zerschnitten, die, damit die Naht fest wird, schwalbenschwanzartig sind, so daß eins in das andere paßt; diese Stücke werden nebst einer entsprechenden Quantität Nähnadeln

und Zwirn unter vier oder sechs Frauen vertheilt. Die Nähnadeln bestehen in Pfriemen, die man aus scharf gespitzten Nägeln macht, und der Zwirn in getrockneten Sehnen von dem Rücken des erwachsenen Guanaco. Ein ganzer Mantel wird nie auf einmal zusammengenäht, sondern wenn die eine Hälfte fertig ist, wird sie ausgespannt, mit Pflöcken festgesteckt und auf folgende Weise gefärbt. Die Oberfläche wird ein wenig angefeuchtet, und jede Frau nimmt, wenn der Grund roth sein soll, einen Kuchen oder ein Stück rothen Ocker und trägt, während sie den Ocker immer feucht erhält, die Farbe mit großer Sorgfalt auf. Wenn der Grund fertig ist, wird das aus kleinen schwarzen Flecken und blauen und gelben Linien bestehende Muster mit der größten Genauigkeit gemalt, wobei die Frauen den ganzen Tag mit dem anhaltendsten Fleiße arbeiten. Ist das Färben vollendet, so läßt man diese Mantelhälfte eine Nacht trocknen und macht die andere Hälfte und die Flügel, die anstatt der Aermel dienen, vollständig fertig. Hierauf werden die sämmtlichen Theile zusammengefügt, und wenn der ganze Mantel fertig ist, bietet er an der Oberfläche einen ununterbrochenen Pelz dar. Das beliebteste Muster (wenn der Träger des Mantels nicht Trauer hat) ist ein rother Grund mit kleinen schwarzen Kreuzen und blauen und gelben Längslinien als Rändern, oder mit einem Zickzack von Weiß, Blau und Roth. Es ist erstaunlich, mit welch' unermüdlicher Thätigkeit die Frauen arbeiten und mit welcher Schnelligkeit sie nähen. Ist ein Mann verheirathet, so verfertigen selbstverständlich sein Weib oder seine Weiber ihm die Mäntel; ihre Freundinnen helfen ihnen, und sie helfen denselben ihrerseits wieder; ist er aber Junggesell, wie es unglücklicherweise bei mir der Fall war, so gibt er seine Felle einer schönen Dame, die, wie andere ehrenwerthe Leute es auch thun — auf Nutzantheil arbeitet, und der Jäger kommt bei dem Handel in der Regel schlecht weg; ich wenigstens habe diese Erfahrung gemacht, indem ich aus dreißig bis vierzig Fellen nur einen Mantel bekam, der ungefähr den dritten Theil davon enthielt. Außer den Guanacomänteln, die am meisten getragen werden, macht man auch Mäntel aus den Fellen der Füchse, Pumas, wilden Katzen, Meerschweinchen und Skunke. Die Pelze des Skunkes und der wilden Katze sind die werthvollsten, aber sie werden, wie die übrigen, in der Regel nur zum Tauschhandel bestimmt.

Außer dem Mäntelmachen weben die Frauen die oben erwähnten Kopfbänder aus Garn von aufgefasertem Zeng, das sie beim

Tauschhandel in den Ansiedelungen oder von ihren araucanischen Nachbarn bekommen. Sie arbeiten nach demselben Princip, nach welchem der Matrose eine Matte herstellt. Auch weben sie dann und wann Schärpen, die um die Taille getragen werden, und Stiefelbänder. Ebenso machen sie die kleineren Arbeiten an Silberschmuck; sie modeln oder biegen zum Beispiel die Buckeln, bohren die Löcher und heften sie an die Gürtel oder Rüstung, wie es gerade trifft. Ferner nähen sie die Häute zu den Decken der Toldos zusammen, was eine sehr mühsame Arbeit ist. Sie schaben und richten Roßhäute zur Ausstattung der Schlafplätze zu und malen sie in verschiedenen Mustern, machen die (oft ebenfalls mit Silber verzierten) Schilfpolster, die sie als Schutzkissen auf ihre hohen Sättel legen, kochen die Speise, zerschlagen die Markknochen und ziehen das Fett aus, sorgen für die Kinder, holen Holz, Wasser und verrichten, wie die Amerikaner sagen, alle „Chores“ oder kleinen häuslichen Arbeiten. Wie man sieht, sind sie fast immer ziemlich stark beschäftigt, und doch finden sie dann und wann Zeit zum Kartenspiel und zuweilen auch zum Zanken und Skandalklatsch.

Die Kinder ahmen in ihren Beschäftigungen gewöhnlich die Erwachsenen nach. Die Knaben spielen mit kleinen Bolas und fangen die Hunde mit kleinen Lazos, und die Mädchen bauen kleine Toldos und sitzen in denselben; zu diesem Zwecke tragen sie ungehindert Alles fort, was ihnen passend erscheint. Wenn ich mit auf die Jagd reiten wollte, mußte ich häufig erst diese Spiele stören, um mein Sattelzeug wiederzubekommen, das die Jugend sich zugeeignet hatte.

Die musikalischen Instrumente der Tehuelchen habe ich schon beschrieben. In Teckel erfreuten wir uns außer dem einheimischen Orchester (Abbildung 8.) und dessen harmonischen Klängen, an die man sich bereits gewöhnt hatte, auch noch eines Cornets, mit welchem Jackechan's Bruder oft unsere Abende belebte. Unter den Tehuelchen konnten Viele die gewöhnlichen Hornsignale blasen, die sie gehört hatten, wenn sie in Rio Negro oder in Punta Arena waren, und die Meisten von ihnen schienen ein gutes musikalisches Gehör zu haben. Ihre Gesänge jedoch klingen nicht melodisch und sind bloße Wiederholungen ganz sinn- und bedeutungsloser Worte. Casimiro sagte mir, früher hätten die alten Männer die Gewohnheit gehabt, die Sagen des Stammes und auch eine Art Gebet zu singen. Es ist sehr zu bedauern, daß diese Sitte abgekommen ist. Ich versuchte bei verschiedenen Gelegenheiten über ihre Vorfahren Auskunft zu er-

langen, aber alle meine Bemühungen waren vergeblich. Als ich ſie fragte, wie ihr Volk gereiſt ſei, ehe Pferde in's Land kamen, konnten ſie ſich nicht vorſtellen, daß dies je der Fall geweſen ſei.

Was die Kochkunſt und Koſt der Tehuelchen betrifft, ſo iſt zu dem, was wir bereits darüber mitgetheilt haben, nur noch wenig hinzuzufügen. Die Koſt beſchränkt ſich nothwendigerweiſe faſt ganz auf Fleiſch, das ſie jedoch nicht roh verſchlingen, wie fortwährend behauptet wird. Fett wird viel verzehrt, friſches ſowohl als aufbewahrtes; es iſt dies ein nothwendiges Bedürfniß und, wie ſchon geſagt, dem Mangel an Mehlſpeiſe zuzuſchreiben. Doch eſſen ſie allerlei wilde Früchte und Gemüſe, wenn ſie ſich verſchaffen laſſen, gern, und außer den einheimiſchen knolligen Wurzeln und den überall auftretenden Löwenzahnpflanzen, welche die Mädchen für ihre Freunde und Verwandten ſammeln, und die in rohem Zuſtande genoſſen werden, tauſchen ſie, wenn ſie in den Anſiedelungen ſind, ihre Waaren gegen Kartoffeln, Rüben und andere Küchengewächſe um. Auch Zwieback und Mehl, das ſie mit Waſſer miſchen und zu Klößchen formen, welche ſie in der Aſche backen, eſſen ſie äußerſt gern. Vor meinem Aufenthalte unter ihnen war Pfeffer, glaube ich, unbekannt; da ich aber einen kleinen Vorrath bei mir hatte, ſo veranlaßte ich den alten Orkeke und ſeine Dame, ihn zu verſuchen, und ſie und Andere gewannen ihm bald Geſchmack ab. Zucker und alles Süße lieben ſie ganz beſonders. Salz iſt bei ihnen eine ſehr nothwendige Waare, und wenn ſie an einer der vielen Salinas, die im Lande ſich finden, vorüberziehen, ſo verſehen ſie ſich wieder mit Vorrath. Falls ſie jedoch an einem Orte lange verweilen oder in Gegenden reiſen, wo Salinas ſelten ſind, ſo geſchieht es zuweilen, daß ſie ohne Salz gehen müſſen, und dies iſt wahrſcheinlich die Urſache einer Hautkrankheit, die zu Zeiten unter ihnen vorkommt. Wenn die Männer auf der Jagd ſind, haben ſie in der Regel Salz bei ſich, theils um es unter das Blut zu miſchen, das ſelten ohne Salz genoſſen wird, theils um das Guanaco- oder Straußfleiſch einzuſalzen.

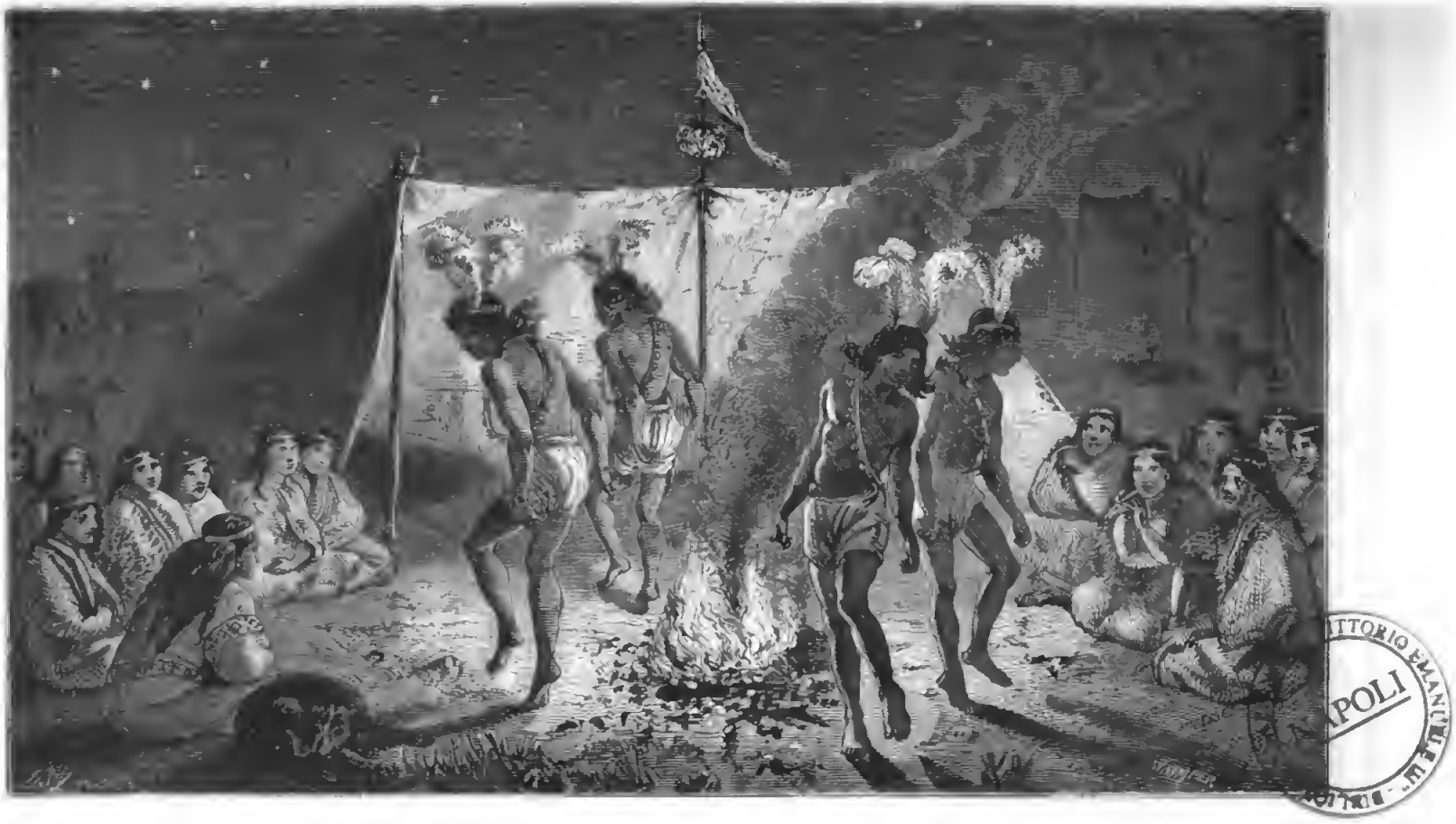
Ich bin der Anſicht, daß in der Regel die Indianer weniger eſſen als civiliſirte Menſchen, geſchweige denn, daß ſie ſehr gefräßig wären. Sie eſſen nie zu feſtgeſetzten Zeiten, ſondern wenn der Appetit ſie mahnt, und in dieſer Beziehung machte einmal ein Indianer gegen mich die Bemerkung: „Die Chilier eſſen zu regelmäßigen Stunden, das iſt thöricht; wir eſſen nicht, wenn wir nicht hungrig

ſind." Ich glaube, daß ich als einzelner Menſch gewöhnlich mehr Lebensmittel verzehrt habe als irgend ein Indianer, mit Ausnahme meines Freundes Cayuke, der allerdings ein großer Gourmand war. Er war auch ein ſtarker Raucher, und ſo oft ich ihm begegnete, ſagte er jedesmal die wenigen engliſchen Worte, die ich ihm beigebracht hatte: „Laden und zünden Sie die Pfeife an — rauchen Sie." Die gewöhnliche Art zu rauchen iſt folgende. Der Raucher zündet ſeine Pfeife an, legt ſich dann nieder, das Geſicht gegen die Erde gekehrt, bläſt eine Portion Rauch nach jeder der vier Himmelsgegenden, murmelt ein Gebet und verſchluckt hierauf mehrere Mundvoll Tabaksrauch; dadurch entſteht Berauſchung und theilweiſe Unempfindlichkeit, die vielleicht zwei Minuten dauert. Während dieſer Zeit nehmen ſeine Genoſſen ſich ſehr in Acht, daß ſie ihn auf keine Weiſe ſtören. Wenn der Rauſch vorüber iſt, ſteht er auf, trinkt einen Schluck Waſſer und ſetzt ſeine Unterhaltung oder Beſchäftigung fort. Ich habe zuweilen beobachtet, daß dieſer Rauſch von Convulſionen begleitet war, aber nur in ſeltenen Fällen. Den Tabak, den ſie zum Rauchen benutzen (denn Tabakskauen kommt nie bei ihnen vor), erhalten ſie gewöhnlich aus den Anſiedelungen; fehlt es aber daran, ſo verſchafft man ſich als Erſatzmittel ein Kraut von den Araucaniern. Dieſes wird nie rein geraucht, ſondern ſtets entweder mit klein gehacktem Holze oder, wenn ſie zu bekommen ſind, mit „Yerba"- (Paraguaythee-) Stengeln vermiſcht. Die von M. Guinnard erwähnte Vermiſchung mit Dünger iſt bei den Tehuelchen unbekannt.

Die Frauen rauchen zuweilen, aber die Sitte iſt nicht allgemein; ſie beſchränkt ſich gewöhnlich auf die alten Damen. Die Männer rauchen meiſtens, aber es gibt Ausnahmen. Ganz erſtaunt war ich jedoch, als ich El Sourdo mehr als einmal die Pfeife ſeinem Knaben — einem frühreifen dreijährigen Kinde — geben ſah; der Bube paffte ſeine „Bacca" und es machte, wie es ſchien, ihm und ſeinem allzu zärtlichen Vater große Freude.

Die Hauptunterhaltungen unter den Indianern (denn die Jagd iſt Geſchäftsſache, kein Vergnügen) beſtehen in Pferderennen, Karten- und Würfelſpiel, oder einem Spiel mit kleinen Steinen, und einem Ballſpiel. Die Würfel werden von den Indianern ſelbſt mit mathematiſcher Genauigkeit aus Knochen gemacht und mit der Hand geworfen. Das Pferderennen iſt bereits geſchildert worden. Die Karten, die ſie benutzen, ſind zuweilen die ſpaniſchen, die ſie in den Anſiedelungen bekommen, ſehr häufig aber werden ſie von den In-

dianern ſelbſt aus Haut hergeſtellt. Dieſe, wie die gewöhnlichen ſpaniſchen Karten, ſind mit den ſpaniſchen Zahlwörtern bis ſieben bezeichnet; die bunten Karten aber ſind ganz anders; ſie haben anſtatt der Figuren oder Bilder Monogramme einheimiſchen Urſprungs, deren urſprüngliche Bedeutung, wenn ſie überhaupt eine haben, ſich nicht entdecken ließ. Das Aß jedoch iſt in etwas ähnlicher Weiſe bezeichnet wie das unſrige. Die gewöhnlichen Spiele ſind „Panturga", „Primero", „Siete" und „Yaik" oder Feuer, eine Art „Bettelmann". Die Spieler ſetzen ſich in einen Kreis, und ein Poncho oder eine Satteldecke ſtellt den grünen Tiſch vor; ihre Spielmarken beſtehen in Stückchen Holz oder Gras, und ihr Markirungsſyſtem iſt ſehr verwickelt. Ich ſpielte in der Regel — wenn ich mir dieſen Luxus einmal erlaubte — in Gemeinſchaft mit einem Andern, der das Markiren beſorgte; da ich aber beſtändig Glück hatte, ſo nahm ich die Einladung zum Mitſpielen nicht gern an. Werden Einſätze verloren, mag es ein Hengſt, ein Trupp Stuten, ein Sattel, Lazo oder was ſonſt ſein, ſo läßt der Gewinner ſie einfach durch einen Freund abholen oder geht ſelbſt hin und nimmt ſie; alle Ehrenſchulden werden gewiſſenhaft ſofort bezahlt. Häufig werden hohe Einſätze verloren und gewonnen. Einmal hatte ich von einem Indianer, der einen ſtattlichen Trupp beſaß, ein Pferd gehandelt, auch, um den Handel gewiß zu machen, Etwas auf die Hand gegeben, und war auf dem Thiere auf die Jagd geritten, um ſeine Ausdauer zu prüfen. Als ich zurückkehrte, kam mein Freund, der frühere Eigenthümer des Pferdes, der im Lager zurückgeblieben war und geſpielt hatte, zu mir und bat mich inſtändigſt, von dem Handel zurückzutreten, da er während meiner Abweſenheit faſt alle ſeine Pferde und auch einige Gegenſtände von der Mitgift ſeines Weibes verloren habe. Ich gab ſelbſtverſtändlich den Handel auf und erhielt das, was ich darauf gegeben hatte, richtig zurück; er aber gewann ſpäter ſeine Pferde und Reichthümer wieder. Das Spiel mit kleinen Steinen iſt dem bei Schulknaben beliebten und unter dem Namen „Knöchelſpiel" bekannten ähnlich. Es wird gewöhnlich von den Knaben geſpielt, aber die Erwachſenen nehmen nicht ſelten Theil daran. Die Frauen ſpielen Karten, und zwar unter ſich; ſie ſetzen ihre Mandils, ihre Häute und ihr Sattelzeug. Frau Orkeke ſpielte ſehr gern, und einmal hatte ſie, wie ich zu glauben Grund habe, einigen Tabak von ihrem Gatten verloren, ſchob aber die Schuld auf einen der Chilier, der nach ihrer Behauptung ihn geſtohlen haben ſollte. Der Mann verlor



Das „hübsche Haus“ und Tanz.

deshalb beinahe das Leben, und seine Thränen wie sein demüthiges Bitten und Flehen zeigten, in welchem Schrecken er sich befand, aber er kam diesmal glücklich davon. Es war sonderbar, daß auf mich kein Verdacht geworfen ward, obgleich ich wußte, wo der Tabak aufbewahrt wurde, was ich bei dem Deserteur bezweifle.

Das Ballspiel beschränkt sich auf die jungen Männer und wird folgendermaßen gespielt: Ein Lazo wird so auf die Erde gelegt, daß er einen Ring bildet, der gegen vier Meter im Durchmesser hat; die Spieler, gewöhnlich acht an Zahl, treten in den Kreis hinein, und zwar nackt, nur das Unterkleid um die Taille haben sie an. Jede Partei hat einen mit Federn gestopften Ball von Haut, ungefähr von der Größe eines Federballes oder auch größer als ein solcher; diesen Ball werfen sie unter dem Schenkel durch in die Höhe und schlagen ihn mit der Hand nach dem Balle der Gegner; jeder Treffer zählt einen Point. Die jungen Männer zeigen große Fertigkeit und Gewandtheit, und wenn ich auch nie an einer ihrer regelrechten Spielpartien theilnahm, so beobachtete ich sie doch häufig, wenn sie mit dem Spiele beschäftigt waren, bei welchem die prächtige Entwickelung ihrer Muskeln deutlich hervortrat.

Außer diesen Unterhaltungen schießen die Indianer, wenn sie viel Munition haben, dann und wann nach einem Ziele; da aber ihre Kugeln häufig mit Steinen rund gehämmert werden, so laufen dieselben vielfach irre, und auch die Gewehre sind zuweilen für den Schützen gefährlicher als für die Scheibe.

Der tägliche Lauf der Beschäftigungen und Unterhaltungen ändert sich zuweilen durch einen Kampf, oder auch in angenehmerer Weise durch den einen oder andern der festlichen Gebräuche, die — wie bei allen Völkern — die Hauptepochen des Tsoneca-Lebens, von der Wiege bis zum Grabe, bezeichnen. Bei der Geburt eines Kindes wird, wenn die Eltern reich sind, das heißt viele Stuten und Hengste und Silberschmuck besitzen, das Ereigniß sofort dem Doctor oder Zauberer des Stammes, sowie dem Cacique und den Verwandten angezeigt. Nachdem der Doctor sich an der Schläfe, am Vorderarme oder am Beine mit Ahlen blutig gestochen hat, gibt er den Befehl zur Errichtung eines Mandilzeltes oder hübschen Hauses, wie die Indianer es nennen; es werden Stuten geschlachtet, und dann folgt ein Schmaus und Tanz, Alles so, wie es im dritten Kapitel Seite 86 f. bei Gelegenheit der Festlichkeit, die im Thale des Rio Chico stattfand, geschildert worden ist. Das Kind wird kurz nach der Geburt mit

ſenchtem Gyps überſchmiert. Die Mütter können ſchon an demſelben oder ſicherlich am folgenden Tage zu Pferde reiſen; das Kind wird in einer geflochtenen Wiege mitgenommen, und beide Eltern ſorgen auf's zärtlichſte für daſſelbe.

Jedem Kinde werden in ſeiner früheſten Kindheit Pferde und Zubehör zugewieſen, die hinfort als das perſönliche Eigenthum des Knaben oder Mädchens betrachtet werden, ſo, daß die Eltern ſie nicht wieder zurücknehmen oder über ſie verfügen können. Die Namengebung iſt von keiner Feierlichkeit begleitet, auch gibt es, ſo weit ich ſehen konnte, keine feſtgeſetzte Zeit, zu der das Kind ſeinen Namen bekommt. Die gebräuchlichſten Namen werden, wie ich glaube, von Orten — und zwar vom Orte der Geburt — genommen. Familien- oder erbliche Namen ſind unbekannt — ſeltene Fälle ausgenommen, die Nachahmungen des ſpaniſchen Gebrauchs zu ſein ſchienen; aber Spitznamen ſind allgemein, und Eltern ſind häufig unter dem Namen eines Kindes bekannt, das ſich ihre Stelle anmaßt.

Die Knaben lernen bald die Waffen gebrauchen, und Knaben und Mädchen reiten, faſt ehe ſie gehen können; bevor ſie zehn bis zwölf Jahre alt ſind, begleiten die Söhne ſelten den Vater auf die Jagd, und an Kämpfen nehmen ſie erſt theil, wenn ſie ungefähr ſechzehn Jahre zählen; aber ihr Eintritt in das Mannesalter wird durch keine feſtgeſetzte Zeit und keine Feierlichkeit bezeichnet. Bei den Mädchen wird der Eintritt der Mannbarkeit gefeiert, wie Seite 85 beſchrieben iſt. Wenn ſie das Alter von neun oder zehn Jahren erreicht haben, werden ſie daran gewöhnt, in der Hauswirthſchaft und bei den Manufacturarbeiten zu helfen, und ſind ſie ungefähr ſechzehn Jahre, ſo ſind ſie zum Eheſtand wählbar, wenn ſie auch oft noch mehrere Jahre ledig bleiben. Die Ehen beruhen immer auf gegenſeitiger Zuneigung, und wenn das Mädchen den Mann, der ſich um ihre Hand bewirbt, nicht mag, ſo zwingen die Eltern ſie niemals, ſich in ihre Wünſche zu fügen, auch wenn die Partie eine vortheilhafte wäre.

Nachdem der Bräutigam ſich der Einwilligung ſeines Mädchens verſichert hat, pflegt er gewöhnlich entweder einen Bruder oder einen vertrauten Freund zu den Eltern zu ſenden und ſo und ſo viel Stuten oder Silberſchmuck für die Braut zu bieten. Betrachten die Eltern die Partie als wünſchenswerth, ſo begibt ſich der Bräutigam, ſobald die Umſtände es geſtatten, in ſeinen beſten Kleidern, auf

ſeinem beſten Pferde und — wenn er dergleichen beſitzt — in Silberſchmuck zu dem Toldo ſeiner Zukünftigen und überreicht die Gaben. Die Eltern der Braut erwiedern dieſelben mit Gaben von gleichem Werthe, die jedoch im Fall einer Scheidung (die ſelten vorkommt) Eigenthum der Braut werden. Hierauf wird die Braut von dem Bräutigam unter dem Jauchzen ſeiner Freunde und dem Geſange der Frauen nach ſeinem Toldo geführt. Dann werden gewöhnlich Enten geſchlachtet und auf der Stelle gegeſſen; dabei nimmt man ſich ſehr in Acht, daß von dem Fleiſche oder Abfalle die Hunde Nichts anrühren, da dies Unglück bringen ſoll. Kopf, Rückgrat, Schweif, nebſt Herz und Leber werden als Opfer für den Gualichu oder böſen Geiſt auf einen benachbarten Hügel gebracht. Der Indianer darf ſo viel Weiber haben, als er ernähren kann, aber man findet ſelten einen Mann, der mehr als zwei hat; in der Regel haben ſie nur ein Weib.

Bei dem Tode eines Tehuelchen werden alle ſeine Pferde, Hunde und ſonſtigen Thiere getödtet, ſeine Ponchos, Schmuckſachen, Bolas und Alles, was ihm ſonſt noch perſönlich zugehört, auf einen Haufen gelegt und verbrannt, während die Wittwe und die anderen Frauen ſchrecklich jammern und klagen und auf die ſchwermüthigſte Weiſe laut ſchreien. Das Fleiſch der Pferde wird unter die beiderſeitigen Verwandten vertheilt, und die Wittwe, die ſich vorn das Haar kurz abſchneidet und ſich mit ſchwarzer Farbe bemalt, geht mit Sack und Pack in den Toldo ihrer Verwandten oder, wenn ſie in der Horde keine hat, in den Toldo des Häuptlings.

Die Leiche wird in einen Mantel, Poncho oder, wenn der Verſtorbene einen beſaß, in einen Panzer eingenäht, von einigen Verwandten fortgeſchafft und, mit dem Geſicht nach Oſten, in ſitzender Stellung begraben; über der Grabſtätte wird ein Steinhügel errichtet, deſſen Größe je nach dem Reichthum und Einfluß des Verſtorbenen verſchieden iſt. Gräber der Art, wie Mr. Wood in ſeinem Werke ſie beſchreibt, habe ich nie geſehen; da aber meine Reiſen ſich hauptſächlich auf das Innere beſchränkten, ſo können ſie vielleicht in irgend einer Gegend an der Meeresküſte vorhanden ſein; auch eine Wiederausgrabung und anderweitige Beiſetzung der Leiche iſt mir nie bekannt geworden, und ich möchte faſt zweifeln, daß bei den Tehuelchen dies vorkommt, da es bei ihnen Regel iſt, den Namen des Verſtorbenen nie zu erwähnen und auch jede Anſpielung auf denſelben zu vermeiden; nach ihrer Anſicht ſoll der Todte völlig vergeſſen

ſein, wenn ſie auch dem Grabmale eines ausgezeichneten Häuptlings oder Helden im Vorbeigehen noch einen Stein hinzufügen.

Bei dem Tode eines Kindes zeigen die Eltern aufrichtigen Schmerz. Das Pferd, auf dem es während des Marſches zu reiſen pflegte, wird herbeigebracht, das Zeug, ſelbſt bis zur Wiege, auf daſſelbe gelegt und das völlig ausſtaffirte Pferd mit Lazos erdroſſelt, während man bei allen anderen Ceremonien, wo Pferde getödtet werden, dieſelben mit Bolas auf den Kopf ſchlägt. Das Sattelzeug, die Wiege und Alles, was dem Kinde gehörte, wird verbrannt, wobei die Frauen ſchreien und ſingen. Die Eltern werfen überdies, um ihren Schmerz zu äußern, ihre eigenen Koſtbarkeiten in's Feuer. Dieſe Sachen dürfen einige der Frauen, die ſchreien, als Vergütung für ihre Dienſte herausraffen, aber ſie gewinnen ſelten viel dabei. Als einmal das einzige Kind reicher Eltern ſtarb, wurden außer dem Pferde, auf welchem es zu reiſen pflegte, noch vierzehn Hengſte und Stuten geſchlachtet. Am Todestage zog gegen Abend, vor der Beerdigung der Leiche, eine auserleſene Schaar alter Frauen, ſchreiend und jammernd, in feierlichem Zuge immer um das Lager herum. Auch wurden den beraubten Eltern von den Häuptlingen und Verwandten Gaben zugeſandt; es ſollte dies ein wohlgemeinter Verſuch ſein, ihre Herzen von dem Verluſte abzulenken.

Die Religion der Tehuelchen unterſcheidet ſich von der Religion der Pampas und Araucanier dadurch, daß von Sonnendienſt keine Spur ſich findet; doch wird der neue Mond begrüßt, wobei die ehrfurchtsvolle Geberde von einigen leiſe gemurmelten Worten begleitet wird, die ich niemals konnte zu hören bekommen. Sie glauben an einen großen und zwar guten Geiſt, der nach der von Caſimiro an Ort und Stelle erzählten Tradition die Indianer und die Thiere ſchuf und ſie vom „Gotteshügel" aus, wie er den indianiſchen Namen der Düne (Seite 99) erklärte, zerſtreute. Ich bin durchaus nicht ſicher, daß dies nicht eine verworrene Verbindung der Schöpfungsgeſchichte, wie die Miſſionäre ſie erzählten, mit ſeinen eigenen Vorſtellungen war. Die Indianer pflegen ſehr gern die Wunder, die ihnen erzählt werden, auf dieſe Weiſe zu verbinden oder ſelbſt das eine Märchen, wie ſie es betrachten, auf das andere zu pfropfen; aber daß ſie an einen guten Geiſt glauben, daran iſt kein Zweifel, wenn ſie auch der Anſicht ſind, daß er ſich nicht viel um die Menſchheit bekümmere. Götzenbilder oder ſonſtige Gegenſtände der

Anbetung haben sie nicht, auch feiern sie — wenn man nach einjähriger Erfahrung urtheilen darf — keinen regelmäßig wiederkehrenden religiösen Festtag, an welchem sei es der gute oder der böse Geist verehrt wird. Wenn andere Reisende ein solches Fest erwähnen, so läßt sich dies nur so erklären, daß durch verworrene Mittheilungen araucanische Gebräuche den ganz verschiedenen Patagoniern zugeschrieben wurden. Was sie zu allen ihren religiösen Handlungen antreibt, ist der Glaube an die Existenz vieler bösen Geister oder Dämonen, die immer rührig und heimtückisch sind, und deren hauptsächlichster immer auf der Lauer steht, um Unheil anzustiften. Diesen Geist geneigt zu machen oder zu vertreiben, ist das Amt des Zauberers oder Doctors oder Medicinmannes, der die Heil- und Zauberkunst vereinigt, obgleich er auf keine von beiden ein ausschließliches Recht besitzt. Alle Opfer an Stuten und Hengsten, die nicht zu festgesetzten Zeiten gebracht werden, sondern wie die Gelegenheit es erfordert, zum Beispiel bei einer Geburt, einem Todesfalle u. s. w., haben den Zweck, den Gualichu günstig zu stimmen. Wenn ein Kind sich verletzt, scheint das Stutenschlachten ein Dankopfer, daß die Verletzung nicht schlimmer war, und zugleich ein Sühnopfer zu sein, um ferneren Schaden abzuwenden.

Im Lager stellt der Gualichu sich außerhalb der Rückseite des Toldo, wo er auf eine Gelegenheit wartet, die Insassen zu belästigen, und wird vermeintlich durch die Zauberformeln des Doctors in Ruhe erhalten. Der Doctor besitzt aber nicht nur die Macht, den Teufel zu bannen, sondern kann ihn auch mit leibhaftigen Augen sehen. Ich fragte einen der Doctoren, wie er aussähe, erhielt aber eine ausweichende Antwort; darauf sagte ich ihm, daß mein Teufel allerlei Gestalten annehme — zuweilen erscheine er als Guanaco, Strauß, Puma, Skunk oder Geier, was dem heilkundigen Manne viel Spaß machte. Dieser Hausteufel soll, so viel ich ermitteln konnte, in die verschiedenen Theile des menschlichen Leibes eindringen und Krankheit verursachen, zu deren Heilung man sich an den Doctor wendet. Die Behandlung ist sehr einfach; bei Kopfweh zum Beispiel nimmt der Doctor den Kopf des Patienten zwischen die Kniee und schreit ihm, während er eine kurze Beschwörungsceremonie verrichtet, laut in's Ohr, den Teufel auffordernd, herauszukommen. Als Mr. Clarke mit den Indianern südlich von Santa Cruz reiste, wurde er auf diese Art behandelt, während er an fieberhaftem Kopfweh litt, und er sagte, das Mittel habe ihm damals geholfen.

Außer dieſem Gualichu gibt es noch viele andere, die in unterirdiſchen Wohnungen, unter gewiſſen Wäldern, Flüſſen und eigenthümlich geſtalteten Felſen hauſen ſollen. Ich wunderte mich ſehr, als ich die Indianer die eben erwähnten Gegenſtände grüßen ſah, indem ſie die Hand an den Kopf legten und eine Beſchwörung murmelten, und glaubte lange Zeit, ſie legten nur Bewunderung vor dem Werke des Schöpfers an den Tag; ſpäter jedoch erfuhr ich, daß ſie dadurch die Geiſter jener Orte, die für die Geiſter verſtorbener Mitglieder der mediciniſchen Facultät gehalten werden, für ſich zu gewinnen ſuchten. Die Macht dieſer Teufel beſchränkt ſich indeß auf die Diſtricte, die an ihre Wohnungen ſtoßen.

Einmal wurde ein Pferd, das eben wettrennen ſollte, von dem Eigenthümer vor Tage an einen nahen Hügel gebracht und von dem Zauberer eine geheime Ceremonie verrichtet. Vor dem Wettrennen kam der Eigenthümer (Wáki) zu mir und rieth mir, meine Einſätze auf ſein Pferd zu ſetzen, da es zuverläſſig gewinnen müſſe, weil durch geheimnißvolle Beſchwörungen ihm die Gunſt des Localgualichu geſichert worden ſei, und ſonderbar! das Pferd, das durch ſein äußeres Anſehen dem andern ſehr nachſtand, gewann und brachte dadurch den Zauberer und den Gualichu in Ruf.

Ich erinnere mich, daß, als ich einmal mit Hinchel ritt, wir einen Felſen ſahen, der eine eigenthümliche Spitze hatte, und welchen Hinchel grüßte. Ich that daſſelbe, worüber er ſich ſehr zu freuen ſchien. Als wir darauf an eine Salina kamen, wo wir gutes Salz fanden, das wir gerade nothwendig brauchten, erklärte er mir, daß der Geiſt des Ortes uns in dieſer Richtung geführt habe. Bei den Zuſammenkünften der Indianer werden, wie man meint, die Teufel dadurch vertrieben, daß die Reiter in vollem Galopp immer rund herum ſprengen und ihre Gewehre abſchießen.

Das Amt des Zauberers iſt nicht erblich; ja, diejenigen, die ich getroffen habe, waren gar nicht verheirathet. Wenn ein Knabe oder Mädchen, wie wir es nennen, wunderlich iſt, wie es bei Cayuke's Tochter, einem altklugen und überſpannten Mädchen von dreizehn Jahren, der Fall war, ſo nimmt man an, daß er oder ſie zum Zauberer oder zur Zauberin auserſehen ſei; die Amtsverrichtungen jedoch, ſo weit ſie die Leitung von Ceremonien betreffen, werden zuweilen auch von einem gewöhnlichen Mitgliede der Horde vollzogen. Die Handelsartikel des eigentlichen Zauberers beſtehen in einigen Fetiſchen oder Zaubermitteln, die er in einem Säckchen hat, vor den

Augen des Volkes sorgfältig verbirgt und nur seinen Amtsgenossen zeigt. Außerdem scheinen die Zauberer wirklich auch Arzneikräuter und einfache Mittel zu kennen; doch beschränkt sich diese Kenntniß nicht auf sie allein. Von epileptischen Anfällen und wirklichen oder erheuchelten Convulsionen sind ihre berufsmäßigen Verrichtungen nie begleitet. Selbstverständlich erwartet man von ihnen, daß sie das Gelingen oder Mißlingen von Unternehmungen und den Ausgang einer Krankheit vorhersagen, überhaupt die Zukunft prophezeien, und in dieser Hinsicht ist ihre Stellung eine gefährliche, da sie, wenn ihre Prophezeiungen nicht in Erfüllung gehen, häufig mit dem Tode bestraft werden; um aber diese Gefahr auszugleichen, werden sie allgemein ehrenvoll aufgenommen und gastfreundlich bewirthet, erhalten viele Geschenke und werden dadurch gewöhnlich reich. Man glaubt keineswegs, daß sie allein hexen können; jeder Mensch kann wegen des Verbrechens der Hexerei in Verdacht kommen, und es ist nichts Ungewöhnliches, daß Leute, wenn sie im Sterben liegen, ihren Tod Jemandem namentlich zur Last legen. Alle Lehren der Missionäre hinderten Casimiro nicht, nach dem Tode seiner Mutter oder einer seiner Weiber durch einen Bevollmächtigten eine Frau tödten zu lassen, die, wie die Verstorbene behauptete, sie behext hatte. Auf gewisse Zeichen und Vorbedeutungen wird abergläubisch geachtet; ein besonders gefürchtetes Omen ist das Geschrei des Ziegenmelkers, der an den Abhängen der Cordillera gemein ist; läßt er sich über einem Lager oder Toldo hören, so bedeutet es Krankheit oder Tod irgend eines Insassen. Sie verehren diesen Vogel hoch und lassen ihm durchaus Nichts zu Leide thun. Ein anderes Thier, das Zauberkräfte besitzen soll, ist eine platte, krötenähnliche Eidechse; man glaubt, sie mache auf geheimnißvolle Weise die Pferde lahm, und sie wird, wenn man sie trifft, immer getödtet. Ferner herrscht der Aberglaube, daß im Süden ein zweiköpfiges Guanaco existire, das, wenn es erscheine, ein Vorbote von Krankheit sei. Wie mein Berichterstatter sagte, rafften nach seinem letzten Erscheinen die Masern oder eine ähnliche Krankheit den zehnten Theil des südlichen Stammes weg; die Krankheit hatte sich durch den Verkehr mit Punta Arena verbreitet, wo sie damals herrschte. Jeder ungewöhnliche Gegenstand, mit dem sie nicht vertraut sind, wie zum Beispiel ein Compaß oder eine Taschenuhr, wird mit Argwohn betrachtet als von einem bösen Geiste bewohnt. Zuweilen meint man, diese Gegenstände brächten beim Spiele Glück, und trachtet eifrig nach ihnen. Einer meiner

Reiſegefährten beſaß eine Taſchenuhr, die er in Punta Arena bekommen hatte, und bat mich, ehe er Karten ſpielte, oft, ſie in Gang zu bringen; das Ticken wurde für die Stimme des verborgenen Gualichu gehalten. Auch nach meinem Compaß wurde fortwährend verlangt, aber das Vorrecht des zeitweiligen Beſitzes beſchränkte ſich nothwendigerweiſe auf einige begünſtigte Freunde. Ich erklärte, ſo gut als ich konnte, den Gebrauch dieſes Inſtrumentes, und Viele von ihnen begriffen es; ſie baten mich immer, die genaue Richtung verſchiedener Punkte anzugeben, die ſie kannten, und es machte ihnen große Freude, daß ihre Fragen in der Regel richtig beantwortet wurden. Ein Medaillon, das ich um den Hals trug, wurde ebenfalls als ein Talisman betrachtet, der denjenigen, welcher ihn trage, vor dem Tode ſichere.

Bei all' dieſem Aberglauben, Achten auf Vorzeichen und Glauben an Dämonen ſchenken ſie keineswegs den Zauberern unbedingtes Vertrauen und blinde Ehrfurcht. Auch verlaſſen ſie ſich bei Krankheit nicht auf ihre Zauberformeln allein; Viele ſind mit Arzneikräutern bekannt und wenden ſie mit gutem Erfolg an. Außerdem daß ſie gute Roßärzte ſind, verſtehen ſie das Aderlaſſen und üben es nicht nur am Kranken aus, ſondern laſſen es auch, wie unſere Großväter, zu regelmäßigen Zeiten an ſich ſelbſt vornehmen, indem ſie glauben, daß es heilſam ſei. Caſimiro behauptete, die vortreffliche Geſundheit der Tehuelchen, im Vergleich zu jener der Coloniſten oder Chriſten, ſei dieſer Gewohnheit zuzuſchreiben. Auch auf Gifte verſtehen ſie ſich und wenden ſie zuweilen an, nicht um ihre Waffen zu vergiften, ſondern um einen Feind heimlich aus dem Wege zu räumen. Solche Fälle ſind ſelten, aber in dem einen Falle, den ich ſelbſt zu beobachten Gelegenheit hatte, wurde ohne allen Zweifel der Tod dadurch herbeigeführt, daß man einen Potroſtiefel, deſſen Eigenthümer eine unbedeutende Wunde am Beine hatte, inwendig vergiftete.

Was die Tſoneca-Sprache betrifft, ſo werden etwaige Forſcher auf das im erſten Anhange mitgetheilte Wörterverzeichniß verwieſen; aber ich muß auf's beſtimmteſte erklären, daß ſie ſowohl von der Pampa- als von der araucaniſchen Sprache ganz verſchieden iſt. Obgleich ich in der Tehuelche-Sprache mich unterhalten konnte, ſo verſtand ich doch die Pampas durchaus nicht. Ich bemerke dies, weil in M. Guinnard's Werke Angaben vorkommen, nach welchen ich, wenn ich ſie mit anderen, ſchon angedeuteten, inneren Beweiſen zu-

sammennehme, zweifeln muß, daß der Verfasser sich jemals in den Händen der wirklichen Patagonier befand; die Leute, die ihn gefangen nahmen, und seine Herren waren Pampas oder Araucanos, deren Sitten er gut schildert.

Nach der „Stammrolle" der dienstfähigen Krieger zu der Zeit berechnet, als die Vereinigung aller der verschiedenen Horden, die während meiner Reise sich zu politischen Zwecken verbanden, mich in den Stand setzte, einen genauen Ueberschlag zu machen, beträgt, von den Pampas und Araucanos abgesehen, die Zahl der reinen, nördlichen und südlichen Tehuelchen in Patagonien an Männern, Frauen und Kindern nicht über 1500. Die außer den beiden großen Abtheilungen der Nördlichen und Südlichen so oft angegebenen Unterabtheilungen nach Stämmen bestehen nur in der Einbildung oder gründen sich auf die Namen zeitweiliger Anführer. Auch die Bezeichnung Clan (oder Geschlecht) paßt nicht recht für die nomadischen Horden, die durch Gewohnheit oder auch oft durch Zufall sich vereinigt haben. Die Bevölkerung nimmt stetig und sehr schnell ab, und verheerende Krankheiten nebst den schlimmen Wirkungen des Branntweins thun das Ihrige, um dieses Volk auszurotten.

Was ihre Organisation betrifft, so muß ausdrücklich bemerkt werden, daß die Tehuelchen in keinerlei Unterthanenverhältniß zu einem Obercacique, wie etwa Calficura oder sonst einem, stehen; doch können sie unter sich beschließen, einem einzigen Häuptlinge, wie zum Beispiel Casimiro, zu gehorchen. Auch sind sie, außer durch Wechselheirath oder freiwilliges Zusammentreten, weder mit den Pampas noch mit den Araucaniern politisch vereinigt. Sie sind von Natur zur Unabhängigkeit hingeneigt und huldigen gern rebellischen Ideen, wie derjenigen, daß „ein Mensch so gut wie der andere sei". In Cuastro's letzten Worten: „Ich sterbe, wie ich gelebt habe — mir hat kein Cacique zu befehlen," liegt die herrschende Vorstellung über diesen Gegenstand genau ausgesprochen. Dessen ungeachtet stehen alle „Horden", sie mögen noch so klein sein, wenn sie reisen, unter dem Befehle eines Cacique oder „Gownok", der zuweilen auch mit dem zärtlicheren Titel „Yank" oder Vater bezeichnet wird; sein Einfluß beschränkt sich jedoch sehr häufig nur auf die Marsch- und Jagdordnung. Manche Häuptlinge sind erblich, aber dies ist nicht immer der Fall, und unter den nördlichen Indianern gibt es viele kleine Häuptlinge, welche aus Leuten bestehen, die, wenn sie in den Besitz einiger Stuten und Hengste gekommen sind, sich den Titel

Cacique beilegen. Sie beobachten unter sich eine strenge Etikette; der eine Häuptling darf der Sitte zufolge den Toldo des andern nicht betreten, wenn sie sich nicht vorher gegenseitig Geschenke gemacht haben. Eine andere merkwürdige Sitte ist die, daß ein Mann, wenn er mit seinem Schwiegervater spricht, nicht nach demselben hinsehen darf; dies beschränkt sich indeß nicht auf die Aristokratie, sondern findet sich auch bei dem gemeinen Volke. Wenn zwei Indianerhorden einander sich nähern und endlich so nahe sind, daß sie den Rauch der Jagdfeuer erkennen, so wird ein Signalfeuer angezündet und von jeder Seite ein Chasqui — von den Tehuelchen Coêto genannt — in der Regel irgend ein Verwandter der Häuptlinge, abgesandt. Wenn die beiden Chasquis sich treffen, begeben sie sich nach dem Lager des Mächtigsten, und wenn sie nahe kommen, sprengen noch mehr Reiter heraus und geleiten sie nach dem Toldo des Häuptlings. Bei der Ankunft sitzt der fremde Chasqui ab, für seine Pferde und sein Zeug wird gesorgt, und ihm wird mit großer Förmlichkeit ein Sitz angewiesen, wo er, zuweilen eine Stunde lang, geduldig bleibt und mit ernstem Gesicht alle Fragen beantwortet; dann richtet er die Botschaft aus, mit der er etwa betraut sein mag. Wenn er auch müde, matt und hungrig ist, er rührt sich nie, bis die Förmlichkeiten zu Ende sind; dann wird er mit der besten Nahrung versorgt, die sein Wirth besitzt, und ihm das bequemste Unterkommen verschafft, das derselbe bieten kann.

Die Schilderung des Lebens in den Toldos, wie es wirklich ist, wird hoffentlich den Leser in den Stand gesetzt haben, sich von dem Charakter der Tehuelchen eine günstigere Vorstellung zu machen, als man — die Herren Missionäre Hunziker und Schmid ausgenommen — gewöhnlich von ihnen hat. Die Bezeichnungen grausame Wilde, Räuber der Wüste u. s. w. verdienen sie sicherlich nicht. Sie sind freundliche, gutgelaunte, plötzlichen Antrieben folgende Naturkinder, die sich leicht für oder gegen Etwas sehr einnehmen lassen, feste Freunde oder ebenso erklärte Feinde werden. Gegen Fremde, besonders aber gegen Leute spanischer Abstammung oder, wie sie dieselben nennen, Christianos, sind sie natürlich mißtrauisch. Auch ist dies kein Wunder, wenn man bedenkt, welche Behandlung, welch' hinterlistige Grausamkeit und spitzbübische Räuberei sie bald von Seiten der Eindringlinge, bald von den Colonisten erfahren haben.

Im südlichen Theile des Landes sind sie in Folge ihres häufigen Verkehres mit Seehundsfängern an der Küste gegen Engländer

günſtig geſinnt. Auf die nördlichen Tehuelchen, die zu einem ſolchen Verkehr keine Gelegenheit haben, erſtreckt ſich dieſe Bemerkung ſelbſtverſtändlich nicht.

Ich bin bei den Geſchäften, die ich mit ihnen hatte, immer mit Ehrlichkeit und Rückſicht behandelt worden, und für meine wenigen Sachen wurde — wenn ſie auch gemäß der Gegenſeitigkeit, mit der ſie gegen einander handeln, zuweilen geborgt wurden — die größte Sorge getragen; ſo bat mich ein Indianer häufig, meine Waffen anſehen zu dürfen, und gab ſie, nachdem er ſie betrachtet hatte, mir ſorgfältig wieder. Während der ganzen Zeit meines Aufenthaltes unter ihnen verlor ich nur zwei Gegenſtände: der erſte, ein Feuerſtein und Stahl, wurde, wie ich zu glauben Grund habe, von einem der Chilier geſtohlen; der zweite, ein Paar Straußkugeln, wurde aus dem Toldo entwendet. Wenn aber auch die Indianer unter einander ehrlich genug ſind, ſo machen ſie ſich doch kein Gewiſſen daraus, Jeden zu beſtehlen, der nicht zu ihrer Horde gehört. So nehmen ſie zum Beiſpiel, wenn ſie des Handels wegen in die Colonien kommen, ein verirrtes Pferd ohne Weiteres mit, und in Santa Cruz mauſten Graviel und Andere fortwährend eiſerne Nägel und ſonſtige Kleinigkeiten. In Bezug auf ihre Wahrheitsliebe habe ich folgende Erfahrung gemacht. Wenn es ſich um unbedeutende Sachen handelt, lügen ſie faſt immer und erfinden Geſchichten blos Spaßes halber; ſo kam, während wir in Teckel waren, Frau Orkeke zu mir und brachte die Nachricht, Caſimiro's Weib ſei todt. Ich bemerkte darauf: „Gott ſei's gedankt!" was mit hellem Gelächter aufgenommen und durch die Mittheilung erwiedert wurde, daß ſie ſo lebendig ſei wie je, und daß ſie nur böſe Augen habe. Aehnliche Beiſpiele, wo die Indianer Lügen erdichteten, könnte ich noch viele anführen. Den alten Orkeke ertappte ich nie auf einer directen Lüge, und wenn er mir über Etwas Aufſchluß gab, fügte er immer hinzu: „Ich lüge nicht." Handelte es ſich aber um eine Sache von Wichtigkeit, wie zum Beiſpiel die Gewährleiſtung für die Sicherheit eines Menſchen, ſo ſprachen ſie die Wahrheit, ſo lange man ihnen Treu' und Glauben hielt. Als ich einige Zeit unter ihnen war und ſie ſich überzeugt hatten, daß ich es ſtets vermied, nur irgend von der Wahrheit abzuweichen, hörten ſie ſelbſt in unbedeutenden Sachen auf, mich zu belügen. Daraus kann man ſehen, daß ſie nicht den hinterliſtigen Charakter haben, den manche unwiſſende Leute in ihren Büchern ihnen zuſchreiben. Auch ſind ſie nicht aus Gewohnheit grauſam,

ſelbſt gegen Sklaven oder Gefangene. Die chiliſchen Deſerteure erhielten immer gute Wohnung und Nahrung und bekamen zum Reiten Pferde geliehen, und nur ihre unheilbar ſchlechte Geſinnung und ihre beſtändigen Complotte brachten ein Schickſal über ſie, das man wahrhaftig kaum für unverdient halten konnte, da hingegen die wenigen Guten von ihnen ſich hohe Gunſt erwarben.

Ich für meinen Theil fühlte mich unter den Tehuelchen, ſo lange als ſie Nichts zu trinken oder keine Kämpfe hatten, weit ſicherer als ſpäter in Rio Negro. Wenn ſie betrunken ſind, werden ihre Leidenſchaften ſelbſtverſtändlich zügellos; ſie erinnern ſich alter Fehden und kämpfen zuweilen blos um des Kampfes willen. Um dies zu beobachten, braucht man jedoch nicht bis nach Patagonien zu gehen.

Vielleicht der ſchönſte Zug in ihrem Charakter iſt die Liebe zu ihren Weibern und Kindern; eheliche Zwiſtigkeiten ſind ſelten und Weiberſchlagen iſt unbekannt, und der tiefe Schmerz, mit welchem der Verluſt eines Weibes betrauert wird, iſt ſicherlich nicht „civiliſirt", denn der Wittwer vernichtet ſein ganzes Vermögen und verbrennt Alles, was er beſitzt; ſo war Paliki vor dem Tode ſeines Weibes ein reicher Indianer; als ich ihn aber kennen lernte, war er arm und nachläſſig; er hatte ſein ganzes Hab und Gut vernichtet und in der Verzweiflung über ſeinen Verluſt ſich dem Spiele und Trunke ergeben. Selbſt Caſimiro ſagte, ſein Sohn Sam — bei dem ich wahrhaftig nicht vermuthet hätte, daß er uneigennützige Liebe zu irgend einem menſchlichen Weſen trage — habe nach dem Tode ſeines Weibes ſich zu Grunde gerichtet und mache ſeitdem ſich Nichts mehr aus dem Leben.

Den Kindern läßt man Alles zu; ſie reiten die beſten Pferde und werden wegen ſchlechten Betragens nie zurecht gewieſen. Ich wunderte mich immer, daß die Jünglinge und jungen Männer in Folge des Mangels an Erziehung nicht halsſtarriger und eigenſinniger wurden. Leute, die keine eigenen Kinder haben, nehmen zuweilen ein Hündchen an Kindesſtatt an; dieſem wenden ſie ihre ganze Liebe zu und geben ihm Pferde und andere werthvolle Sachen, die, falls der Beſitzer ſtirbt, vernichtet werden.

Es iſt mir immer aufgefallen, daß die Miſſionäre bei ihren Bemühungen, dieſen Naturkindern Leſen und Schreiben beizubringen, keinen Erfolg gehabt haben; denn ſie ſind von Natur ſehr intelligent (ſelbſtverſtändlich gibt es auch Ausnahmen). Als

Beweis für ihre Schnelligkeit im Nachahmen sei erwähnt, daß ich Hinchel's Sohn mit sehr geringer Mühe in ganz kurzer Zeit den Namen seines Vaters und diejenigen zweier anderen Indianer schreiben lehrte. Auch pflegte ich zur Unterhaltung der Kinder mit einem Stück Holzkohle Schiffe auf ein Brett zu zeichnen, und sie zeichneten sie sogleich nach. Hinchel selbst zeichnete, indem er ein Stück von dem Laufe des Rio Negro erklären wollte, eine rohe Karte auf das Brett, auf der die Krümmungen des Fusses dargestellt waren; sie war, wie ich später fand, vollkommen richtig.

In ihren heimathlichen Wildnissen habe ich unter den Indianern wenig Unsittlichkeit bemerkt; in den Ansiedelungen jedoch werden sie, wenn sie durch Trunkenheit gesunken sind, ohne Zweifel schlechter und in ihren Begriffen locker. Man muß es aber rühmen, daß in späterer Zeit, wenn die Indianer die Ansiedelungen am Rio Negro betraten, die jungen Frauen und Mädchen größtentheils mit den Toldos in Valchita, außerhalb der Travesia, gelassen wurden, damit sie den Versuchungen fern blieben. Jetzt wachsen viele Tehuelche-Jünglinge auf, die vor dem Branntwein den größten Abscheu haben, und hoffentlich wird mit der Zeit diese Enthaltsamkeit sich unter ihnen weiter verbreiten, denn sie selbst besitzen keine berauschenden Getränke; der Rum wird von den Christen eingeführt, und sie sind recht gut im Stande, die schlechten Wirkungen desselben zu beurtheilen.

Ein kurzer Rath für den künftigen Reisenden mag diese unvollkommene Skizze schließen. Zeige nie Mißtrauen gegen die Indianer; sei für Dein Hab und Gut ebenso unbesorgt und mit demselben ebenso freigebig, wie sie unter einander sind. Verlange nie, daß man Etwas für Dich mache; fange und sattle Dein Pferd immer selbst. Thue nicht, als wärst Du besser als sie, denn sie begreifen es nicht — es sei denn, daß Du Deine Ueberlegenheit irgendwie deutlich beweisen kannst. Da Du wahrscheinlich nicht mit einem Weibe oder mit Geräth belastet bist, so sei bei Flußübergängen oder sonstigen Schwierigkeiten immer der Erste; dann werden sie Dich allmälig achten lernen. Mit einem Worte, je nachdem Du sie behandelst, werden sie Dich behandeln.

Sechſtes Kapitel.

Von Teckel nach Geylum.

Caſtmiro's Haushalt. — Carge-kaik. — Quintuhual's Sohn. — Woolkein. — Rebhühner. — Zuſammenkunft mit den Araucaniern. — Der Cacique Quintuhual. — Esgel-kaik. — Araucaniſche Schönheiten. — Gelegenheit nach der Colonie Chupat. — Diplaik. — Calficura's Kriegserklärung. — Die Tehuelchen lernen fiſchen. — Meine indianiſchen Verwandten. — Waldſtreifereien. — Ein indianiſches Paradies. — Der obere Chupat — Cuſchamon. — Das Verlieren der Pferde. — Amtsverrichtungen. — Botſchaft von Las Manzanas. — Das Branntweinſegnen. — Caſimiro berauſcht. — Foyel's Lager. — Großes Parlemento. — Foyel's Abſichten. — Gatſchen-kaik. — Ankunft in Geylum.

Am 21. Januar wurde der Befehl zu marſchiren gegeben, und die ganzen vereinigten Truppen der Tehuelchen, zweihundert Mann ſtark, nebſt der gewöhnlichen Anzahl Frauen und Kinder, rüſteten ſich zum Vorrücken, um ſich den Araucanos anzuſchließen. Zehn Toldos, die Crimè's Horde bildeten, blieben zurück, weil dieſer Caciquillo noch immer krank war; er ließ jedoch ſagen, er werde hinter uns folgen.

Die Pferde waren alle in vortrefflichem Zuſtande, und es machte mir großes Vergnügen, den gewaltig langen Zug abreiten zu ſehen. Unſer Familienkreis in Caſimiro's Toldo umfaßte, außer dem Häuptlinge und ſeinem Weibe, ſeinen Söhnen und ſeinem Töchterchen Chinguk, einen alten Schwager, Kai, mit dem Spitznamen Chileno, deſſen Weib und Sohn Macho und eine alte taubſtumme Frau von höchſt abſtoßendem Aeußeren. Der einzige gute Zug in Caſimiro's Charakter war ſeine Menſchenliebe. Er war ſtets bereit,

allen Verlassenen oder Schwachen eine Zufluchtsstätte zu bieten, und in seinem Toldo fehlte nie irgend ein solches hülfloses Wesen, dessen er sich erbarmt hatte. Meine ehrenvolle Stelle als Secretär und Oberschiedsrichter, im Range der Nächste nach dem Cacique, söhnte mich kaum damit aus, daß ich die behagliche Ordnung in Frau Orkeke's Hauswesen gegen die unbehagliche Würde in meinem jetzigen Quartier vertauscht hatte. Auch der Chilier Meña, der durch seine guten Eigenschaften es weiter gebracht hatte als seine Landsleute, theilte dieses Quartier. Die Zahl der Chilier hatte sich bis auf vier vermindert; Arica war in der Nähe von Teckel auf der Jagd verschwunden; er war ohne Zweifel in Folge seines zänkischen Wesens von irgend Jemandem, den er gekränkt oder beleidigt hatte, getödtet worden.

Der Weg, den wir zogen, führte nordwärts durch ein Thal; wir jagten auf beiden Seiten des letztern und kamen am Nachmittag in einem Lager Namens Carge-kaik oder vier Hügel an. Die Landschaft bot nichts Bemerkenswerthes; die Hügelwände waren auf beiden Seiten mit Gestrüpp bedeckt, und die Gipfel bestanden aus Felsenmassen und an manchen Stellen aus losem Geröll, zwischen welchem viele Armadille in der Sonne lagen und sich wärmten. Diese Thiere lassen sich, da sie sehr langsam sind, leicht fangen; sind sie aber einmal in ihre Höhle, so sind sie schwer herauszubringen, weil sie sich mit großer Hartnäckigkeit am Boden festhalten. Sie schmecken sehr gut und werden gewöhnlich in ihrem Panzer auf dem Feuer gekocht; zu diesem Zwecke werden die Eingeweide u. s. w. herausgenommen und der hohle Raum mit heiß gemachten Steinen ausgefüllt. Wenn sie in ihrem besten Zustande sind, hat ein Mensch an einem einzigen Schenkel genug, da das an demselben befindliche Fett, das gelb aussieht, ungefähr einen Zoll dick ist. Aus den Panzern machen die Frauen Arbeitskörbe, in welchen sie, wenn sie nähen, ihre Pfriemen, Sehnen u. s. w. haben, oder die auch, wenn sie malen, als Farbenkästchen für die verschiedenen Farben dienen.

Den Tag nach unserer Ankunft wurden Tankelow und noch ein anderer Indianer als Boten an die Horde araucanischer Indianer oder Manzaneros abgesandt, die, wie man annahm, einige Märsche von uns entfernt lagerte. In jener Nacht wurde ein Kind geboren, dessen Eltern reiche Leute waren; es fand daher ein großes Stutenschlachten statt, das Mandilzelt wurde errichtet und ein Schmaus und Tanz angekündigt.

Mittlerweile kehrten gegen vier Uhr Nachmittags die Chaſquis zurück und brachten einen araucaniſchen Indianer mit, der mitten in einem Haufen Neugieriger, die Alle ihn gern ſehen wollten, während er ſich in ſeinem Benehmen immer ernſthaft und dumm verhielt, in gehöriger Form nach unſerm Toldo escortirt wurde. Nachdem die üblichen ceremoniöſen Förmlichkeiten vorüber waren, ſetzte er ſich nieder und legte vermittelſt eines Dolmetſchers dar, daß er ein Sohn Quintuhual's ſei, eines Häuptlings, der ſich gegenwärtig ungefähr vier Märſche weiter nach Norden aufhalte. Sein Vater habe die höfliche Botſchaft, die Caſimiro geſendet, mit großer Freude empfangen, und gleiches Vergnügen werde es ihm machen, die Tehuelchen zu bewillkommnen; doch habe er den Wunſch angedeutet, erſt Caſimiro allein zu treffen. Hierin war der letztere Monarch offenbar anderer Anſicht, denn es ſchien keine guten Abſichten zu verrathen; er antwortete jedoch ausweichend, und damit war das Geſpräch zu Ende.

Dieſer Indianer war ungefähr von mittlerer Höhe. Gekleidet war er in farbige Ponchos und um den Kopf trug er ein ſeidenes Tuch. Er hatte regelmäßige Geſichtszüge, raſtlos funkelnde ſchwarze Augen und ungefähr dieſelbe Hautfarbe wie die Gauchos am Rio de la Plata. Das Haar trug er kurz geſchnitten, und dieſes wie ſein reinliches Aeußere überhaupt bildete zu den wallenden Locken und den mit Farbe beſchmierten Körpern der Tehuelchen einen ſtarken Contraſt.

Indem ich ihm meine Schlafſtelle überließ, machten wir ihn bald heimiſch, und nachdem er Etwas genoſſen hatte, gingen wir zuſammen hin, um den Tänzern zuzuſehen, die um das vor dem Mandilzelt angemachte Feuer herum wacker ausſchritten. Hier geſellte ſich Jackechan zu uns, und da er die araucaniſche Sprache verſtand, ſo konnten wir uns unterhalten. Gleich darauf betheiligte ich mich auf beſonderes Erſuchen am Tanze und zwar mit Golwin (dem Weißen) und noch zwei anderen Indianern, wobei ich zur großen Freude der Indianer zum erſten Male im vollen Straußfeder-Coſtüm, mit Glockengurt und richtig bemalt auftrat. Meine Leiſtung im Tanze rief allgemeinen Beifall hervor, und ſchließlich begaben ſich Alle zur nächtlichen Ruhe; ich ſelbſt nahm mein Sattelzeug und ſchlief unter einem in der Nähe des Toldo ſtehenden Buſche.

Nach einem köſtlichen Frühſtück von gebratenen Fiſchen, die Meña höchſt kunſtgerecht zubereitet hatte, machten wir uns wieder

marschfertig, der Chasqui nahm für jetzt Abschied von uns, und um neun Uhr Vormittags war der ganze Zug der Frauen und Kinder zu Pferde in Bewegung und der Kreis zur Jagd gebildet.

Wir überschritten mehrere seichte Gewässer, an deren Ufern Zwerchbuchen standen, und die sich entweder in Lagunen oder in den Teckelfluß ergossen, dessen Lauf nordöstlich von unserer Linie lag, und der Zug der Frauen berührte bei dem Marsche dann und wann das Thal. Von den Hügeln, die diese Gewässer trennten, bestand die südliche Seite aus allmäligen, mit grobem Gras bedeckten Abhängen, während die nördlichen Gegenabhänge steil und mit losen Felsblöcken und Steinen bedeckt waren. Orkeke hatte mir auf den früheren Märschen oft gesagt, das Land der Araucanos wäre sehr steinig, und es gäbe dort sehr viele Armadille, aber wenig anderes Wild; an diesem Tage nun sah man Guanacos selten, Strauße aber viele und Armadille in Ueberfluß.

Nachdem wir mehrere Rücken und enge Thäler überschritten hatten, zogen wir endlich quer über eine hügelige Ebene, die, wie gewöhnlich, mit Gestrüpp bedeckt und mit Feuerstein-, Achat- und anderem Kies bestreut war, und lagerten uns für die Nacht an einem Platze, Namens „Woolkein"; er lag neben einem Wasserbette, das jetzt beinahe trocken war; nur in tiefen Löchern stand noch Wasser. Den Cañon oder das Thal des Teckelflußes hatten wir einige Meilen weiter östlich verlassen, und zwar an einem Punkte, wo es eine scharfe Krümmung nach Osten zu machen schien.

Nach Westen sah man die gegen zwanzig Meilen entfernten Berge der Cordillera, während in Süden die schroffen Felsenhügel standen, über die wir schon gezogen waren, und in Norden eine Kette ziemlich spitziger Hügel sich zeigte, die sich nach Westen hinzog und an ihrem westlichen Ende nach den unten an der Cordillera liegenden Ebenen abzufallen schien. Am nächsten Morgen waren wir, ehe noch der Reif von der Weide weg war, wieder unterwegs, und nachdem wir einen Felsenhang von vielleicht fünfzig Fuß hinabgeritten waren, erreichten wir eine zweite Ebene, die überall voll Steine lag, welche das Galoppiren sehr erschwerten; dessenungeachtet wurde eine große Heerde Guanacos eingeschlossen und viele erlegt; Strauße dagegen schienen sehr selten zu sein. Zu meiner großen Ueberraschung stiegen, während ich einige Guanacos verfolgte, dicht an den Füßen meines Pferdes zwei große Rebhühner auf, flogen eine kurze Strecke und setzten sich dann wieder. In der Umgegend von Santa Cruz waren

mir Rebhühner beſchrieben worden, aber ich hatte nie eines geſehen; dies waren die erſten, die ich in Patagonien traf.

Gegen drei Uhr Nachmittags kamen wir aus dem ſteinigen Striche auf eine Ebene heraus, die mit Sand und Geſtrüpp bedeckt war. Nachdem wir uns an einem Flüßchen erquickt, zogen wir weſtwärts, ſo daß wir die Cordillera gerade vor uns hatten, bis wir uns um eine hohe Klippe wandten, die aus den begraſten Abhängen, mit welchen die Hügel allmälig in die Ebene übergingen, vorſprang. Jenſeits derſelben betraten wir, uns wieder gen Norden wendend, eine flache Ebene, an deren anderem Ende wir mit großer Zufriedenheit den Rauch bemerkten, der von den Toldos der araucaniſchen Indianer als Antwort auf den unſrigen aufſtieg. In Südweſten konnte man wegen der dort am Rande des Thales vorſpringenden hohen Klippe die bewaldeten Berge nicht deutlich ſehen; zwiſchen den Hügeln jedoch, welche das Thal einſchloſſen, das wir bis hierher ſchon durchritten hatten, traten dieſelben hervor. Auf der Oſtſeite ſtand eine Hügelkette, kahl und öde, nur hier und da rupfte ein einzelnes Guanaco in einſamer Majeſtät die Spitzen des verkümmerten Graſes ab. Vor uns, gerade nach Norden, lag eine große Lagune, in welcher viele Schwäne und Flamingos umherwateten und ſchwammen. Jenſeits derſelben ſah man die Toldos der Araucanier, zehn an Zahl.

Nahe am obern Ende der Lagune machten wir unter dem Schutze einiger dichten Büſche Halt, um unſere Truppen zu ſammeln, unſere beſten Ponchos und unſern Silberſchmuck anzulegen und die Pferde zu wechſeln, und zogen dann langſam weiter, bis wir uns noch ungefähr eine Viertelmeile von den Toldos befanden. Zu unſerm großen Erſtaunen zeigte ſich Niemand, um uns zu empfangen; endlich jedoch ſtellte eine Frau ſich ein und theilte uns mit, daß die Männer alle auf der Jagd ſeien, daß man aber nach ihnen geſchickt habe, und daß ſie bald kommen würden.

Unſere Frauen ſtellten mittlerweile die Toldos auf einem grünen, mit einem Teppich von Erdbeerpflanzen bedeckten Raſenplatze nahe an einem kleinen fließenden Waſſer auf, das unſer Lager von dem der Araucanos trennte. Wir ſaßen Alle ab und ruhten nach der langen Reiſe, bei der wir, von der vorhergehenden Station an, volle vierzig engliſche Meilen zurückgelegt hatten, aus, und in etwa einer halben Stunde erſchienen die Araucanos, wie Dämonen galoppirend. Da ihre Frauen vorher friſche Pferde herbeigebracht hatten, ſo waren

sie fast in kürzerer Zeit, als erforderlich ist, um es niederzuschreiben, im Sattel und, Lanzen in der Hand, in vortrefflicher Linie aufgestellt, darauf wartend, daß wir die Bewillkommnungsceremonie durchmachten. In etwa fünf Minuten hatten wir uns gerichtet und das gewöhnliche Galoppiren, Jauchzen und ceremoniöse Begrüßen überstanden. Mir fiel besonders die kühne, biedere Haltung der jungen Männer dieser Horde auf; in buntfarbige Ponchos gekleidet, unter welchen sie reinliche leinene kurze Hosen und weiße Flanellwesten trugen, machten sie einen höchst civilisirten Eindruck. Vor allen Uebrigen, die im Ganzen nur siebenundzwanzig Mann zählten, zeichneten sich vier Brüder aus; es waren ganz besonders schöne, kräftige Männer, mit blühender Gesichtsfarbe, die in der Ferne, wo man die Farbe ihrer Augen nicht erkennen konnte, fast wie Europäer aussahen. Als ich dies gegen El Sourdo äußerte, der während der Begrüßungsfeierlichkeit mir zur Rechten ritt, erwiederte er mit leiser Stimme: „Arge Teufel, diese Indianer; vielleicht Krieg." Daß er an so Etwas denken konnte, während wir wenigstens zehnmal so viel waren als sie, beweist hinlänglich, in welchem Rufe die araucanische Tapferkeit steht.

Es ging jedoch Alles ruhig vorüber, und auf den folgenden Tag wurde eine Rathsversammlung festgesetzt.

Als wir nach den Toldos zurückkehrten, sahen wir, wie einige Araucanier von etwas Waldung her, die an den Ufern des nach Norden fließenden Baches stand, eine Heerde Schafe und Andere eine Heerde Rinder herbeibrachten. Auf der Ostseite des Thales grasten gegen vier- bis fünfhundert Hengste und Stuten auf der grünen Weide, und Hinchel zeigte mir mit großer Freude die Hengste und Stuten — ungefähr hundert Stück — die seinem ältesten Sohne gehörten, der eine Araucanierin geheirathet hatte und sich bei ihnen aufhielt, und der stolze Vater versicherte, an Nahrung werde es uns nicht fehlen, da er auch Rinder und Schafe besäße.

Casimiro sagte mir, vor vielen Jahren habe er, während er nordwärts reiste, diese nämlichen Indianer zu Fuße getroffen. Sie pflegten, wie er mir weiter mittheilte, mit großen Hunden zu jagen, die sie ausdrücklich der Jagd wegen hielten, das Fleisch gleichmäßig zu theilen und auf den Schultern nach den Toldos zurückzutragen. Auch mit ihrem Wirthschaftsgeräth beluden sie, wenn sie auf dem Marsche waren, sich selbst, hingen dabei Schläuche voll Fett in den Bäumen auf und ließen sie zu künftigem Gebrauch zurück. Er gab

ihnen ein Paar Stuten, von welchen ihre jetzigen Pferde zum Theil abstammen. Diese Erzählung muß man jedoch mit Vorsicht aufnehmen, wenn es auch leicht möglich ist, daß ihnen in irgend einem Kampfe ihre Pferde abgenommen wurden, und daß sie später, als unter dem Cacique Lenketrou alle Indianer sich vereinigten, um in die Ansiedelungen einzufallen, einen Antheil von der Beute erhielten und seitdem durch Handel die Zahl ihrer Pferde vermehrt haben.

An dem Tage, der auf unsere Ankunft folgte, wurde eine Rathsversammlung gehalten und fand ein Austausch von Geschenken statt. Hier machte ich die Bekanntschaft des alten Häuptlings Quintuhual und beschenkte ihn mit einem Dolche. Er war ein kurzer, schwerfällig gebauter Mann, mit ernstem, ja feierlichem Gesichtsausdruck; aber er hatte einen schlechten Ruf, weil er sich leicht berauschte und ohne Weiteres zum Messer oder zum Revolver griff — ja, im Rausche Alles niederstieß, was ihm in den Weg kam. Er war selbstverständlich ein Verwandter — man sagte, ein Neffe — Casimiro's; dessenungeachtet empfing er mich Anfangs mit großem Argwohn, und als auf seine Fragen, was ich sei und warum ich gekommen, ihm mitgetheilt wurde, daß ich im Dienste der Cacique von England stände, die den Indianern wohl wolle, daß ich aber diese Gegenden nur zu meinem Vergnügen besucht hätte, erwiederte er, er sei kein Knabe, dem man leicht Etwas aufbinden könne; nachdem er jedoch geheime Erkundigungen eingezogen hatte, schlug er bald einen andern Ton an; er bewies mir dann die größte Höflichkeit und wurde nie müde, über England und die Engländer Fragen zu stellen.

Hier wurden uns die Briefe, die wir vor einiger Zeit abgeschickt und von denen wir geglaubt hatten, sie würden nunmehr in Patagones angekommen sein, wieder zurückgegeben. Sie waren bis zu Foyel's [1]) Leuten befördert worden, weil aber diejenigen, die ich nach England sandte, auf blaßrothes Briefpapier geschrieben waren, so wurden sie wieder zurückgeschickt, da die Indianer der Ansicht waren, die Farbe des Papiers bedeute Krieg.

Quintuhual hatte einen Valdivier oder Chiloten Namens Juan Antonio bei sich, der den Dolmetscher machte. Dieser kleine Mann, der ursprünglich von seinem, irgendwo in der Umgegend von Porto Montt liegenden „Pago", wie er es nannte, mit Branntwein zu den Indianern gekommen war, um mit ihnen Handel zu treiben, hatte

[1]) Auch Poyel genannt.

ſich entſchloſſen, bei ihnen zu bleiben, da er meinte, er ſei beſſer daran, wenn er als armer Mann mit den Indianern in den Pampas lebe, als wenn er in derſelben Lage ſich in den Anſiedelungen aufhalte. Er ſprach ſelbſtverſtändlich die araucaniſche Sprache, die in Valdivia allgemein üblich iſt, war aber auch mit der ſpaniſchen vertraut. Wenn er nicht zu Pferde ſaß, war er ein jämmerliches kleines Exemplar von einem Manne, und wenn er auch von Quintuhual geduldet wurde, ſo wurde er doch, wie die Spanier es nennen, als ein „Infeliz" oder unglücklicher Menſch betrachtet.

Die Rathsverſammlung löſte ſich nach einer Weile auf, wurde aber, da Crimè mit den zehn erwarteten Toldos ankam, am folgenden Tage fortgeſetzt, und Quintuhual willigte ſchließlich ein, ſeine Horde mit den Tehuelchen zu vereinigen und unter Caſimiro's Banner nach Las Manzanas zu ziehen.

Der Chilote Juan Antonio ſtattete uns am Abend einen Beſuch ab und theilte uns mit, daß die Toldos an dieſem Orte, der Esgelkaik genannt werde, mehrere Monate geſtanden hätten; die Männer ſeien nicht hier geweſen, ſondern hätten erſt die Jagd auf die jungen Guanacos abgehalten und darauf in der Cordillera Rinder eingefangen und gezähmt.

Nach ſeiner Schilderung waren dieſe Indianer große Meiſter im Lazowerfen und galoppirten, wenn ſie die Rinder verfolgten, auf ganz erſtaunliche Weiſe durch die Wälder; um einen Bullen zu fangen und zu ſichern, war nur ein einziger Mann nöthig, und wenn er ihn hatte, galoppirte er weiter und fing noch einen. Da ging es freilich anders als bei uns, wo ſieben Mann nicht im Stande waren, mit dem Lazo ein einziges Thier zu fangen.

Er ſagte ferner, bei Foyel's Indianern, die ſich einige Märſche weiter nach Norden befänden, hätten ſich die letzten zwei Jahre acht Valdivier aufgehalten und mit dem Rinderfang beſchäftigt, und da es ihnen bis jetzt gelungen ſei eine Heerde von achtzig Stück zuſammenzubringen, ſo gedächten ſie binnen Kurzem nach Valdivia zurückzukehren.

Am dritten Tage nach unſerer Ankunft beſuchte ich die Toldos unſerer neuen Verbündeten, und während ich mit einem der vornehmſten Indianer, Namens Malakou, der ein wenig Spaniſch reden konnte, ſprach, wurde ich gefragt, ob ich Feuerwaffen repariren könne, und ein Paar uralte Exemplare von Piſtolen mit Feuerſteinſchlöſſern und von Blunderbüchſen, deren Schlöſſer mit hölzernen

Reifen befeſtigt waren, wurden hervorgeholt. In einer halben Stunde hatte ich ſie wieder zurecht gemacht. Die Eigenthümer waren ſehr erfreut darüber und boten mir Tabak u. ſ. w. an; dieſen wies ich jedoch zurück und nahm ſtatt deſſen eine Haut, um mir einen kleinen Lazo zu machen.

Nachdem ich von meinen neuen Freunden, nicht für immer, ſondern auf Wiederſehen Abſchied genommen hatte, wurde ich, während ich wieder zurückſpazierte, in einen Toldo gerufen, wo vier Frauen ſaßen und Mäntel nähten. Eine derſelben, die zum Pampa-Stamme zu gehören ſchien, alt und häßlich, ſprach Spaniſch und ſagte, ſie ſei früher mit dem Cacique Chingoli in Rio Negro geweſen. Sie führte für die Anderen, drei ſchlanke, loſe Mädchen, Töchter eines Bruders Quintuhual's, welcher Capitanejo der Horde war, das Wort. Die Letzteren hatten ſich mit buntfarbigen Ponchos geputzt und um ihr ſchönes glänzendes Haar, das in zwei lange Zöpfe geflochten war und ihre helle, friſche Geſichtsfarbe reizend hervorhob, ſeidene Tücher gebunden. Die erſte Frage, die ſie an mich ſtellten, war, woher ich käme. Als ich antwortete: „Von der Richtung, in welcher die Sonne aufgeht," fragten ſie, ob es dort nicht ſehr heiß ſei. Dann fragten ſie weiter, ob ich ſchon einmal oben im Himmel geweſen ſei; ob ich nicht einmal todt geweſen und wieder lebendig geworden, oder ob nicht Caſimiro todt geweſen und wiedergekommen ſei, und nach verſchiedenen anderen Dingen derſelben Art.

Nachdem ich ihre Neugierde, ſo gut als ich konnte, befriedigt und eine Pfeife geraucht hatte, erhielt ich durch Juan Antonio die Botſchaft, daß Quintuhual mich in ſeinem Toldo zu ſehen wünſche. Ich begab mich dahin, erhielt auf einem Poncho einen Sitz angewieſen und ſprach eine halbe Stunde mit dem alten Häuptling; am Ende des Geſprächs machte er mir ein Geſchenk mit iner „Jurga" oder, wie die Tehuelchen es nennen, einem „Lechu", einer Art wollener Bettdecke, die ihre Frauen machen, dem Poncho ähnlich, nur daß ſie nicht aus zwei Theilen mit einer Oeffnung, durch welche der Kopf geht, ſondern aus einem ganzen Stück beſteht. Sie war ganz neu; ſeine Töchter waren eben erſt damit fertig geworden.

Nach einem guten Mittagsmahle begaben wir uns zu dem Pferderennen, um zuzuſchauen; es galt einen großen Wettſtreit zwiſchen den beiden Stämmen. Die Rennbahn war ungefähr vier engliſche Meilen lang, und das Wettrennen endete mit dem Siege der

Tehuelchen. Jede der beiden Parteien hatte hoch auf ihre Lieblingsthiere gewettet, und da bei dieser Gelegenheit die Damen am Wetten einen hervorragenden Antheil nahmen, so herrschte bei den Tehuelchen große Freude, weil sie von den schönen Araucanierinnen viele werthvolle Mandils und Lechus gewonnen hatten. Am Abend fand ein großartiger Schmaus mit Mandilzelt und Tanz statt.

In der Nähe dieses Ortes wuchsen viele wilde Kartoffeln; die Frauen brachen daher gewöhnlich früh am Morgen auf und kamen gegen Abend mit beladenen Pferden wieder. Die Knollen waren die größten, die ich gesehen hatte, und glichen an Geschmack genau der Batate. Sie wurden gewöhnlich in einem Topfe gekocht, aber eine Erdscholle darüber gelegt, damit der Dampf darin blieb.

Wir blieben acht Tage in Esgel-kaik, unterhielten uns dort mit Pferderennen, besuchten die Araucanos und verbrachten überhaupt die Zeit sehr angenehm; die einzige Unannehmlichkeit war Crimè's Krankheit, mit dem es allmälig schlimmer wurde.

Den Tag vor unserer Abreise gaben Jackechan und El Sourdo zu verstehen, daß sie, da sie eine Störung befürchteten und einem Kampfe gern ausweichen möchten, uns nicht nach Las Manzanas begleiten würden, sondern in der Richtung von Chupat zu ziehen und einen Boten nach der wallisischen Colonie zu senden gedächten, um sich anmelden zu lassen. Ich ergriff daher sofort die Gelegenheit, einen Brief an Mr. Lewis Jones abzuschicken, in welchem ich ihn um eine bestimmte Sendung Yerba, Tabak und Zucker ersuchte.

Am 5. Februar wurde das ganze Lager abgebrochen; Jackechan und zwei Toldos zogen nach Nordosten, und die Uebrigen, die jetzt einen gewaltig großen Zug bildeten, marschirten fast gerade nördlich. Ehe Jackechan abzog, schickte er eine seiner Weiber und seinen jüngsten Sohn, der außerordentlich an mir hing, in unsern Toldo, damit der Vater der Frau, Kai Chileno, unterwegs sich ihrer annehmen sollte. El Sourdo hatte mich dringend gebeten, mit ihrer kleinen Horde zu gehen, und eine Zeit lang war ich wirklich schwankend, hielt es aber doch für das Beste, mich an Casimiro zu halten und Cheoeque sowie dem vielgerühmten Manzanas, wo die Indianer Früchte in Hülle und Fülle und Trank vollauf zu finden hofften, einen Besuch abzustatten.

Nachdem wir Esgel verlassen hatten, änderte sich der Charakter des Landes. Wir zogen nicht mehr über Pampas mit ihrer traurigen Einförmigkeit, sondern reisten durch ebene Thäler von zwei bis drei

engliſche Meilen Breite, die von Bächen, an welchen verkümmerte Bäume ſtanden, durchfloſſen wurden und reich an Wild waren. Die allgemeine Richtung der die Thäler trennenden Hügel — die runde Dünen und dann und wann zerriſſene und vom Waſſer ausgeſpülte Klippen bildeten — war von Oſt nach Weſt; es ſchien, als wären ſie als Ausläufer von der Cordillera entſendet, von der jedoch ihre weſtlichen Füße durch ein, ſich oft zu einer Gebirgsſchlucht verengendes Thal getrennt waren, in welchem ein Waſſer nach Norden hinabfloß.

Gegen Abend wurde an einem Bache, wo es für die Pferde hinlängliche Weide gab, Halt gemacht, und es war reizend, den langen Zug der Frauen in der Ferne wie eine Schaar Ameiſen ſich die Hügel herabſchlängeln zu ſehen; die Araucanier trieben ihre Rinder und Stuten von unſerer Horde getrennt, und ihre Schafe bildeten unter der Aufſicht einiger jungen Burſchen in langſamen Märſchen den Nachtrab.

Am folgenden Morgen wurde frühzeitig das Lager abgebrochen, und nachdem wir einen gerade über demſelben ſtehenden Hügel, der mit üppigem, hohem Graſe bewachſen war, überſchritten hatten, begaben wir uns den nördlichen Abhang hinunter auf eine wilde, unfruchtbar ausſehende Ebene, an deren Nordſeite, nahe an einer niedrigen Hügelkette, einige Bäume und eine ſilberfarbene Linie den Lauf eines Fluſſes bezeichneten, der von der Cordillera kam; die Berge der letztern ſtiegen zu einer Höhe von 2000 bis 3000 Fuß empor, waren beinahe bis zu den Gipfeln bewaldet, und auf ihren Kämmen glitzerten dann und wann Flecke Schnee, die der Gewalt der Sommerhitze Trotz geboten hatten. Wir ritten quer über die Ebene, auf welcher einzelne Berberis- und andere Büſche ſtanden und zur Abwechſelung hier und da kleine Rücken mit ſpitzen Hügeln ſich hinzogen, und ſchloſſen an den Ufern des Fluſſes, einige Meilen von der Cordillera entfernt, den Jagdkreis. Hier zündeten wir, in verſchiedenen Partieen, die üblichen Feuer an und genoſſen gemüthlich das Jagdmahl, nach welchem wir uns zu den Toldos begaben. Die Araucanier hatten die ihrigen auf dem ſüdlichen Ufer des Fluſſes in einigen Baumgruppen aufgeſchlagen, während jene der Tehuelchen auf dem nördlichen Ufer lagen, ſo daß der Fluß die beiden Dörfer trennte. Von unſerm Lager nach Weſten folgte auf die unfruchtbare Ebene eine Grasfläche, die bis zu dem etwa zwei engliſche Meilen entfernten Fuße der Berge ſich erſtreckte; aber weiter

den Fluß hinauf, der sich nach Norden zog, schien die Ebene ihren unfruchtbaren und steinigen Anblick wieder zu bekommen und hier und da eine ausgetrocknete Lagune zu enthalten, bis sie den Abhang des Gebirges erreichte und abgesonderte Baumgürtel den Anfang des Waldes bildeten. Auf der südlichen Seite des Flusses stand das Weidefutter nicht gerade in Ueberfluß; so viel jedoch, als die Pferde, Rinder und Schafe unserer Verbündeten fraßen, war vorhanden.

Nachdem, wie gewöhnlich, die Pferde besorgt waren, badeten sich die Meisten von uns im Flusse, der zwar nicht sehr tief war, aber hier und da zum Baden geeignete Lachen hatte; das Wasser war jedoch eiskalt. Den Tag nach unserer Ankunft in diesem Lager fand in den araucanischen Toldos ein Geburtstagsschmaus statt, zu welchem die Meisten von uns eingeladen wurden. Es wurde das übliche Zelt errichtet und am Abend ein Tanz gehalten, und Schmaus und Tanz dauerte zwei Tage und Nächte. Als die Vergnügen zu Ende waren, kam von Foyel ein Bote und sagte, Calficura, der Häuptling der an den Salinas nördlich vom Rio Negro, in der Nähe von Bahia Blanca gelagerten Indianer wolle eben mit Buenos Ayres Krieg führen; der angebliche Grund sei die Ermordung eines seiner Verwandten durch die Christen; er bitte deshalb die Araucanier und Tehuelchen, sich ihm bei diesem Einfall anzuschließen. Seine Botschaft lautete wörtlich folgendermaßen: „Mein Pferd steht bereit, ich habe den Fuß im Steigbügel, meine Lanze in der Hand; ich will Krieg führen gegen diese Christen, deren Falschheit wir endlich satt bekommen."

Es wurde ein Parlemento einberufen und die Häuptlinge beriethen sich einige Zeit, beschlossen aber zuletzt, sich nicht in die Sache mischen zu wollen; es wurde daher eine Botschaft des Inhalts gesandt, er könne machen, was er wolle, sie aber möchten gern Frieden halten.

In Diplaik blieben wir einige Tage. Es wurden während derselben mehrere Wettrennen gehalten, die diesmal zu Gunsten der Araucanier ausfielen, welche ihren Nachbarn viele Hengste und Stuten abgewannen.

In die internationalen Vergnügungen kam Abwechselung durch einen Hahnenkampf zwischen Orkeke's Vogel und einem zweiten, der einem Araucanier gehörte. Ich wurde ersucht, die Sporen schärfen zu helfen, und meine Freunde waren ganz erstaunt darüber, daß ich entrüstet mich weigerte, mich mit so Etwas zu befassen. Der arau-

caniſche Hahnbeſitzer hatte auch eine Henne, die während des Marſches auf einigen Eiern ſaß und ihre in ſechs Hühnchen beſtehende Brut glücklich in die Höhe brachte; Henne, Neſt und Alles wurde behutſam zu Pferde transportirt und Mutter Henne ſchien im Sattel genau ſo zu Hauſe zu ſein, wie irgend eine indianiſche Mutter mit ihrem Säugling, den ſie in der Wiege hinter ſich hat.

In den ausgetrockneten Lagunen auf der Weſtſeite des Thales waren häufig die Frauen und zuweilen auch die Männer mit dem Ausgraben einer eßbaren Wurzel beſchäftigt, die dort in großer Menge wuchs. Das Blatt der Pflanze iſt ſehr klein und die Wurzel, die ſich ungefähr einen Fuß unter der Oberfläche findet, iſt von 1 bis 3 Zoll lang. Sie iſt ganz weiß und etwa einen Viertelzoll im Durchmeſſer; im rohen Zuſtande iſt ihr Geſchmack demjenigen der Kaſtanie ähnlich, aber etwas ſüßer. Die Indianer kochen ſie und trinken das Waſſer, das ſehr ſüß ſchmeckt. Während der letzten zwei Tage unſers Aufenthaltes lebten wir, da Fleiſch nicht zu bekommen war, ganz von dieſer Nahrung und von Fiſchen, die wir im Fluſſe fingen. Einige Tehuelchen wurden hier zum erſten Male dazu gebracht, die Fiſche zu koſten, an welchen Caſimiro, Meña und ich uns erquickten, und Manche von ihnen gewannen ihnen großen Geſchmack ab; ſie borgten meine Angelſchnuren und Haken und ſaßen bald am Ufer, geduldig wartend, daß einer anbiß. Sie fingen mehrere und kehrten gegen Abend mit meinen Schnuren zurück, brachten uns auch einen Theil der Fiſche mit, obgleich wir es nicht verlangten. Da ich viele Haken hatte, ſo machten dieſe ſcharfſinnigen Wilden ſich bald Schnuren aus gedrehten Straußſehnen und mögen, nach Allem was ich weiß, gegenwärtig wohl mit dem Fiſchfange beſchäftigt ſein. Die Thatſache, daß vor dieſer Zeit kein Tehuelche die Fiſche, die ich fing, anrührte und ſchon bei dem Gedanken daran großen Ekel äußerte, verdient ausdrücklich erwähnt zu werden, da man behauptet hat, daß ſie an der Küſte Seefiſche fangen und eſſen; dies konnten nur Leute ſagen, die von ihrer wirklichen Lebensweiſe nichts wußten [1]).

Am 12. Februar marſchirten wir; die Urſache, weshalb wir noch zwei Tage länger aufgehalten wurden, war die fortdauernde Krankheit Crimè's, der ſich jedoch endlich entſchloß, einen Verſuch zu machen und mitzuziehen, wenn er auch blos im Stande war auf dem Pferde zu ſitzen. Die Frauen folgten mehr oder weniger dem Thale

[1]) Vergl. Guinnard, 'Three Years' Slavery', p. 73.

des Fluſſes, während die Jäger über die Hügel ſetzten, die auf der Oſtſeite meiſtentheils frei von Fels und Steinen waren und auf denen es viele Strauße gab. Während der Reiſe ſtieß ich plötzlich auf zwei wilde Katzen, von welchen die eine mein Hund angriff und tödtete und die andere meinen Bolas zum Opfer fiel. Sie gehörten zu der Art, die in den Provinzen von La Plata und beſonders auf den Inſeln der Paraná gemein iſt. Gegen Abend trafen wir wieder ein kleines Waſſer, das in den Hauptſtrom floß und auf deſſen Ebene wir ſpäter hinabritten, wo wir die Toldos, buchſtäblich „sub tegmine fagi", bereits aufgeſchlagen fanden. Während dieſes Tagerittes bereiteten wir, da wir zufällig in demſelben Theile des Jagdkreiſes waren wie die Araucanier, unſer Mittageſſen in deren Geſellſchaft und ritten auch zuſammen heim. Unterwegs ſagte Quintuhual's älteſter Sohn, mit dem ich ſchon in ſehr freundſchaftlichen Beziehungen ſtand, er möchte mich gern zum Bruder haben. Wir gaben uns demgemäß die Hände und erklärten, während wir zuſammen ritten, feierlich, daß wir wie Brüder leben und ſtets den Pflichten, welche die Verwandtſchaft uns auferlege, eingedenk ſein, und wenn die Noth es erfordere, einander beiſtehen wollten, in welchem Theile der Welt wir uns auch befinden möchten. Mehr konnte man nicht verlangen, und den Leſer mag es vielleicht intereſſiren, zu wiſſen, daß meine Schweſtern und Baſen die hübſchen Mädchen waren, die in Esgel ſo neugierige Fragen aufgeworfen, und mit welchen ich, obgleich wir gegenſeitig unſere Sprache nicht verſtanden, doch durch Lachen die Bekanntſchaft immer fortgeſetzt hatte, dadurch im Herzen meiner Tehuelche-Freunde bedeutende Eiferſucht erweckend. Die herrlich warme Witterung, die — es war ein Wunder! — während unſers Verweilens in Lilly-haik, wie dieſe Station hieß, fortdauerte, machte unſern dortigen Aufenthalt höchſt genußreich, und wir ſchwelgten in den einfachen Freuden, die der Wald bot; zuweilen gingen drei oder vier von uns fort, über den Bach hinüber, begaben ſich dann über eine Ebene, welche die Pferde und Rinder inne hatten, und ſuchten in den Ravinen der nahen Berge nach Erdbeeren, oder kletterten auf die hohen Bäume und ſammelten den gelben, unſchmackhaften Schwamm, der an den Aeſten hing, oder legten ſich in die wilden Veilchen und genoſſen das dolce far niente. Dieſe indianiſchen Naturkinder zeigten, daß ſie den Müßiggang, der zu dem Früchte- und Blumen-Sammeln und zu dem Umherſtreifen in den Wäldern gehört, ebenſo gut zu ſchätzen wußten wie die Schulkinder bei einem

Ausfluge an einem schulfreien Tage. Einmal begaben sich Casimiro und einige Andere hinaus, um Holz zur Herstellung von Sätteln zu suchen; wir fällten mehrere schöne Bäume, wählten von dem Holze passende Stücke aus und hieben sie ab. Es war mit stumpfen Aexten eine saure Arbeit, aber die Indianer sind, wenn sie einmal Etwas anfangen, unermüdlich. Nachdem ich mit der Axt das Meinige gethan hatte, wanderte ich mit einem Gefährten fort in den dichteren Wald hinein, um Schwämme zur Herstellung von Feuerschwamm zu suchen. Davon fanden wir nur wenig, aber der Durst veranlaßte uns bald, uns nach Wasser umzusehen, und wir entdeckten ein köstliches eiskaltes Flüßchen, das mit Johannisbeerbüschen umgeben war, die reife Früchte trugen. Hier blieben wir kurze Zeit, auf dem bemoosten Rasen liegend und rauchend und Johannisbeeren pflückend, bis ein Jauchzen in der Ferne uns mahnte, daß unsere Gefährten zurückgingen. Auf dem Heimwege tödteten wir eine der platten, krötenähnlichen Eidechsen, welche die Indianer als mit dem Teufel in Verbindung stehend betrachten; auch fingen wir einen jungen Skunk, den Casimiro gern für die Kinder behalten wollte, auf mein Bitten aber laufen und die Freuden der Freiheit genießen ließ. „Denken Sie sich einen zahmen Skunk!" mag wohl mancher Leser ausrufen; aber in Hinchel's Toldo gab es zwei Skunke, die, völlig zahm und so spielerisch wie junge Kätzchen, überall umhersprangen; von ihren anstößigen Eigenschaften machten sie nie Gebrauch, und wenn sie sich zuweilen ein Paar Stunden lang verloren, so entstand von Seiten der Kinder ein schreckliches Geschrei, bis sie wieder gefunden wurden.

Die Hügelabhänge waren ein Garten voll Calceolarien oder Pantoffelblumen, Alyssum oder Steinkraut, winzig kleiner wilder Geranien oder Storchschnabel und anderer Blumen, die ich nicht kannte. Unter ihnen waren zwei prachtvolle Schlingpflanzen; die eine mit prächtigen violetten, trompetenförmigen Blüthen, glich einem Weinstock, und die andere entfaltete schöne kreisrunde, orangefarbene Blumen mit schwarzen Linien, die wie die Speichen eines Rades strahlenförmig vom Mittelpunkte ausgingen. Ich sah mich vergebens nach Samen um, aber es gab keine reifen; ich begnügte mich daher, eine Blüthe abzupflücken, die später mit noch anderen gesammelten Pflanzen verloren ging.

Ein unangenehmer Vorfall gab mir hier Gelegenheit zu der Beobachtung, daß die Araucanier jeden unglücklichen „Christiano", den sie entweder stehlen oder kaufen können, gern zum Sklaven

machen und mißhandeln. Einer der Chilier hörte, nachdem er mehr als einmal von einem Tehuelche-Toldo nach dem andern gezogen war, auf die trügeriſchen Verſprechungen eines Araucaniers und verließ ſeine alten Beſchützer vielmehr als Herren. Er fand bald, daß er eine bequeme Stelle gegen wirkliche Sklaverei vertauſcht hatte. Eines Tages bat er mich, ich möchte mich in's Mittel ſchlagen, um ihn vor der Grauſamkeit ſeines Herrn zu ſchützen, der ihm mit der Peitſche zuſetzte, damit er fortfahren ſollte, Holz zu fällen, womit er eben beſchäftigt war. Er beklagte ſich, daß er den ganzen Tag arbeiten ſolle, ſpärlich zu eſſen bekomme und außerhalb des Toldo ſchlafen müſſe; unter den Patagoniern habe er ein ganz anderes Leben gehabt; da habe er immer Nahrung, Obdach und ein Pferd zum Reiten bekommen. Auf meine Verwendung nahm ihn Quintuhual in ſeinen Dienſt, um ihn zu ſchützen, denn ein Tehuelche nahm ihn nicht wieder auf; doch ſoll er ſpäter von ſeinem ehemaligen Herrn zur Strafe für ſein Fortlaufen getödtet worden ſein.

Während unſers Aufenthaltes ſpielten Einige von uns hoch Karten; Caſimiro und Hinchel arbeiteten ſehr emſig an der Herſtellung von Sätteln, und wenn ſie fertig waren, hatten ſie ebenſo große Eile, ſie zu verſpielen. Auch eine Hochzeit fand hier ſtatt und brachte Abwechſelung in unſer Leben, und ein anderer kleiner Vorfall, eine Eheſcheidung durch gegenſeitige Einwilligung des Mannes und Weibes, eines Araucaniers und einer Tehuelchin, gab den alten Damen Stoff zum Klatſchen; doch wurde bald darauf eine Verſöhnung herbeigeführt.

Am 16. Februar verließen wir Lilly-hait und nahmen Abſchied von dem lieblichen Fluſſe und den Freuden des Waldes, die dieſes Paradies, wie der Ort mit ſeinen blumenreichen ſchattigen Plätzen uns vorkam, gewährte. Als wir den nördlichen Abhang des das Thal begrenzenden hohen Landes hinaufzogen, machte ich Halt, um es zum Abſchied noch einmal anzuſchauen, und ein ſchönerer Anblick hat ſich meinem Auge noch nirgends geboten. Während das Thal eine Krümmung nach Weſten machte, verengte es ſich, und an ſeinem obern Ende kam durch eine rieſenhafte Kluft, deren ſenkrechte Wände mehrere hundert Fuß hoch waren, das Waſſer des Fluſſes aus ſeiner Gebirgswiege hervor. Die Dunkelheit dieſer Schlucht war ſo ſtark, daß ſelbſt indianiſche Augen ſie nicht zu durchdringen vermochten, und der Fluß ſchien aus unbekannter Finſterniß an das Sonnenlicht hervorzutreten. Oben ſtiegen auf beiden Seiten die jähen

Felſenklippen allmälig zu hohen Bergen empor, die in einen reichen Mantel des dunkelgrünen cedergleichen Laubes der Buchenwälder gekleidet waren, und zwiſchen ihren Gipfeln konnte man die blendenden Spitzen weit entfernter höherer, mit ewigem Schnee gekrönter Berge ſehen.

Dieſer reizenden Scenerie den Rücken wendend, ſetzten wir über eine merkwürdige Reihe kahler und ſteiniger Terraſſen oder Bänke von ſeltſam unregelmäßiger Bildung; die Terraſſen liefen in verſchiedenen Richtungen und ſtellten keine parallelen Linien dar, die eine gleichförmige Wirkung des Waſſers angedeutet hätten; die regelmäßigen Abhänge und ebenen oberen Flächen glichen einer Reihe rieſenhafter Stufen. Endlich ſtiegen wir auf eine Ebene hinab, die an einen Fluß ſtieß, den alle Indianer einſtimmig für den Hauptarm des Chupat erklärten. Auf der Südſeite waren die Ufer mit einer Art Pampagras bewachſen, während auf der Nordſeite einige Bäume ſtanden, in deren Nähe die Toldos aufgeſchlagen wurden.

Der Fluß war gegen vierzig Meter breit und ließ ſich an den meiſten Stellen leicht durchwaten; es gab jedoch auch tiefe Strecken, wo ein Pferd ſchwimmen mußte. Der vorderſte Theil der Jäger ſetzte zuerſt über, und Einige, die entweder die Furthen nicht kannten oder ſich nicht um dieſelben bekümmerten, genoſſen ein Bad, indem ſie neben ihren Pferden herſchwammen. Abends war unſere ganze Horde, Frauen und Gepäck, angelangt. An dieſem Orte, der Chupatcuſh genannt wurde, mußten wir wegen der fortdauernden Krankheit des Cacique Crimè einige Tage Halt machen. Wir jagten in der ganzen umliegenden Gegend, die keine beſonders merkwürdigen Züge bot. Stromabwärts, oder richtiger geſagt, nach Oſten hin, kam erſt eine mit kurzem, in Büſcheln ſtehendem Graſe bedeckte und dazwiſchen mit einzelnen Sträuchern bewachſene Hügelkette von der gewöhnlichen Beſchaffenheit, durch die der Fluß in einer Reihe Schluchten hindurchbrach, und dann begann eine große Ebene, die ſich auf jeder Seite vielleicht neun engliſche Meilen erſtreckte; ſie war ſpärlich mit Gras bewachſen, außer nach den Ufern des Fluſſes hin, wo das Weidefutter üppig ſtand.

Nach einer ſpäteren Vergleichung der von den walliſiſchen Anſiedlern in Bezug auf ſeinen untern Lauf gemachten Beobachtungen mit meinen eigenen und unterſtützt durch Berichte der Indianer kann ich behaupten, daß der Chupatfluß ſich in ſeinem ganzen Laufe dadurch charakteriſirt, daß enge, ſchluchtenartige Ein-

schnitte mit ähnlichen weiten Ebenen, die alle zum Anbau sich eignen, abwechseln. Außer dem Sengel, der ohne Zweifel einer seiner Hauptzuflüsse ist, waren auch noch andere auf unserer Reise vorkommende Ströme als Nebenflüsse des Chupat beschrieben worden, und der Richtung ihres Laufes nach schien es, daß ihre Wasser, falls sie das Meer erreichen, sich in den Chupat ergießen müssen; aber es ist dann schwer zu begreifen, wie der Chupat, wenn er das ganze Wasser eines so großen Gebietes aufnimmt, nach der Schilderung sowohl der Indianer als der Ansiedler in der Nähe der Mündung so kleine Dimensionen haben kann. Es ist daher wahrscheinlich, daß einige, wenn nicht die meisten der kleineren Flüsse sich in den centralen Districten in Lagunen oder Sümpfen verlieren, und der Leser muß sich gefälligst erinnern, daß der Lauf dieser Flüsse, wie ich ihn auf der Karte angedeutet habe, nicht in allen Fällen nach meiner eigenen Beobachtung, sondern theils nach der Beschreibung der Indianer, theils nach einer schon vorhandenen Karte, die wahrscheinlich nach ähnlichen Angaben zusammengestellt wurde, verzeichnet worden ist.

Nach Westen kommen in Zwischenräumen Ebenen vor, dem Anschein nach bis zu der Stelle, wo der Fluß aus den Schluchten des hohen Gebirges der Anden hervorbricht, gegen zwölf englische Meilen von unserm Lager. An diesem Punkte fließt der Strom von Norden her, und wie die Indianer mir sagten, hat er seine Quelle in einem großen See, höchst wahrscheinlich im Nahuel-huapi. Das Weidefutter war in der unmittelbaren Nähe des Lagers spärlich, dem Anschein nach kürzlich weggebrannt worden, aber der Boden war fettes angeschwemmtes Land. Bei der Jagd war das Auffallendste, was ich beobachtete, die große Menge Armadille; ein einziger Jäger brachte häufig zwei oder drei. Auch Fische gab es im Flusse sehr viele, und sie waren im Durchschnitt größer als jene, die wir vorher gefangen hatten.

Am 18. Februar wurde nach Norden, nicht weit entfernt, Rauch bemerkt, und gegen Abend kam ein Chasqui an und brachte ein Paar Flaschen Branntwein für Quintuhual mit, sowie die Nachricht, daß bei Foyel's Leuten Alles gut gehe, und am 21. marschirten wir wieder über ein hohes, durch viele unregelmäßige Ravinen zerrissenes Plateau, das dem Anschein nach von einer Ueberschwemmung betroffen worden war. Hohe vereinzelte Felsenklippen standen empor, als ob das Wasser um sie herumgespült, das dazwischen liegende Erdreich weggerissen und nur ihre ausgewaschenen

Geſtalten hätte ſtehen laſſen, die ebenſo deutlich die unvertilgbaren Zeichen der Fluthen bewahrten, wie die zerriſſenen, zerſprengten und verſengten Felſen in den ſüdlichen Diſtricten die Spuren vulkaniſcher Feuer an ſich trugen. Zuletzt kam eine mehr ununterbrochene Ebene und endete in einem abſchüſſigen Hange von 300 bis 400 Fuß Tiefe; die Wand des Spaltes war mit Gras und Sträuchern bewachſen und dazwiſchen mit zerſtreutem Geröll bedeckt. Hier zogen wir hinunter und lagerten uns nahe am Fuße des Hanges, wo an der Seite eine ſchöne Quelle ausſtrömte. Der Grund des Cañons, der beinahe eine halbe engliſche Meile breit war, enthielt ein Waſſerbett, das zu dieſer Jahreszeit trocken war, bis auf einige Lachen mit zum Trinken untauglichem, ſtillſtehendem Waſſer.

Von dieſem Orte aus, der Cuſchamon genannt wurde, ſollten an Foyel und auch an Cheoeque, den Häuptling von Las Manzanas, Boten geſendet und unſer nahe bevorſtehendes Eintreffen ihm vorläufig angezeigt werden; ich ſchrieb daher nach unſerer Ankunft im Lager auf Caſimiro's Geheiß an beſagten Häuptling einen Brief, der in gut abgerundeten Sätzen und mit vielem, an Complimenten reichem Wortſchwall die Thatſache und die Gründe darlegte, daß wir alle Indianer vereinigt hätten und ſie zum Anſchluß einlüden.

Nachdem am folgenden Morgen der Brief den verſammelten Caciquen vorgeleſen und erklärt worden war, erſchienen die zwei Boten (Söhne von Caciquen) mit je zwei Pferden und traten, nachdem ſie noch einige mündliche Befehle erhalten hatten, unter dem Geheul einiger alten Frauen und einem Cornet-Signal ihre Reiſe an. Wir Uebrigen, die wir aufgeſeſſen waren, um der Sache ein größeres Gepränge und mehr Feierlichkeit zu verleihen, begaben uns auf die Jagd; Einige folgten in öſtlicher Richtung der Ravine, die durch hohe Pampas ging und in eine Ebene ausliefe, welche eine durch die Waſſer des Baches geſpeiſte Lagune enthielt, während Andere die oben liegenden hohen Pampas umkreiſten. Hinchel, den ich diesmal begleitete, machte mich auf mehrere kleine Löcher aufmerkſam, an deren Ausmündung ſich Häufchen Erde und Schutt befanden; er behauptete, es ſeien die Aufenthaltsorte von Schlangen, aber außen waren keine zu ſehen. Er beſchrieb die Schlangen als der Farbe nach dunkel, gegen 2 Fuß 6 Zoll lang und völlig unſchädlich, und fügte hinzu, ſie würden zu eſſen taugen; dies Alles wurde ſpäter von Caſimiro beſtätigt.

Zu den Beſchwerden des Pampalebens gehört die, daß man

dann und wann seine Pferde verliert, wie es bei mir in Cuschamon der Fall war; ich mußte einen ganzen Tag suchen, da sie zusammen mit einem Trupp Stuten weit oben im Thale, das sich hier in zwei Arme theilte und in bewässerte grasreiche, sich bis zur Cordillera erstreckende Ebenen auslief, umherstreiften. Da es beide Thäler hinauf Pferdespuren gab, so nahm ich nach dem gewöhnlichen Gesetz der Contrarietät zuerst das falsche und mußte einen langen Galopp umsonst machen. Es ist stets mühsam, gegen zweitausend Pferde durchsuchen zu müssen, die alle ungezeichnet sind, und von welchen viele dieselbe Farbe haben und vielleicht jenen, die dem verlegenen Sucher gehören, ähnlich sehen. Der Indianer jedoch erkennt mit seinem natürlichen Scharfblick seine eigenen Pferde in großer Entfernung unter hundert anderen. Es ist bereits gesagt worden, daß bei diesem umherschweifenden Leben Jeder seine Pferde selbst besorgen muß, denn die Indianer begreifen es nicht, warum ein anderer Mensch es für ihn thun soll, es sei denn, daß er ein Sohn oder Verwandter wäre, und wenn sie sich zum Marsche vorbereiten, wird unter allen Umständen erwartet, daß Jeder seine Pferde selbst findet und herbeibringt.

Während unsers Aufenthaltes in diesem Lager (der bis zum 28. Februar dauerte) traten die kalten Winde wieder ein, und einmal fiel Schnee, aber nicht viel; wir waren daher Alle sehr froh, daß wir endlich den Befehl zum Marschiren erhielten, und zogen in der freudigen Erwartung fort, bald den Chasquis mit Nachrichten von den anderen Indianern zu begegnen. Jetzt waren die jungen Guanacos zu beträchtlicher Größe herangewachsen und machten bei der Jagd Einem länger zu schaffen, aber ihre Felle waren zu Mänteln unbrauchbar, weil der Pelz schon mehr von der dichten wolligen Beschaffenheit erlangt hatte, die der Pelz des ausgewachsenen Thieres hat.

Der nächste Halt wurde an einem Orte Namens Telck gemacht; es war ein Thal von beträchtlicher Breite, an dessen einem Rande ich auf die Höhle eines patagonischen Hasen oder Halbkaninchens aufmerksam gemacht wurde; der Besitzer der Höhle war jedoch nicht zu sehen. Hier kam ein Bote von Foyel an mit einer Antwort auf unsern Brief; sie war von einem valdivischen Indianer, Namens Antonio Guaitu verfaßt, der von den Missionären erzogen worden war und bei dem Häuptlinge das Amt eines Sekretärs bekleidete. Die Caciquen bildeten einen Kreis, in welchem mein Platz neben dem Präsidenten, Casimiro, war; dann wurden die Chasquis vorge-

ſtellt und überreichten mir feierlich den Brief, der in ganz eigenthümlichem Spaniſch geſchrieben war; nachdem ich ihn einigermaßen für mich ſtudirt hatte, war ich im Stande ihn zu entziffern und der aufmerkſamen Verſammlung zu erklären. Er enthielt viele Aeußerungen des Wohlwollens und der Hoffnung auf eine baldige Zuſammenkunft und ſchloß mit der Entſchuldigung, daß er, weil er ſein nördlich vom Rio Limay gelegenes Land nur verlaſſen habe und in dieſe Gegenden herabgekommen ſei, um Jagd auf die jungen Guanacos zu machen, zu ſeinem Bedauern ſo wenig Krieger in ſeinem Gefolge habe, mit welchen er „den großen Häuptling des Südens", nämlich Caſimiro, bewillkommnen könne. Die Häuptlinge waren alle, ohne daß ich mich rühmen will, ſowohl mit meiner Haltung bei dieſer amtlichen Verrichtung ſehr zufrieden, als auch erfreut über den freundſchaftlichen Inhalt der Depeſche; einer der araucaniſchen Caciquen gab mir mit vielen Complimenten die Verſicherung, daß, wenn ich reiten wollte, ſeine Pferde mir immer zur Verfügung ſtänden. Hierauf begaben ſich Alle zu einem Schießen oder vielmehr zu einer Uebung auf Piſtolen, bei welcher die Leiſtungen entſchieden mäßig und das Ziel der ſicherſte Platz war.

Von da brachen wir am 3. März auf, zogen immer nordwärts über die unfruchtbaren ebenen Pampas, auf welchen kaum ein Strauch ſtand, während in Weſten die mauerähnliche Cordillera ſich erhob und nach Oſten Hügelketten die Ausſicht begrenzten, und kamen gegen zwei Uhr Nachmittags auf einer marſchigen Ebene an. Dort ſtieg, als wir eben Halt machten, um ein Feuer anzuzünden, plötzlich auf der gegenüberliegenden Seite eine Rauchwolke auf und deutete die nahe bevorſtehende Ankunft der nach Las Manzanas geſandten Chaſquis an. Es wurden ſofort ein halbes Dutzend von uns abgeſchickt, um zu ſehen, ob die Vermuthung ſich beſtätige; wir verſchoben daher unſer Mittageſſen auf eine künftige Gelegenheit und ſprengten wettrennend über das Thal hinüber, denn die Indianer glaubten ſteif und feſt, die Boten brächten Branntwein mit und Jeder wollte gern zuerſt trinken. Endlich entdeckten wir ſie, und als ſie uns ebenfalls bemerkten, hielten ſie an einem kleinen Hügelchen und ſaßen ab; dort ſchloſſen wir uns ihnen bald an, während Caſimiro, wie es ſich für einen ſo großen Mann geziemte, ruhig und geſetzt folgte. In Betreff des Branntweins hatten die Indianer ſich getäuſcht; die Boten hatten weiter nichts mitgebracht als einige Aepfel, von welchen eine Anzahl an uns vertheilt wurde; ſie waren ſehr ſaftig und er-

quickend und kamen jedem europäischen Apfel gleich. Die einzige Antwort auf unsern Brief war eine mündliche Botschaft des Inhalts, daß wir in Las Manzanas willkommen sein würden, und daß Cheoeque eine Streitmacht sammeln wolle, um uns entgegenzukommen; sein ganzes Volk sei gegenwärtig im Gebirge und bringe die Aepfel- und Piñonen-Ernte ein; auch habe er gesagt, er habe kürzlich Nachricht von Patagones erhalten, indem ein gewisser Mariano Linares, Bruder des Oberhäuptlings der in jener Ansiedelung lebenden zahmen Indianer, gegenwärtig in Las Manzanas zum Besuch sei. Casimiro war etwas aufgebracht darüber, daß er keine schriftliche Antwort erhielt; als ich ihn aber aufmerksam machte, daß ja möglicherweise Cheoeque keinen Sekretär in seinem Gefolge haben könne, beruhigte sich der Häuptling einigermaßen, obgleich seine Würde etwas verletzt war und er immer wieder auf die Sache zurückkam.

Auf dem Wege nach den Toldos, die inzwischen, während wir die Nachricht vernahmen, Aepfel brieten u. s. w., waren aufgeschlagen worden, machte Casimiro mich auf den Schauplatz eines frühern Kampfes aufmerksam, in welchem ein Häuptling und mehrere Indianer gefallen waren. Es war ein zum Lager sehr wünschenswerther Platz, wurde aber wegen dieser Ereignisse vorsichtig gemieden, und anstatt desselben nahm unsere Horde eine feuchte und selbst kothige Stelle an den Ufern eines kleinen Flusses ein, der sich in einer weiter östlich liegenden großen Marsch verlor, während die Araucanier sich einen bessern Platz ein wenig weiter oben im Thale ausgesucht hatten. Am folgenden Tage jagten wir auf einigen Hügeln in der Nähe des Gebirges und erlegten eine große Menge Strauße; kaum Einer kam ohne eine tüchtige Masse Fleisch heim.

Am 5. März zeigten sich früh am Morgen, während die Meisten von uns ihre Pferde besorgten und Andere zu Hause saßen und rauchten, in der Ferne einige Männer mit mehreren Pferden, deren eines beladen zu sein schien. In einem Augenblicke waren viele Indianer fort, den neuen Ankömmlingen entgegen, und Einer kam eilig zurück, um uns mitzutheilen, daß es Manzanero-Indianer seien, die Branntwein zum Verkauf brächten. Sie begaben sich nach Quintuhual's Toldo, da Einer von ihnen ein Verwandter des Häuptlings war, saßen dort ab und luden von ihrem Pferde zwei mit Rum gefüllte Schaffelle ab. Groß war die Freude, die unter den Indianern herrschte, und groß die Menschenmenge, die sich bald um Quintuhual's Toldo sammelte, aber behutsam sich in ehrerbietiger Ent-

fernung hielt. Es wurde ſogleich nach Caſimiro und mir geſchickt, und beim Hinüberreiten wurden wir eingeladen, als Vorſitzende die Feſtlichkeit zu eröffnen. Als wir in Geſellſchaft mehrerer anderer Caciquen abgeſeſſen waren, wurden vier Lanzen in die Erde geſteckt (auf deren einer ein weißer Fetzen oder Poncho angebracht war), und die Häuptlinge nahmen jeder einen Hornlöffel oder ein Pfännchen, in welchem ganz wenig Rum war, und zogen um die Lanzen herum, wobei ſie eine Beſchwörungsformel murmelten und ein wenig Rum auf die Erde, ſowie auch, während ſie vorbeigingen, auf die Lanzen ſprengten. Dieſe Ceremonie wurde zweimal wiederholt. Eine auserleſene Schaar alter Frauen ſang und ſchrie dazu, um den böſen Geiſt verſcheuchen zu helfen. Hierauf reichte mein Bruder, welcher der Feſtordner zu ſein ſchien, Pfännchen mit Grog herum, und in kurzer Zeit waren Alle fröhlich geſtimmt. Nachdem ich ein Paar Gläſer genoſſen hatte, zog ich mit Orkeke und Hinchel, die Beide nicht gern viel trinken wollten, mich zurück, weil möglicherweiſe eine Ruheſtörung eintreten konnte. Die übrige Geſellſchaft fing dann an Getränk zu kaufen, da die erſt unentgeltliche Ueberlaſſung aufhörte, und es dauerte nicht lange, ſo waren Viele in einem vorgerückten Zuſtande der Berauſchung, unter ihnen unſer Oberhäuptling. Der Kaufpreis war für zwei Flaſchen abſcheulichen valdiviſchen Rums ein Mantel, oder ein noch ungebändigtes Hengſtfüllen; es war, wie die Tehuelchen zugaben, ein ganz übertriebener Preis; da aber die Händler es ihnen frei ſtellten, entweder nicht zu trinken oder zu bezahlen, ſo war der Rum bald vergriffen und die Kaufleute beſaßen gegen achtzehn neue Mäntel und eine gehörige Anzahl Stuten- und Hengſtfüllen. Die ſchlauen Indianer ſtahlen jedoch während der folgenden Nacht einen Theil der Mäntel zurück, und in Betreff der Pferde drehten ſie den Araukaniern eine Naſe, indem ſie vorgaben, ſie könnten ſie nicht einfangen. Bis gegen drei Uhr Nachmittags ging Alles ruhig ab; dann fand ein Kampf ſtatt, aber die Kämpfenden wurden entwaffnet. Von da bis acht Uhr Abends waren Quintuhual, Orkeke und viele der Leute, die ſich nüchtern gehalten hatten, mit der Unterdrückung von Ruheſtörungen beſchäftigt; Caſimiro war ſo ſchlimm wie jeder Andere und ſchickte nach ſeinem Gewehr, um irgend einen vermeintlichen Feind zu erſchießen; ich fing es glücklicherweiſe auf, verſtopfte die Piſtons und verſteckte es hinter dem Toldo. Schlafen konnte man wenig, bis gegen Morgen, wo die Betrunkenen an allen Ecken und Enden

lagen, um ihren Rauſch auszuſchlafen. Am folgenden Morgen erwachte Caſimiro mit argem Kopfweh und ſchlechter Laune und fing an über Etwas zu ſprechen, was ihm am vorhergehenden Tage geſagt worden war, wobei ich ihm auseinanderſetzte, daß er gar keine Scham mehr haben müſſe, ſich ſo zu betrinken, und daß die Indianer einen Häuptling, welcher der Erſte geweſen ſei, ein böſes Beiſpiel zu geben, indem er eine Ruheſtörung hätte hervorrufen wollen, durchaus nicht achten könnten; ganz anders habe Quintuhual gehandelt, der nüchtern geblieben ſei und für ſeine Leute geſorgt habe, wie es einem Häuptling gezieme; ſo hätte er (Caſimiro) es auch machen ſollen. Dies brachte den alten Monarchen in Zorn; er antwortete höchſt unhöflich und zwar dermaßen, daß ich, um Skandal zu vermeiden, ihn ſeinem kranken Kopfe überließ und mich aus dem Toldo entfernte, bis er in beſſerer Stimmung ſein werde.

Kurz nach dieſer kleinen Epiſode brachen wir das Lager ab und marſchirten einige Meilen nach Norden. Ich war dadurch, daß ein Pferd fehlte, aufgehalten worden und ritt daher nicht mit der Jagdgeſellſchaft ab, ſondern holte die Leute ein, die mit dem Rum gekommen waren und eben mit ihren noch übrigen Mänteln, Pferden, Füllen u. ſ. w. zurückkehrten; ſie ſchimpften laut auf die Tehuelchen als eine Bande ſchuftiger Spitzbuben. Unter ihnen war ein valdiviſcher Knabe, der fließend Spaniſch ſprach und mich einlud, ihn nach Los Llanos zu begleiten, wohin er jetzt zurückzukehren gedachte. Er ſagte, in ſieben oder acht Tagen hoffe er den Ort zu erreichen, und von da bis zum Hafen von Valdivia ſei es nur anderthalb Tagereiſen. Als wir im nächſten Lager anlangten, nahm ich von dieſen Leuten, die weiter nach Norden reiſten, Abſchied; ſie wollten ihr Eigenthum nicht gern wieder in der Nähe unſers Lagers haben, weil ſie nicht trauten.

Da wir nur Halt gemacht hatten, um zu übernachten, ſo ſetzten wir, kurz nachdem es Tag geworden war, unſere Reiſe fort; wir ritten einen etwas ſteilen Abhang nach dem voll ſcharfer Steine liegenden und hier und da von Felſenrücken durchkreuzten hohen Plateau hinauf. — Strauße und Guanacos gab es in Menge, und wenn auch bei ihrer Verfolgung faſt mit Sicherheit das Pferd lahm wurde, ſo wurden doch viele erlegt. Bei dieſer Jagd kam ein männliches Guanaco von den auf der Weſtſeite des Kreiſes befindlichen Indianern auf mich zu gerannt, und als ich fort galoppirte, um es aufzufangen, machte es eine Wendung und eilte einen Felſenrücken hinab. Ich

war eben im Begriff, die Bolas zu werfen, da ich nahe genug war; da ſtolperte es plötzlich, ſtürzte und blieb, auf den Kopf gefallen und betäubt, unten an der Felſenklippe liegen, wo ich es mit dem Meſſer bald abthat.

Dieſe kahlen Pampas endeten plötzlich in einer Reihe Felſenklippen, die an manchen Stellen allmälig, aber doch ſteil abfielen, an anderen einen ſenkrechten Abſturz von 200 Fuß Höhe darſtellten; unten lag eine große Ebene, die von einem Bache durchfloſſen und auf der Süd-, Oſt- und theilweiſe auch auf der Weſtſeite von dieſen Klippen eingeſchloſſen wurde, während die nördliche und nordweſtliche Grenze Hügel mit ſanft anſteigenden Hängen bildeten. Ungefähr in der Mitte dieſer Ebene waren, dicht neben dem Bache, Foyel's Toldos zu erkennen, nach welchen die Frauen, die in einer öſtlich gelegenen Ravine hinabgezogen waren, ihren Weg nahmen, während man eine Strecke nach Nordoſten auf den oberen Ebenen die Jagdfeuer ſah, welche die Eigenthümer der Toldos angemacht hatten. Wir kamen zeitig genug an, da aber die Jagdgeſellſchaft erſt ſpät zurückkehrte, ſo ſahen wir jenen Abend von Foyel's Leuten Nichts; doch wurden zwiſchen den Häuptlingen Briefe gewechſelt, worin ſie einander zu der Zuſammenkunft Glück wünſchten und den nächſten Tag zu der Bewillkommnungs-Ceremonie feſtſetzten.

Am folgenden Morgen brach jedoch der Tag mit einem wüthenden Südweſtſturme an, der von vorübergehenden Schnee- und Graupelböen begleitet und ſo beißend kalt und jämmerlich war, daß Foyel ein Billet des Inhalts ſchickte, „da es heute etwas kalt ſei", ſo werde es vielleicht beſſer ſein, die Ceremonie zu verſchieben, bis ſchöneres Wetter werde, weil nach derſelben ein Parlemento werde gehalten werden müſſen, um allgemeine Angelegenheiten zu berathen. Caſimiro antwortete durch mich, er ſei derſelben Meinung, werde ſich aber die Ehre machen, ihm einen perſönlichen Beſuch abzuſtatten. Gleich darauf begaben wir uns in den Sturm hinaus, nahmen die Geſchenke und die nöthige Anzahl Frauen zum Schreien und gingen nach Foyel's Toldo, wo wir die Gaben überreichten, während die Frauen dabei melodiſch heulten. Dann folgte eine kurze Unterredung zwiſchen den beiden Caciquen, von welchen jedoch, wohlbemerkt, keiner die Sprache des andern verſtand. Nach dem Schluſſe dieſes Ceremoniels, das während eines Schneewetters, bei dem man faſt blind wurde, außerhalb des Toldo ſtattfand, gingen wir wieder nach Hauſe; kurz darauf klärte ſich der Himmel ein

wenig auf und man ſah Foyel's Leute von entfernten Stellen des Thales her Rinder und Schafe herbeibringen, die man dorthin getrieben hatte, um vor dem Sturme Schutz zu finden. Einige liefen in der Richtung nach uns zu und wurden dicht an den Toldo getrieben, auf welchem ſtolz die Flagge von Buenos-Ayres wehte, um die Wohnung des Häuptlings zu bezeichnen. Dann kam Foyel und hielt mit Caſimiro eine Unterredung; er beſchenkte ihn mit Rindern, die von einigen valdiviſchen Indianern und einem blondhaarigen Manne, der chriſtliche Kleider trug, aber ziemlich wild ausſah, mit dem Lazo gefangen wurden. Ich dachte erſt, der Blondhaarige ſei entweder ein Schotte oder ein Engländer; als er ſich aber, während er eine der Kühe abthat, mir näherte, fragte ich ihn in ſpaniſcher Sprache, woher er komme, und ob er nicht ein Engländer ſei; er antwortete, er ſei aus Chili, habe aber beinahe ſein ganzes Leben in Valdivia zugebracht und dort Rinder gezähmt, und ſei die letzten zwei Jahre mit den Valdiviern in der Cordillera geweſen, wo er Rinder gefangen und ſein Hauptquartier in Foyel's Lager aufgeſchlagen habe. Sein Name war Ventura Delgado, und er hatte im vorhergehenden Jahre mit dem Sekretär Antonio Guaitu, der für Foyel ein Geſuch um Rationen mitnahm, Patagones beſucht. Da wir Beide jetzt keine Zeit hatten, ſo machten wir ab, daß wir uns ſpäter am Tage treffen und mit einander ſprechen wollten. Am Vormittage wurde viel geſpeiſt, und um dem Menſchengedränge, ſowie auch der Marter zu entgehen, fortwährend irgend eine ſinnloſe Botſchaft von Caſimiro an Foyel ſchreiben zu müſſen, die ungefähr jede halbe Stunde ſchriftliche Botſchaften zu wechſeln pflegten, obgleich die Toldos nicht über zweihundert Meter von einander entfernt waren, verließ ich des Häuptlings Quartier, um einen Spaziergang zu machen. Während ich im Lager umherſtreifte und nach dem Toldo ſuchte, in welchem mein neuer valdiviſcher Bekannter abgeſtiegen war, wurde ich in einen andern gerufen, wo Caſimiro's Tante, die zu unſerm Familienkreiſe gehörte und meine „Rauchgenoſſin" war, am Feuer ſaß und Grog trank; ſie lud mich ein, ihr zu helfen, und da ich durchaus nicht abgeneigt war, ſo ſetzte ich mich nieder und wir ſtießen zuſammen zwei- bis dreimal an, worauf der Eigenthümer des Toldo, ein Pampa-Indianer und Schwager Foyel's, kam. Er war ein verſtändiger, ſchön ausſehender Mann, und da er früher eine beträchtliche Zeit lang in den Anſiedelungen geweſen war, ſo ſprach er fließend Spaniſch; er war ſehr höflich und geleitete mich nach Foyel's

Toldo, wo ich den Nachmittag mit Antonio Guaitu und Ventura Delgado, dem Valdivier, verbrachte.

Am 8. März gab Caſimiro, da der Tag ſchön und zur Bewillkommnungs-Ceremonie geeignet war, in früher Stunde Befehl, daß Alle aufſitzen und ſich bereit halten ſollten, die nöthigen Evolutionen durchzumachen. Ungefähr eine Stunde nach Erlaſſung des Befehls ſaßen die meiſten Patagonier zu Pferde und waren bereit; es begaben ſich daher Alle nach der Stelle des Thales, wo die vereinigten araucaniſchen Indianer unter Quintuhual und Foyel, Lanzen in der Hand, bereits in Linie aufgeſtellt waren und auf unſern buntſcheckigen Haufen warteten, der wegen ſeiner lockeren Begriffe von regelrechter Aufſtellung den Häuptlingen viel Mühe machte; kaum hatten die Caciquen und Adjutanten den einen Theil der Linie einigermaßen in Ordnung gebracht, ſo löſten am andern Ende die Leute ſich auf, ſtellten ſich in Haufen zuſammen und unterhielten ſich oder rauchten. Foyel ſchickte Caſimiro mehrere Botſchaften, daß er ſeine Linie richtig formirt halten ſolle, und endlich wurden die Tehuelchen einigermaßen in Ordnung gebracht und die Ceremonie begann. Nachdem ſie beendet war, wurde ein großes Parlemento gehalten, das bis zum Nachmittag dauerte; die früheren Beſchlüſſe wurden alle beſtätigt, nämlich, Caſimiro ſollte als Häuptling des Südens anerkannt werden und ſeine Gewalt ſich über alle Indianer ſüdlich vom Rio Limay erſtrecken; mit ſeinen Leuten ſollte er für die Sicherheit von Patagones bürgen und die unter dem Häuptling Calficura ſtehenden Pampa-Indianer von Las Salinas in Schach halten, im Fall jener Häuptling, was unwahrſcheinlich ſei, den Rio Limay zu überſchreiten verſuche, um Einfälle in die Anſiedelungen zu machen; zweitens ſollten wir, Alle vereinigt, nach Las Manzanas marſchiren, um Cheoeque zu beſuchen und ihm den Vorſchlag zu machen, daß er mit ſeinen Truppen für die Sicherheit des nördlichen Ufers des Fluſſes einſtehe, was ein wirkſames Mittel ſein werde, Calficura im Zaume zu halten und Patagones zu ſchützen. Nach dem Parlemento beſuchte ich Foyel und wurde von ihm mit aller möglichen Freundſchaft und Auszeichnung empfangen. Im Laufe der Unterredung bat er mich, ihm meinen Compaß zu zeigen, dem ſein Ruf vorausgegangen war. Ich nahm ihn ſofort vom Halſe, wo ich ihn zu tragen pflegte, und verſuchte ihm ſeinen Gebrauch zu erklären. Obgleich er ihn Anfangs mit etwas abergläubiſcher Scheu betrachtete, begriff doch Foyel, anders als die übrigen Indianer, bald ſeine Anwendung;

doch deutete auch er an, daß er wohl nicht blos zu brauchen sei, um des Nachts den Weg zu finden, sondern vielleicht auch beim Spiele Glück bringe. Ich bat ihn daher, ihn anzunehmen, was er nach einigem Bedenken mit augenscheinlicher Freude that; er wickelte ihn sorgfältig ein und übergab ihn seiner Tochter zur Aufbewahrung.

Dann fing er ein Gespräch über die Indianer und ihre Beziehungen zu den Weißen an. Er sagte, er sei für einen freundschaftlichen Verkehr sowohl mit den Valdiviern auf der Westseite als mit den Argentinern an den östlichen Küsten. Ich führe hier einige seiner eigenen Worte an: „Gott hat uns diese Ebenen und Hügel gegeben, um darin zu wohnen; er hat uns mit den Guanacos versorgt, um aus den Fellen derselben unsere Toldos herzustellen, und aus den Häuten der jungen machen wir Mäntel, um uns damit zu kleiden; auch den Strauß und das Armadill hat er uns zur Nahrung verliehen. Unsere Berührung mit den Christen hat uns Yerba, Zucker, Zwieback, Mehl und andere feine Lebensmittel kosten lassen, die wir früher nicht kannten, die uns aber jetzt fast unentbehrlich geworden sind. Führen wir mit den Spaniern Krieg, so haben wir für unsere Felle, Ponchos, Federn u. s. w. keinen Markt; es ist daher zu unserm eigenen Vortheil, wenn wir mit ihnen auf gutem Fuße stehen; überdies gibt es hier vollauf Platz für uns Alle." Dann sagte er weiter, er wolle versuchen, einen Weg nach Valdivia zu finden, auf dem er Las Manzanas und die Picunchen, einen Indianerstamm, der gegen alle Ausländer sei, vermeide, und wo möglich wolle er sich Familien valdivischer Indianer verschaffen und einige der in der Nähe des Rio Limay liegenden Thäler anzubauen versuchen.

Ich wußte damals noch nichts von Mr. Cox's Reise vom Nahuel-huapi-See hinab, sonst hätte ich ihn sogleich von jenem Mittel zum Verkehr mit den auf der Westseite liegenden Ansiedelungen unterrichten können; doch zweifle ich, daß Frauen und Kinder, die Wirthschaftssachen und Ackerbaugeräthe bei sich haben, diesen Weg benutzen können. Nachdem wir noch ein wenig mit einander gesprochen und ich die allgemeine Einladung erhalten hatte, ihn zu besuchen, so oft ich Lust hätte, nebst der gastfreundschaftlichen Versicherung, daß, wenn ich hungrig sei, es immer Nahrung für mich geben werde, begab ich mich wieder nach Casimiro's Toldo, während Foyel fortging, um Karten zu spielen, und, um Glück zu haben, meinen Compaß mit-

nahm, und merkwürdig genug! er gewann den Tehuelchen mehrere Pferde, silberne Steigbügel und andere werthvolle Sachen ab.

Am folgenden Tage fand ein Wettrennen statt. Die Tehuelchen schafften ihr Pferd erst auf den Gipfel eines nahen Hügels, wo der Doctor irgend eine Zauberei vornahm, damit es sicher gewinnen sollte; dies geschah auch, obgleich es dem Anschein nach dem andern Pferde, das mit ihm rannte, nachstand. Auf dieser Ebene, von den Indianern Gatschen-kaik oder die Felsen-Hügel genannt, mußten wir wegen Crimè's Krankheit bis zum 21. März gelagert bleiben. Den größeren Theil dieser Zeit litten ich und mehrere Andere an Neuralgie und Geschwüren im Munde; es rührte, wie ich glaube, von dem schlechten Wasser her, das wir zu trinken hatten, vielleicht auch von dem Mangel an Salz, das sehr rar geworden war.

Bei Spiel, Jagd und anderen Vergnügungen, bei welchen das Glück sich immer von einer Seite zur andern wandte, fand zwischen den Stämmen fortwährend eine freundschaftliche Rivalität statt. Einen Tag um den andern besuchte ich den armen Crimè, dessen Seufzer man des Nachts, von dem Gesange irgend einer alten Hexe begleitet, hören konnte. Der Kranke fragte mich immer, wie lange er noch leben werde. Anfangs suchte ich ihm einzureden, daß er wieder gesund werde, nach einiger Zeit aber gab ich ihm, da er wirklich schnell abnahm, zu verstehen, daß er, wenn er Glück habe, noch einen Monat leben könne. Ich erbot mich, sein Bein zu öffnen und zu versuchen, ob ich ihn heilen könne; er ließ es aber nicht zu; er sagte, wenn er bei der Operation stürbe, würde es dem Doctor schlecht gehen; das war allerdings wahr, und ich gab daher meine Absicht, eine chirurgische Operation vorzunehmen, wieder auf.

Ehe wir das Lager abbrachen, kamen aus Cheoeque's Lager ein Valdivier und ein anderer Indianer an, brachten aber nicht viel Neues mit; sie sagten, die Manzaneros wären noch immer in den Thälern der Cordillera zerstreut und damit beschäftigt, die jährliche Aepfel- und Piñonen-Ernte einzubringen; der letzteren Früchte hatten wir schon von Foyel's Leuten, die mit ihren nahe am Rio Limay lebenden Verwandten einen lebendigen Verkehr unterhielten, viele bekommen.

Am 21. März verließen Alle das Thal und zogen einige Stunden weit durch eine Gegend voller Abwechselung. Auf der Marschlinie standen Klippen von gelbem und rothem Sandstein, die in den Schluchten unregelmäßig und malerisch hervorragten; nach Westen

aber sah man an die Ebenen schwarze basaltische Höhen anstoßen, während man bei der Jagd auf dem höher gelegenen Lande über die Oberflächen zerstreute Massen Eisenerzes und vulkanischen Gesteins traf. Wir blieben für die Nacht in einem Thale Namens Changi, zogen am nächsten Tage weiter und kamen gegen Mittag in einer großen Ebene an, die auf der Ostseite von Sandsteinklippen eingeschlossen war, und auf deren Nordseite ein eigenthümlicher spitziger Felsen, vielleicht 300 Fuß hoch, thurmartig emporstieg; er stand allein auf dem schrägen Abhange; von der Westseite betrachtet, sah er aus wie eine aus flötzartigen gelben, rothen und schwarzen Sandschichten bestehende Säule, und auf seinem Gipfel hatte ein Condor seinen Horst.

Die Ebene erstreckte sich mehrere englische Meilen weit nach Westen, wo sie wieder durch Felsenklippen abgeschlossen wurde, die aber von jenen nach Osten sich dadurch unterschieden, daß sie aus Basalt bestanden. In dieser Ebene, Geylum genannt und nach den Aussagen der Indianer einige Stunden östlich vom Nahuel-huapi-See gelegen, vom Rio Limay sechzig und von Las Manzanas fünfundsiebenzig englische Meilen entfernt, wurde beschlossen die Zeit zu verbringen, die erforderlich war, ehe Alle zusammen nach Cheoeque's Hauptquartier marschirten, vorher Chasquis abzusenden und unsere baldige Ankunft melden zu lassen.

Siebentes Kapitel.

Las Manzanas.

Ein Dieb ertappt. — Fräulein Foyel. — Aufbruch nach Las Manzanas. — Erſter Anblick der Aepfelhaine. — Vorzeichen von Krieg. — Inacayal's Tolderia. — Uebergang über den Rio Limay. — Mr Cox's Schiffbruch. — Lenketrou's Einfall — Eine unruhige Nacht. — Die Tapferkeit meiner Vettern. — Cheoeque der Große. — Ein berittenes Parlamento. — Aepfel und Piñonen. — Graviel's Wahnſinn. — Las Manzanas. — Cheoeque's Palaſt. — Die Zechgelage und Luſtbarkeiten. — Fehden zwiſchen den Häuptlingen. — Die Picunchen und die nach Valdivia führenden Päſſe. — Handel und Politik. — Calfucura's Einfall in Bahia Blanca. — Friedensbeſchlüſſe. — Ein großartiges Bankett. — Cheoeque's Macht. — Araucaniſche Sitten und Gebräuche. — Abſchiedsgeſchenke. — Einladung, wiederzukommen. — Orkeke's Großmuth. — Rückkehr nach Geylum. — Ausbruch einer epidemiſchen Krankheit. — Mein kleiner Page. — Abreiſe von Geylum.

Den Tag nach unſerer Ankunft in Geylum kamen Manzaneros oder Araucanier von Norden her mit ſelbſtbereitetem Aepfelwein, den ſie in Schaffellen hatten, Aepfeln und Piñonen, um damit zu handeln; es folgte daher, wie gewöhnlich, ein unmäßiges Leben. In der Nacht wurde ein Verſuch gemacht, unſern Toldo zu plündern, und er wäre beinahe gelungen; eine der Frauen jedoch war wach und hörte, wie der Dieb hinten in die Schlafplätze zu gelangen ſuchte, wo einige kürzlich erſt fertig gewordene Mäntel lagen. Sie machte zwei der Männer munter, und dieſe verſuchten den Menſchen, der eindringen wollte, zu fangen; er hörte jedoch, daß Lärm entſtanden war, und machte ſich eiligſt davon, erhielt indeß einen Hieb mit dem Meſſer auf die Schulter, der tief eindrang und ihn kennzeichnete, und was noch ſchlimmer war, als er davonlief, wurde er erkannt.

Foyel lud mich ein, auf ſeine Koſten zu trinken, aber ich blieb in ſeinem Toldo blos ſo lange, als die Beobachtung der Etikette er-

forderte; dann ging ich fort, um Hinchel, der nicht trinken wollte, an seinem Heerde Gesellschaft zu leisten. Während wir mit einander plauderten, erzählte er, wie vor vielen Jahren dieser Ort der Schauplatz einer großen Schlacht zwischen den Tehuelchen und Manzaneros gewesen sei, in welcher er, obgleich nur ein Knabe, von einer **Bola perdida** getroffen und niedergeschlagen und, während er auf der Erde lag, mit einer Lanze verwundet wurde; die Schlacht habe mit dem Siege der Tehuelchen geendet.

An dem Tage, der auf das Trinkgelag folgte, speiste ich, da das Fleisch rar war, zu Mittag in Foyel's Toldo ein wenig Maisschrot und zum Nachtisch Aepfel und Piñonen. Die Honneurs machte dabei seine Tochter, ein nettes Mädchen von achtzehn Jahren, mit langem, schwarzem Haar, das wie Seide war, und welches täglich zu machen ihrer Kammerjungfer — einem gefangenen jungen Tehuelche-Mädchen — besonders oblag. Diese junge Dame ließ sich nie herab, eine gemeine häusliche Arbeit zu verrichten, doch beschäftigte sie ihre zarten Finger dann und wann mit der Nadel; ihre Mitgift, die in ungefähr achtzig Stuten bestand, und der Einfluß ihres Vaters machten sie selbstverständlich zu einer höchst wünschenswerthen Partie; aber bis zu meiner Abreise hatte sie das Vorrecht einer Erbin gebraucht und alle Anträge abgewiesen. Jenen Abend war sie sehr verdrießlich; sie hatte einen neuen Mantel und mehrere andere Kostbarkeiten verloren, die ohne Zweifel die Tehuelchen gestohlen hatten. Ich versprach, durch Casimiro Nachforschungen anstellen zu lassen, und diese hatten zur Folge, daß das gestohlene Eigenthum wieder herausgegeben wurde; der Dieb war derselbe Mensch, der unsern Toldo zu plündern versucht hatte.

Kurz darauf wurden zwei Boten an Cheoeque abgesandt, die am 25. März mit der Nachricht zurückkehrten, daß besagter Häuptling bereit sein wolle, uns am 2. April zu empfangen, und „daß wir unsere Waffen mitbringen sollten", welch' letztere Botschaft etwas zweideutig war. Mir war die Wahl gelassen worden, die Botschaft unsers Häuptlings an Cheoeque zu überbringen; da aber eines meiner Pferde lahm war, so zog ich vor, späterhin mit der ganzen Masse zu gehen, wozu ich auch noch andere Gründe hatte. Es hatte daher Meña, der Chilier, die Ehre, an meiner Stelle die Depeschen zu überbringen, da er allein die von mir als Sekretär geschriebenen spanischen Briefe lesen konnte. Bei seiner Rückkehr wußte er nicht lebhaft genug zu schildern, wie höflich man in Las

Manzanas gegen ihn gewesen sei, und wie civilisirt überhaupt jene Indianer aussähen.

Wir verbrachten in Geylum, ehe wir aufbrachen, mehrere sehr unangenehme Tage und mußten viel Hunger leiden; in der Umgegend gab es wenig Wild, und das Wetter war kalt und naß, dann und wann fiel sogar Schnee. Zwei ganze Tage lang hatten Casimiro, Meña und ich, die gewöhnlich Tischgenossen waren, weiter nichts zu essen als ein Armadill und einige Fische, die ich in einer Lache des Flusses fing. In der Nähe des Säulenfelsens entdeckten wir, während wir jagten, eine Foyel's Indianern gehörende „Cache" [1]), in der Etwas in Häute eingewickelt und zusammengebunden lag; obgleich die Verlockung, den Inhalt zu untersuchen, groß war, so ließen wir das Packet doch ungeöffnet liegen, und ich gab Foyel leise zu verstehen, daß Andere wahrscheinlich nicht so gewissenhaft sein würden. Dies bestätigte das, was Casimiro von den hiesigen Indianern gesagt hatte, daß sie nämlich aus Vorsicht an verschiedenen Stellen, an die sie in nicht sehr ferner Zeit zurückzukehren hofften, Schläuche mit Fett und Lebensmitteln zurückließen.

An dem in der Rathsversammlung, die gleich nach der Rückkehr der Chasquis gehalten wurde, festgesetzten Tage brachen wir Alle, völlig gerüstet und ausstaffirt, auf und träten, die vereinigten Indianer zusammengenommen 250 Mann stark, ohne Toldos und Gepäck und in leichter Marschordnung mit einigen Reservepferden unsere Reise nach Las Manzanas an. Einige Pferde waren mit Decken zu Toldos, Mänteln u. s. w. beladen, welche die Frauen vortheilhaft an die Araucanier zu verkaufen hofften, und einige der Frauen begleiteten die Expedition, um ihr Handelsgeschäft zu leiten, während eine Wache von vielleicht vierzig Mann zurückblieb, um für die Frauen und Kinder, die auf unsere Rückkehr warten sollten, Nahrung zu schaffen.

Wir zogen über die mit verkümmerten Büschen bestandenen, aber kaum den Namen hohe Pampas verdienenden, allmälig abfallenden unregelmäßigen Ebenen, welche die Nordseite des Thales Geylum begrenzten, und nachdem wir zwischen zwei parallelen Felsenwänden, die eine Art natürlicher Gasse bildeten, hindurch waren, kamen wir auf eine Reihe grasreicher Ebenen heraus, die durch unfruchtbare, mit Gestrüpp bewachsene, felsige Hügel von einander getrennt waren. Wenn man die Gipfel dieser Hügel erreicht hatte, sah

[1]) Ein Loch in der Erde.

man auf der Weſtſeite einige Stunden entfernt die bewaldete Cordillera. Gegen elf Uhr Vormittags begegneten wir, nachdem wir ungefähr vier Stunden auf dem Marſche geweſen waren, zwei Männern, die ein Packpferd mit zwei Schläuchen voll Grog für Foyel's Leute bei ſich hatten. Sie waren bald von Tehuelchen umringt, die den Vorſchlag machten, ihn auf der Stelle zu trinken, und ſehr geneigt waren, ſich ſelbſt zuzulangen. Da aber hinterdrein von Foyel's Leuten ein Bote kam, ſo ließ man ſie unbeläſtigt auf ihrem Wege nach Geylum weiterziehen, und wir ſetzten unſere Reiſe fort und bildeten einen Kreis, um zu jagen. Als wir die unteren Ebenen verließen und einige Hügel erſtiegen, die von tiefen Schluchten zerriſſen waren und allenthalben von ſpitzigen Felſen ſtarrten, welche von ungewöhnlich großen, im Sonnenſchein wie Glas glänzenden Glimmerplatten funkelten, wurde die Gegend zum Reiten ziemlich ſchlecht. Die genannten Hügel endeten mit ſteilen Felſenklippen, über welche die Strauße getrieben wurden; eine Anzahl Jäger hatten ſich zuvor hinabbegeben, um ſie unten zu erwarten. Es war ein ſonderbarer Anblick, wenn die Strauße zehn bis fünfzig Fuß hoch, oft zwei oder drei zuſammen, mit ausgebreiteten Flügeln hinunterfielen. Wenn ſie unten ankamen, ſchienen ſie in der Regel ein Paar Minuten lang betäubt zu ſein, und wenn ſie wieder auf den Beinen waren, fanden ſie ſich durch eine aus der unfehlbaren Hand irgend eines kräftigen Tehuelchen kommende Kugel verſtrickt, liefen ein Paar Meter weit und fielen mit gebrochenen Beinen.

Als wir von dieſen Klippen hinab waren, erſtiegen wir eine Reihe mehr als 2000 Fuß hoher Hügel auf einem zum Reiſen leidlich guten Pfade, und auf dem Gipfel angekommen, machten wir Halt, um auf den übrigen Zug zu warten. Von dieſem Punkte aus bot ſich eine prachtvolle Ausſicht; gerade unter uns, ſcheinbar ganz nahe, in Wirklichkeit aber einige dreißig Meilen entfernt, lag eine dunkle Linie, die wie ein tiefer Durchſtich ausſah und das Thal des Rio Limay bezeichnete, das auf der Weſtſeite durch hohe bewaldete Berge mit ſteil abſtürzenden Wänden begrenzt wurde. Weit nach Nordweſten ſtand ein ſehr hoher ſchneeumhüllter Berg, den die Strahlen der untergehenden Sonne mit roſenfarbigem Licht übergoſſen. Zwiſchen letzterem und der Linie des Fluſſes erhoben ſich bewaldete Hügelreihen, die eigentlichen Aepfelhaine, von welchen wir ſo viel gehört hatten. Unten an dieſen war wieder eine niedrige, ſpitzige Anhöhe, an deren Fuße, unſeren Augen noch entzogen, das

Ziel unſerer Reiſe, die Toldos Cheoeque's lagen. Wochenlang waren Las Manzanas und Cheoeque faſt der einzige Gegenſtand der Unterhaltung geweſen, und die allgemeine Aufregung, die ſchon beim Aufbruch ſtark geweſen war, erreichte beim Anblick unſeres fernen Zieles ihren Höhepunkt. Als wir Halt machten, legten die Indianer ſämmtlich ihre Hände an die Stirn, den fernen Fluß begrüßend und den Geiſt des Ortes einladend, unſerm Unternehmen, deſſen Ausgang ſehr ungewiß war, günſtig zu ſein. Die Nacht vorher hatte Caſimiro auf die Röthe der untergehenden Sonne aufmerkſam gemacht und behauptet, daß ſie Krieg bedeute; ohne jedoch dieſem Vorzeichen, das für meine Augen in der That nicht wahrzunehmen war, Aufmerkſamkeit zu ſchenken, mochte der vorgeblich zu Friedenszwecken ſtattfindende beiſpielloſe und unerhörte Beſuch von 250 Tehuelchen von Cheoeque doch möglicherweiſe anders verſtanden werden; ja, ſpäter zeigte es ſich ſogar, daß er wirklich von unſeren friedlichen Abſichten keineswegs überzeugt war.

Als Alle ſich geſammelt und vorbereitet hatten, den Berg hinabzuziehen, verlautete, daß Caſimiro, der, ſeitdem die Jagd begonnen, gefehlt hatte, mit mehreren anderen Tehuelchen und Foyel's Indianern umgekehrt ſei, um zu trinken. Das war ſehr widerlich, und alle Anweſenden machten ihm einſtimmig Vorwürfe, daß er, unter nicht beſonders freundſchaftlich geſinnten Menſchen, ein ſolches Beiſpiel gab in dem Augenblicke, wo wir im Begriff waren, in einen Theil des Landes einzutreten, in das wir nur verſuchsweiſe gingen.

Nach Einbruch der Nacht hielten wir in einem Thale neben einem kleinen reißenden Fluſſe, deſſen Ufer eine kurze Strecke weit mit hohen Büſcheln breitblättrigen Pampagraſes bewachſen waren; mitten im Schutze dieſes Graſes bivouakirten wir, obgleich die Nacht kalt und froſtig war. Brennholz war in Menge vorhanden und zwar Treibholz, das die Winter- oder Frühlingsfluthen mit herabgebracht hatten; wir ſchliefen daher bei lodernden Feuern und auf der vor dem Winde geſchützten Seite des Pampagraſes warm genug. Da jedoch das Weidefutter ſpärlich war, ſo mußten wir ein ſcharfes Auge auf die Pferde haben. Ehe es Tag war, wurde nach einer kleinen Berathung der Oberbefehl Guenalto übertragen; dann brachen wir wieder auf. Nachdem wir eine kurze Strecke weit in einem ſich windenden Thale hingezogen waren und einen ſteilen Abhang erklettert hatten, ſtiegen wir noch weiter einen Hügel von beträchtlicher Höhe hinauf und erreichten nun eine offnere Gegend, die auf

der Weſtſeite durch die Cordillera begrenzt wurde. In einem der an den Bergen hinlaufenden Thäler ſtießen wir plötzlich auf die Valdivier, die mit ihren Rindern unterwegs waren, um in ihr Vaterland zurückzukehren; Cheoeque hatte den Picunchen, die das in der Nähe gelegene Land, die einzigen bekannten Päſſe durch die Cordillera, inne haben, den Befehl zugeſandt, ſie unbeläſtigt durch ihren Diſtrict ziehen zu laſſen; ungeachtet dieſer Vorſichtsmaßregel waren ſie doch durchaus nicht ſicher, daß die Picunchen ſie, wenn ſie in die Nähe der Päſſe kamen, nicht der Mühe überhoben, für ihre Thiere zu ſorgen. Als wir dieſe offene Gegend hinter uns hatten, erſtiegen wir wieder eine kleine Anhöhe, auf welcher ganz oben in einſamer Majeſtät ein einzelner Apfelbaum ſtand; ſeiner Früchte jedoch war er ſchon lange beraubt. Wir begaben uns dieſen einbäumigen Rücken wieder hinab, betraten dann einen Cañon, kamen nach halbſtündigem Ritte in demſelben an eine plötzliche Krümmung und ſahen hier das Thal des Rio Limay unmittelbar unten liegen. Als wir durch den Cañon hindurch waren, hielten wir auf einer kleinen Anhöhe gerade unterhalb der Barranca, welche die Südſeite des Flußthales begrenzte. Von dieſer Klippe bis zum Flußufer erſtreckte ſich, abwechſelnd von ungefähr einer engliſchen Meile bis zu einer halben Meile breit, hier und da von Bächen durchſchnitten und ſtellenweiſe bewaldet, eine grasreiche Ebene. Etwa eine Stunde nach Weſten ging die Barranca in die Abhänge hoher, jäher Berge über, und der Fluß ſchien von Süden her, ehe er in das Thal eintrat, zwiſchen ſteilen Felſen durchzubrechen. Auf der Nordſeite war das Thal offener, wenn auch hier und da einzelne Baumgruppen ſtanden, und die Entfernung bis zur Barranca war hier größer als auf der Südſeite. Der Stelle, wo wir ſtanden, gerade gegenüber, lag die Tolderia einiger von Inacayal's Indianern, und auf ringsherum liegenden Weideländern ſah man Rinder, Schafe und zahlreiche Pferde graſen. Der Fluß ſchien eine ſehr beträchtliche Breite zu haben, aber doch in der ganzen Länge dieſes offenen Thales ſehr reißend zu ſein. Eine Meile weſtlich von der Ausmündung des Cañons erſpähte man drei kleine Inſeln, die, wie Hinchel mich aufmerkſam machte, die Uebergangsſtelle oder, wenn ſie dieſen Namen verdient, die Furth bildeten. Wir zogen daher nach jener Richtung hin, nahmen, als wir dort ankamen, alles unnöthige Zeug ab, banden unſere Mäntel ganz feſt oder trugen ſie wie Plaids auf den Schultern, begaben uns durch die Bäume hinab, und dann ging's in den Fluß.

Die erſte Strecke der Furth war tief, dann aber wurde das Waſſer, je mehr man ſich dem Ufer näherte, immer ſeichter und die Schnelligkeit des brauſenden Stromes nahm bedeutend zu. Dennoch erreichten wir die erſte Inſel ziemlich leicht, aber vor dem Uebergange von dieſer nach der kleineren ſchienen Anfangs ſelbſt die Tehuelchen etwas zu erſchrecken. Der Strom lief wie ein Mühlgerinne, und das Waſſer ſchäumte über dem unebenen Grunde mit einem Raſen und Rauſchen, daß man kein Wort mehr hörte. Es war augenſcheinlich, daß durchaus nur ſtarke Pferde hinüberkommen konnten; aber ein Paar Wagehälſe platſchten hinein und erreichten, obgleich ſie den Weg nicht kannten, wohlbehalten die zweite Inſel eine Strecke ſtromabwärts; die Uebrigen folgten bald, die Frauen hinter den Männern ſitzend; hier und da gab es Stellen in der Furth, wo man ſchwimmen mußte, und an anderen lagen gewaltige Stromſteine, über die das Waſſer in großen Wellen wirbelte. Schließlich erreichten wir Alle wohlbehalten das Ufer, wo einige von Inacayal's Indianern uns entgegenkamen. Da ich mich unter denen befand, die das Glück hatten, zuerſt anzulangen, ſo kam ich zur rechten Zeit, um einige Aepfel und andere Nahrung zu erhalten, die Manche dieſer Leute Inacayal's aus aufmerkſamer Vorſorge von den Toldos mitgebracht hatten.

Als Alle ſich eingeſtellt und ihre Kleider wieder angelegt hatten, brachen wir nach den Toldos auf, wo wir von Inacayal empfangen wurden, und da wir auf diejenigen, die zurückgeblieben waren und tranken, nothwendig warten mußten, ſo bivouakirten wir an dem Ufer des Fluſſes, und es dauerte nicht lange, ſo wurden einige Rinder und Stuten herbeigebracht und geſchlachtet, um unſern gewaltigen Hunger zu ſtillen. Nachdem ich mich im Fluſſe gebadet hatte, ſetzte ich mich an den Heerd und ſorgte dafür, daß unſer Eſſen kochte; da erhielt ich eine Botſchaft des Inhalts, daß in einem der Toldos nach mir verlangt werde. Er wurde mir bezeichnet, und ich fand in demſelben einen alten Indianer, einen Bruder Quintuhual's, der fließend Spaniſch ſprach; er lud mich ein, mich niederzuſetzen, und erzählte dann, daß früher einmal ein Engländer, Namens Cox, in einem Boote vom Nahuel-huapi-See aus den Fluß hinabgefahren ſei, aber bei dem Verſuche, unter dem Schutze der Nacht hinabzufahren, in den Stromſchnellen an der ungefähr eine engliſche Meile oberhalb der ſoeben von uns überſchrittenen Furth befindlichen Krümmung das Boot geſcheitert ſei; er habe dann Zuflucht bei den

Uebergang über den Rio Limay.

NAPOLI

Indianern gesucht, sei von diesen gastfreundlich aufgenommen worden und später, da er nicht, wie er beabsichtigt, nach Patagones habe weiter reisen können, über das Gebirge nach Valdivia zurückgekehrt. Der alte Indianer war für Mr. Cox, den er, da er mehrere Tage in seinem Toldo geblieben war, gut gekannt hatte, höchst freundschaftlich gestimmt.

Nachdem wir einige Zeit über Cox und seine Reise gesprochen hatten, wurde Essen aufgetragen, und dann fragte er mich nach meiner Ansicht über die Behandlung, welche die Indianer von, wie er sie nannte, den Spaniern erführen; er sagte, auf der einen Seite drängen die Chilier und auf der andern die Argentiner ein; dadurch müßten die Indianer am Ende von der Erde vertrieben werden oder um ihr Dasein kämpfen.

Wir unterhielten uns noch über manches Andere; dann kehrte ich, von einem Neffen Inacayal's, einem Mischling, begleitet, an unsern Heerd zurück. Mein Begleiter hatte vor etwa acht Monaten Patagones verlassen; der Juez de Paz (Friedensrichter) hatte „nach ihm verlangt", weil er von dem Heere desertirt war und außerdem auch noch einen Franzosen bei einem Streite entweder getödtet oder verwundet hatte. Er wollte mich gern bewegen, bei Casimiro meinen Einfluß zu verwenden, daß er sich uns anschließen dürfe; dies that ich nicht, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil er ein arger Schuft zu sein schien, aber ich erbot mich freiwillig, an einige seiner Freunde in Patagones eine Botschaft mitzunehmen.

Gegen Mitternacht kündigten Horn-Signale auf der gegenüberliegenden Seite des Flusses das Herannahen der übrigen Reisenden an; am nächsten Tage trafen sie ein, aber Casimiro war, wie gewöhnlich nach einem Saufgelag, bei schlechter Laune und weigerte sich standhaft, weiter zu ziehen und das schöne Wetter zu benutzen; es wurde daher noch ein Tag vertrödelt, indem wir an der Seite des Flusses umherbummelten und viel Rindfleisch aßen.

Meine ersten Vettern, die auch Neffen des alten Mannes waren, der früher mit Mr. Cox Bekanntschaft gehabt hatte, brachen mit diesem auf, um einige Aepfel und Piñonen zu holen, und versprachen mir recht viele, wenn sie wiederkämen. Mittlerweile machte ich Bekanntschaft mit einem Pampa-Indianer, Namens Gravino, der ursprünglich ein gefangener Christ gewesen sein mußte; er sagte selbst, seine Mutter habe sich früher in der Nähe der Ansiedelungen aufgehalten, und beschrieb sie als eine Pampa-Indianerin; als sie starb,

verließ er, ungefähr fünfzehn Jahre alt, die Anſiedelungen, um ſich den Indianern ihres Stammes anzuſchließen, und hatte ſich erſt drei Tage auf der Reiſe befunden, als er die unter dem Cacique Lenketrou vereinigte Horde Tehuelchen, Pampas und Araucanos oder, wie er ſie nannte, Chilenos traf, die eben einen Einfall in die Anſiedelungen machen wollte. Es blieb ihm nichts übrig, als umzukehren und ganz gegen ſeinen Willen mitzugehen und die Leute zu plündern, unter deren Schutz er früher geſtanden hatte. Bei dem Raubzuge gelang es ihm mit einem andern Jünglinge von ungefähr gleichem Alter, einen Trupp Pferde, und zwar Hengſte und Stuten unter einander, fortzutreiben, und da er ſchrecklich müde war, ſo legte er ſich an einen verborgenen ſtillen Platz, um zu ſchlafen, wobei er ſein Reitpferd mit einem Lazo an ſeinen eigenen Knöchel gebunden hatte, damit es nicht fortlief. In der Nacht wurde er dadurch, daß die Pferde alle ausriſſen, aufgeweckt, und das ſeinige, das gleichzeitig ſcheu geworden war, ſchleppte ihn einige Meter weit, bis ſein Gefährte den Lazo zerſchnitt und ihn frei machte; ſie ſuchten dann ihre Thiere in Sicherheit zu bringen, fanden aber, daß die Araucanier gerade die beſten weggenommen hatten, ſo daß er von dem Einfall nicht viel hatte. Seitdem war er als „Manſo" oder zahmer Indianer im Dienſte der argentiniſchen Regierung verwendet worden; da er aber nicht gern arbeitete, ſo war er zu den Pampas zurückgekehrt und hatte eine Verwandte Juacayal's geheirathet. Er war ein ſchöner junger Menſch, nett in Ponchos gekleidet, die, wie er mir ſagte, ſein Weib gemacht hatte.

Am folgenden Tage brachen wir, mitten im Sturm und Regen, nach Las Manzanas auf. Nachdem wir die nördlichen Barrancas des Flußthales erſtiegen hatten, zogen wir über eine flache Ebene, wo ein Jagdkreis gebildet wurde, aber blos zum Schein, denn die Strauße waren ſehr ſelten, und ich ſah nur einen einzigen erlegen. Dann ritten wir, unten an oder vielmehr nordöſtlich von dem oben erwähnten Hügel hin ziehend, in ein Thal hinab, durch das ein kleiner Fluß lief; dieſem folgten wir eine Strecke weit, bis wir an eine Stelle kamen, wo ein zweites Thal in daſſelbe einmündete, ſo daß beide Thäler vereinigt ein einziges von beträchtlicher Breite bildeten. Hier machten wir unter einigen Bäumen Halt und zündeten eine Anzahl Feuer an, um uns zu wärmen; denn der ſtarke Regen war jetzt durch unſere Mäntel durch und durch gedrungen. Während wir uns unterhielten und uns ſo luſtig machten, als es unter ſolchen

Umſtänden möglich war, kam ein Bote herangeſprengt, der mit Blut beſpritzt war, und in deſſen Geſicht man die Wirkungen des Trinkens oder wüthender Aufregung ſah. Alle drängten ſich um ihn, um zu hören, was er für Nachricht brachte, und er theilte uns kurz mit, daß die Leute, die am vorhergehenden Tage ſich aufgemacht hatten, um Aepfel zu holen, anderen Indianern begegnet ſeien, die Branntwein hatten. Es habe ein Trinkgelag ſtattgefunden, und ein Streit ſei vorgefallen, bei welchem ein Mann getödtet worden ſei; die Uebrigen aber hätten weiter getrunken und die Leiche draußen liegen laſſen, wo die Hunde ſie verzehrt hätten. Dies habe einen ſeiner Kameraden ſo erbittert, daß er fortgaloppirt ſei zu Cheoeque, zu deſſen Stamme die Indianer gehört hätten, und der Häuptling habe ſofort fünfundzwanzig Reiter geſandt, um meine Vettern zu umringen und für den Todten Entſchädigung zu verlangen; dieſe hätten ſie verweigert; es habe daher ein Kampf ſtattgefunden, in welchem vier von den fünf Brüdern und noch ein Anderer, am ganzen Körper voller Lanzenſtiche, für todt zurückgelaſſen worden, während der Jüngſte auf ſeinem oder irgend eines Andern Pferde entkommen ſei, nachdem er vier Feinde, die ihm den Weg zu verſperren ſuchten, mit einem Revolver, den ich von Santa Cruz mitgebracht, niedergeſchoſſen hatte. Das waren für uns ſchlechte Nachrichten, da wir eben auf dem Wege waren, dieſe Leute, die zu unſeren vereinigten Indianern gehörten, zu ſchützen. Es fand eine Berathung ſtatt, aber mitten in derſelben ſprengte Inacayal mit Leuten heran, die außer ihren anderen Waffen Alle gut mit Lanzen verſehen waren. Gleich darauf kamen Foyel's Leute, kampfbegierig; die Tehuelchen jedoch, die das Geſchäft im Auge hatten und die Mäntel, die ſie zum Verkauf mitgebracht, gern abſetzen wollten, verwarfen die kriegeriſchen Abſichten dieſer Leute und ſagten, „es ſei beſſer noch ein wenig zu warten". Mittlerweile wurden die Gewehre geladen und die Waffen bereit gemacht, und ein Detachement wurde abgezählt, um ſich nach dem Schauplatz des Gefechtes zu begeben und die Verwundeten zu ſammeln; da kam von Cheoeque ein Bote mit Friedensvorſchlägen. Ich und die übrigen Verwandten der Gefallenen wurden, wie wir ſchon vermuthet hatten, kurze Zeit unter eine aus Tehuelchen beſtehende Wache geſtellt, bis das Detachement abrückte, um die Verwundeten aufzuſuchen. Dann zogen wir Alle eine kurze Strecke das Thal hinab und bivouakirten in dem Pampagraſe, ungefähr anderthalb engliſche Meilen von den Toldos Cheoeque's, die wir jedoch nicht

ſehen konnten. Zwiſchen dem Hoflager des Letzteren und unſerm Bivouak gingen zwei- bis dreimal Boten hin und her, und zuletzt kam eine ganz alte Frau herüber und hielt eine lange Rede über die Wohlthaten des Friedens. Das mochte wohl gut ſein, da aber beide Parteien augenſcheinlich einander nicht trauten, ſo wurde für den Fall einer Ueberrumpelung eine Wache ausgeſtellt, und da wir es für wahrſcheinlich hielten, daß die Unterhandlungen ſich zerſchlagen würden, ſo verbrachten wir die Nacht um die Feuer herum ſchauernd und Bolas perdidas machend. Ich verſicherte Quintuhual und Caſimiro, es werde keinen Kampf geben; darüber wurde der Letztere ſehr zornig; er ſagte, er wiſſe beſſer, daß die ganze Sache nur eine Falle ſei, um das Zeug und die Feuerwaffen unſerer Horde zu bekommen, behauptete auch, ich verſtände dieſe Indianer nicht, worin ich freilich anderer Meinung war, als er. Später am Abend kam die Nachricht, daß, obgleich fürchterlich zerhauen, doch keiner „meiner Vettern" todt ſei; die Gegenpartei jedoch ſei ſchlechter weggekommen, ſie habe drei völlig Todte verloren. Es will etwas heißen, wenn ſechs Mann gegen fünfundzwanzig kämpfen, aber ich glaube, daß Quintuhual's und Foyel's Leute die tapferſten Indianer ſind, die man im ſüdlichen Theile Amerikas trifft, und den ſtolzen Namen „die Krieger-Indianer" völlig verdienen.

Am folgenden Morgen, als es Tag war, beſtiegen Alle ihre beſten Pferde, ſtellten ſich in Colonne mit Gliedern von ſechs Mann auf und zogen, die Lanzenträger der Krieger an der Spitze, nach den Toldos hin, die in einem Thale lagen, das mit jenem, in welchem wir die Nacht vorher geraſtet hatten, unter rechten Winkeln lief. Als wir ſo weit gekommen waren, daß wir Cheoeque's Stammſitz ſahen, bemerkten wir, wie die Araucanier oder Manzaneros, ungefähr eine halbe engliſche Meile entfernt, ſich in Linie aufſtellten und manöverirten; wir näherten uns bis auf dreihundert Meter, ſtellten uns dann, um unſere ganze Stärke zu zeigen, in offener Linie auf (mein Vorſchlag, hinter einer Anhöhe ein Reſervecorps zu verbergen, war verworfen worden) und warteten den Lauf der Dinge ab. So blieben wir ungefähr ein halbe Stunde, die Manzaneros beobachtend, die, in hellfarbige Ponchos gekleidet und mit ihren langen Lanzen bewaffnet, einen ſchönen Anblick boten; ſie manöverirten in vier Schwadronen, deren jede einen Anführer hatte — an deſſen Lanze ein kleines Fähnchen flatterte; ihre Bewegungen führten ſie mit disciplinirter Genauigkeit aus, und ihr Linieformiren, Schwenken und

Distanzhalten war der Art, daß es einer regulären Cavallerie keine Schande gemacht hätte.

Nachdem wir eine halbe Stunde in Ungewißheit gewartet hatten, wurden Geißeln gewechselt, und dann machten wir die Bewillkommnungs-Ceremonie durch. Die Tehuelchen waren sehr aufgeregt, und als wir uns in Colonne aufstellten und zu den Manzaneros hinabsprengten, wobei ich mich in der Mitte der Truppe befand, glaubte ich Anfangs, wir hätten ein allgemeines Scharmützel in Aussicht. Als wir jedoch bei der Linie anlangten, ließen unsere Anführer eine scharfe Wendung machen, und wir führten das gewöhnliche Manöver aus, nur mit der unangenehmen Ausnahme, daß beide Parteien ihre Flinten und Revolver scharf geladen hatten und Einem immer dann und wann eine Kugel an den Ohren vorbei oder dicht über dem Kopfe hin pfiff. Nach dem gewöhnlichen Händeschütteln zwischen den Häuptlingen ritt der große Cheoeque, ein verständig aussehender Mann von etwa fünfunddreißig Jahren, in blaue Tuch-Ponchos, Hut und Lederstiefeln gekleidet, an unserer Linie hinab, wobei er mit Jedermann die Hand schüttelte und irgend eine Bemerkung machte. Als er an mich kam, schämte ich mich etwas wegen meiner Kleidung, eines einfachen Mantels, der nicht gerade in gutem Zustande war. Er seinerseits schien, da er schon gefragt hatte, wer ich sei, ziemlich erstaunt, als er hörte, daß ich ein Engländer sei, und da man ihm ferner mitgetheilt hatte, daß ich die vorher an ihn gesandten spanischen Briefe geschrieben, die von einem Valdivier übersetzt worden waren, so blieb er einige Minuten stehen und unterhielt sich mit mir. Hierauf fand ein Parlemento statt, bei welchen Alle beritten blieben; die Verhandlung dauerte bis zum Sonnenuntergang, wo dann Jeder sehr hungrig war. Die Beschlüsse, zu welchen man kam, bezogen sich hauptsächlich auf die Herstellung eines festen und dauernden Friedens unter den anwesenden Indianern: ein Punkt, über den glücklicherweise Einstimmigkeit herrschte. Zu der Berathung über Casimiro's Antrag, Patagones zu schützen, und über den Krieg der Chilier mit den weiter nördlich lebenden Indianern wurde ein anderer Tag bestimmt; auch sollte dann Calficura's Botschaft in Betreff eines Angriffs auf Bahia Blanca und auf die Grenze von Buenos Ayres überhaupt erwogen werden.

Eine der Hauptpersonen, die bei dem Parlemento anwesend waren, war ein Cheoeque untergeordneter Häuptling, Namens Mafulko, ein schöner alter Mann, prächtig in Ponchos gekleidet, die

ebenso wie seine Waffen reich mit Silber geschmückt, ja, fast bedeckt waren; er zeichnete sich besonders durch seine Stentorstimme aus, die, wenn er sie bei der Verhandlung erhob, zu einem förmlichen Gebrüll wurde, gleich dem eines Bullen von Basan. Später schenkte er mir besondere Aufmerksamkeit und war sehr höflich und zuvorkommend; er bat mich dringend, ihn doch in seinem Lande zu besuchen, das nördlich von dem Schneeberge liege.

In seinem Gefolge befand sich ein Mann, der mich in reinem Spanisch anredete; er sagte, er habe meinen Brief gelesen und übersetzt, und machte mich aufmerksam, daß der Name Spanier den hiesigen Indianern verhaßt sei. Ehe ich mich nach irgend Etwas erkundigen konnte, wurde er weggerufen; als ich mich aber in Patagones befand, fragte man nach einem unglücklichen Ansiedler, der als Gefangener und Sklave unter den Araucaniern sei, und die Beschreibung paßte genau auf diesen armen Spanier. Sein Herr fürchtete ohne Zweifel, daß ich ihn erkennen und mich für ihn verwenden könnte, und beeilte sich unser Gespräch zu unterbrechen.

Wir zerstreuten uns und bivouakirten in der Nähe von Cheoeque's Toldos, wo zur Befriedigung unserer augenblicklichen Bedürfnisse Thiere mit dem Lazo gefangen und abgeschlachtet wurden; auch gingen Manzaneros und Picunche-Indianer mit Piñonen, Aepfeln und dann und wann mit etwas Mehl herum und vertauschten diese Lebensmittel gegen Messer, Bolas u. s. w. Die Piñonen waren zum Theil noch in den Hülsen, zum Theil bereits enthülst; die weißen, mandelähnlichen Kerne, ungefähr so groß wie Datteln, waren auf Fäden gereiht und schmeckten köstlich, mochten sie wie Kastanien in ihren Hülsen geröstet oder gekocht sein. Auch die Aepfel waren köstlich frisch und saftig, und zwanzig Stück für ein Paar Bolas kam mir billig vor, obgleich meine Kameraden behaupteten, die spitzbübischen Picunchen hätten mich betrogen.

Gegen Abend ließ Cheoeque herübersagen, da es schon spät sei und Ruhestörungen vorkommen könnten, so halte er es für besser, den Verkauf von Branntwein nicht zu gestatten bis zum folgenden Tage, wo man dann alle Waffen an einen sichern Ort bringen und Jedermann, der sich gern betrinken wolle, dies gemüthlich thun könne. Hiermit war Casimiro einverstanden, und er versicherte mich zugleich auf das Bestimmteste, er würde nüchtern bleiben. Während wir am Heerde saßen, flog ein Vogel, der genau unserm allbekannten Ziegenmelker glich, gerade über uns hin und ließ dabei sein eigen-

thümliches ſchnarrendes Geſchrei hören; die Indianer ſahen alle ganz erſchrocken aus; ſie behaupteten, es bedeute Unglück; denn ſo oft dieſer Vogel in der Nähe einer Verſammlung von Menſchen krächze, trete ſicher eine Krankheit oder ein Todesfall ein. Ihr blinder Glaube an den unglückbedeutenden Vogel beſtätigte ſich einmal, denn mitten in der Nacht wurde ich, während ich am Feuer ſchlief, von Graviel geweckt, der mich am Arme rüttelte und ſchrie: „Wir wollen fort, wir wollen fort!" und dabei von dem hellen Feuer hinweg in die finſtere Nacht rannte. Sein Vater und ich eilten ihm nach, fingen ihn nach langer Jagd ein und wurden mit vieler Mühe über ihn Herr. Er war raſend geworden, wehrte ſich gewaltig und ſchrie unzuſammenhängende und ſinnloſe Worte. Als der Anfall vorüber war, war er ſo erſchöpft und abgeſpannt, daß Alle glaubten, er werde ſterben; er erholte ſich jedoch für diesmal wieder.

Bei Tagesanbruch waren wir Alle auf dem Zeuge, und da wir am Abend vorher zu müde und hungrig geweſen waren, als daß wir die Landſchaft hätten betrachten können, ſo ging ich daran, mir die Oertlichkeit im Allgemeinen anzuſehen. Zu meinem großen Erſtaunen beſtand das Hauptquartier Cheoeque's nur aus vier Toldos, die dem Häuptlinge und ſeinem Schwager gehörten; die Männer, die uns empfangen hatten, waren ohne ihre Weiber von entfernten Wohnſitzen hergekommen und bivouakirten, wie wir, im Freien. Der Schauplatz des Lagers war ein von Oſten nach Weſten laufendes Thal, das am weſtlichen Ende dem Anſchein nach durch einige hohe Berge, Ausläufer der Cordillera, abgeſchloſſen wurde. Das Thal wurde von einem anſehnlichen Fluſſe durchſtrömt und war überall mehr oder weniger bewaldet. Nach Nordweſten, ungefähr vier engliſche Meilen entfernt, konnte man die Aepfelhaine ſehen; die Bäume waren jedoch bereits der Früchte beraubt, und wenn man ſich Aepfel verſchaffen wollte, mußte man viel weiter nach Norden gehen; Orkeke, Hinchel, ich und noch Andere hatten zwar den Plan, jenen Diſtrict zu beſuchen und Früchte zu holen, aber dieſe Expedition erwies ſich als unausführbar und kam daher nicht zu Stande. Jenſeits der Aepfelhaine machte man mich auf die Stelle aufmerkſam, wo die Araucarien wuchſen, von welchen die Piñonen geſammelt werden; ſie lag gerade unterhalb der ſchneeumhüllten Berge, die wir von dem Rücken aus, der über dem Rio Limay ſtand, geſehen hatten, und war ungefähr dreißig engliſche Meilen entfernt.

In unſerm Thale war das Weidefutter etwas ſpärlich, obgleich

es für die drei Heerden kleiner Schafe, von welchen Cheoeque's Weiber je eine beſaßen, genug zu geben ſchien, um in guten Zuſtand zu kommen; aber Schafe finden überall Futter. Unmittelbar hinter den Toldos lag ein Corral zur Einhegung der Rinder; doch waren keine zu ſehen; man hatte ſie wahrſcheinlich fortgetrieben in irgend ein nahe gelegenes, abgeſchloſſenes Thal, um unſeren Leuten keine Gelegenheit zur Selbſthülfe zu geben. Um dieſen Corral herum waren die Indianer von Cheoeque's Stamme und die mit Früchten u. ſ. w. handelnden Picunchen gruppirt, und zwiſchen dem Corral und dem Fluſſe lag das Bivouak der Thuelchen; unſer Heerd war durch Caſimiro's Flagge mit den Farben des argentiniſchen Bundes bezeichnet. Thalauf- und abwärts und ſelbſt auf den nahen Hügeln umher waren unſere Pferde zerſtreut. Ich ging daran, mir die Toldos zu betrachten, auf die ich die Nacht vorher nur einen flüchtigen Blick geworfen hatte, und fand, daß ſie ſämmtlich feſte Wohnungen, das heißt, nicht, wie die der Patagonier, darauf berechnet waren, bei Märſchen mitgenommen zu werden. Sie waren allerdings auf dieſelbe Weiſe gebaut, aber die Stangen waren viel ſtärker und feſter und das ganze Gebäude hatte mehr Aehnlichkeit mit einem Hauſe.

Cheoeque's Toldo war volle ſechzehn Fuß hoch und konnte bequem vierzig Mann aufnehmen, während im vorderen Theile drei Feuer von gewaltig großen Scheiten brannten. Er war vollſtändig geſchloſſen, nur in der Ecke befand ſich anſtatt der Thür ein Eingang mit einem Vorhange von Fellen, und längs der Front lief eine Art Veranda hin, aus in einander geflochtenen Zweigen beſtehend, die einen angenehmen Baldachin bildeten, in deſſen Schatten wir ſaßen und rauchten. Inwendig waren erhöhte Bettplätze von Holz, worauf das Bettzeug lag, und Alles zuſammengenommen, auch die Schafe, den Corral u. ſ. w., hatte der Ort einen ſolchen Anſtrich von Civiliſation, daß man, wenn man die Phantaſie ein wenig anſtrengte, ſich hätte einbilden können, man befände ſich in einer Grenz-Eſtancia der Anſiedelungen. In den auf der Nordſeite des Thales ſtehenden Bäumen verborgen, gab es noch andere Toldos, aber dieſe beſuchte ich nicht.

Gegen acht Uhr ſahen wir mehrere beladene Pferde kommen; ſie brachten den Branntwein, der in dem Thale, in welchem wir die Nacht nach der Ruheſtörung gelagert hatten, war weggeſteckt worden. Sobald die Krüge und Schläuche in Cheoeque's Toldo abgeladen waren, ging der Befehl herum, daß alle Waffen ſollten abgeliefert werden,

und nach einiger Schwierigkeit wurden sie fast alle gesammelt und an einen sichern Ort gebracht. Dann wurden die Häuptlinge formgemäß eingeladen, zu trinken, und hierauf Alle gebeten, die kamen; der Branntwein wurde von Cheoeque auf die freigebigste Weise gespendet.

Dieser Häuptling war sich seiner hohen Stellung und Macht völlig bewußt; sein rundes, hübsches Gesicht, dessen von seiner Tehuelche-Mutter geerbte Farbe dunkler ist als jene seiner Unterthanen, verrieth lauernde List, und sein häufiges Lachen war etwas sardonisch. Er konnte außerordentlich viel vertragen, ohne betrunken zu werden, und war geneigt, Casimiro wegen seiner Trunkenheit zu verachten; ja, er hielt sich offenbar, und nicht ohne Grund, für erhaben über alle Caciquen, selbst wenn sie ihm nicht unterthan waren.

Hinchel, ich und viele der Araucanier waren weggeblieben, und ich war eben auf dem Wege, nach den Pferden zu sehen, als ich von einigen Picunchen nach dem Corral gerufen wurde. Diese Männer zeigten eine entschieden andere und viel tiefer stehende Gesichtsbildung als die Araucanier, von welchen sie durch ihre dunklere Farbe sich leicht unterscheiden ließen; sie waren aber sehr höflich und zuvorkommend; sie fragten mich, wie es käme, daß ich mich bei den Tehuelchen befände, und wie mein Vaterland beschaffen sei, und freuten sich, als ich ihnen sagte, daß es hügelig und gut bewaldet und, indem ich mich auf Devonshire bezog, daß es reich an Aepfeln sei. Selbstverständlich wurde unsere ganze Unterhaltung vermittelst eines Dolmetschers (eines Valdiviers) geführt. Nach einigen weiteren Fragen wurde etwas Rum hervorgeholt, und nachdem ich ein Glas getrunken hatte, saß ich auf und ging daran, die Pferde zu suchen. Hinchel ritt eine Strecke mit mir; er wollte einen früheren Bekannten aufsuchen, dessen Toldo ungefähr vier Stunden entfernt stand, und der, wie er sagte, der beste Silberarbeiter unter den Indianern war. Ich sah später Proben seiner Arbeit; es waren silberne Röhren zur Verzierung der Steigbügelriemen, und das Aussehen dieser und anderer silbernen Schmucksachen, die in verschiedenen Mustern, augenscheinlich eigener Erfindung, von massivem Metall gemacht waren, ließ mir wenig Zweifel übrig, daß diese Indianer oder irgend einer der benachbarten Stämme die Orte kennen, wo das Erz des edlen Metalls zu gewinnen ist, und daß sie es selbst schmelzen.

Nachdem ich den unserer Horde gehörenden Trupp Pferde gezählt und auf die beste Weide hinabgetrieben hatte, kehrte ich zurück

und fand, daß Cheoeque mehrere Boten geſchickt und mich hatte ſuchen laſſen; ich begab mich daher ſofort nach ſeinem Toldo, wo, als ich ankam, er und Mariano Linares auf zwei wirklichen Stühlen ſaßen, der Letztere Guitarre ſpielend, während Caſimiro ein wenig berauſcht war und ewige Freundſchaft gelobte und ringsum heulende Indianer, Männer und Frauen, in verſchiedenen Stadien des Rauſches ſich befanden. Cheoeque reichte mir die Hand, lud mich ein, mich niederzuſetzen, und gab mir ein Glas Rum aus ſeiner eigenen Flaſche, der, wie ich wohl kaum zu ſagen brauche, nicht wie der übrige gewäſſert war. Dann benutzte ich eine kleine Aufregung, die ein Indianer veranlaßt hatte, indem er Cheoeque umarmen wollte, und entfernte mich, wurde aber unterwegs aufgehalten und mußte, ehe ich das Bivouak erreichte, mit verſchiedenen Bekannten trinken. Da unſer Heerd bald von lärmenden, halbtrunkenen Indianern beſetzt war, unter Anderen auch von Hinchel's Sohne, der, ſehr betrunken, gekommen war, um ſein Gewehr zu holen, weil er den Feſtordner erſchießen wollte, aber glücklicherweiſe von ſeinem Vater, der gerade zur rechten Zeit eintraf, zu Boden geworfen und gebunden wurde, ſo zog ich mich zu Foyel's Bivouak zurück, wo Gravino und Andere Wache hielten, um bereit zu ſein, wenn ihr Häuptling ihrer bedurfte. Er kam zu ihrer großen Erleichterung bald nach Mitternacht an.

Die Eiferſucht, die zwiſchen Foyel und Cheoeque beſtand, und welche bei der Ruheſtörung, die meinen Vettern beinahe das Leben gekoſtet hätte, ausgebrochen war, hatte, ſeitdem Foyel und Quintuhual nach Süden gezogen waren, immer beſtanden, und die in ihrem Gefolge befindlichen Araucanos hielten ſich bei dieſer Gelegenheit alle ſo viel wie möglich fern und nahmen an den Luſtbarkeiten nicht Theil, während die Tehuelchen, welchen die Sache nichts anging, ſich ungehindert der Freude überließen.

Am nächſten Tage ließen Foyel und Quintuhual ihre Leute in Reihe und Glied abmarſchiren und zogen, von vielen Tehuelchen gefolgt, heimwärts; die großen Pferderennen, die gehalten werden ſollten, wurden in Folge der peinlichen Stimmung, die herrſchte, und der daraus hervorgehenden Befürchtung eines Zwiſtes aufgegeben; der Kampf würde unter den vorliegenden Umſtänden ein hartnäckiger geworden ſein, da Cheoeque's Truppen, obgleich an Zahl ihre Gegner übertreffend, denſelben doch nicht allzu ſtark überlegen geweſen wären. Wir hatten bei unſerer Ankunft uns gewundert, nicht mehr

Indianer zu unſerm Empfang bereit zu finden, da wir nur neunzig Lanzen zählten; aber es verlautete, daß Einige in dem an der Seite des Fluſſes ſtehenden Walde verborgen ſeien, die nicht zum Vorſchein kamen; außerdem waren ſiebenzig bis hundert Mann nach Patagones gegangen, um die ihrem Häuptlinge ausgeſetzte Anzahl Rinder zu holen, noch zweihundert Mann aber, Freunde und Verwandte Foyel's, die ſich zu der Zuſammenkunft, die in Las Manzanas ſtattfinden ſollte, bereits auf dem Marſche befanden, waren, als ſie von dem Angriff hörten, den Cheoeque's Horde auf ihre Freunde, meine Vettern, machte, wieder umgekehrt. Ob ſie wegblieben, um ſich neutral zu verhalten, oder um nöthigenfalls ihren Verwandten zu Hülfe zu kommen, konnte man nicht wiſſen, aber Foyel prahlte häufig, daß bei etwaigen Händeln zweihundert Mann von Cheoeque's Gefolge für ihn Partei ergreifen würden. Die Veranlaſſung zur Fehde hatten urſprünglich die Pecunchen gegeben. Dieſer Stamm, nach Antonio Guaitu's Behauptung, der ſie Chollo nannte, ein Zweig der Araucanier, ſteht, wenn auch von Ortscaciquen regiert, doch unter Cheoeque's Oberherrſchaft. Wie ſchon erwähnt, leben die Picunchen in der Nähe der Päſſe der Cordillera und plündern alle Reiſenden. Sie hatten auf Foyel's Boten, der ihm von Valdivia Vorräthe brachte, keine Rückſicht genommen und ſchließlich zwei Schaffelle voll Rum mit Gewalt annectirt, worüber ein kleiner Kampf entſtand. Hierauf ſchickte Foyel an Cheoeque eine herausfordernde Botſchaft des Inhalts, daß, wenn von Seiten ſeiner Unterthanen noch mehr Räubereien vorkämen, er Repreſſalien machen werde; der letztere Häuptling müſſe ſich jedenfalls einbilden, er (Foyel) habe das Reiten und das Führen der Lanze verlernt. Dies Alles wurde ſpäter gütlich beigelegt, am Ende aber zog Foyel, der von Rechts wegen unter Cheoeque's Herrſchaft ſtand, vor, ſeine Lehenspflicht abzuſchütteln und ſich über den Rio Limay hinüber zurückzuziehen. Als Hauptgrund gab er an, daß Cheoeque, obgleich er von der Regierung zu Buenos Ayres viele Rinder erhielte, es doch nicht für angemeſſen halte, ſie mit ſeinen Unterhäuptlingen zu theilen. Wie viel Wahres an dieſen Erzählungen war, kann ich nicht ſagen; was aber die Picunchen und ihre Abhängigkeit von Cheoeque betrifft, ſo waren die Valdivier, auf ein ſicheres Geleit warteud, über ein Jahr hingehalten worden. Endlich erhielten ſie es am Abend vor unſerer Ankunft, und ſo weit ſich ſpäter ermitteln ließ, zogen ſie unbeläſtigt ihres Weges, verloren aber wahrſcheinlich Rinder in Folge

der Witterung, da es zum Ueberſchreiten der Päſſe, die im Winter durch Schnee und angeſchwollene Flüſſe unpaſſirbar werden, viel zu ſpät im Jahre war.

Antonio Guaitu und Ventura Delgado verſicherten mich, den einen Fluß hätten ſie wegen ſeiner vielen Krümmungen ſiebenmal zu überſchreiten und müßten jedesmal ihre Thiere ſchwimmen laſſen. Ich glaubte Anfangs, dies ſei ein Arm des Rio Limay, aber als ich mich näher erkundigte, ſagten die Valdivier, er fließe nach Weſten. Bei Gelegenheit dieſer Route ſei erwähnt, daß kurz vorher ein unternehmender Deutſcher von Valdivia herübergekommen war, um mit den Indianern Handel zu treiben; man ließ ihn mit aller ſeiner Waare unbeläſtigt ziehen, und er machte ein gutes Geſchäft und trat ſchließlich mit einer tüchtigen Anzahl Pferde und Geſchirr ſeine Rückreiſe an; in der Nähe der Päſſe aber wurde ihm Alles abgenommen, und er mußte ſuchen wo möglich zu Fuße nach Hauſe zu kommen. Es war ſehr ärgerlich, ſich ſo nahe an Valdivia zu befinden und nicht im Stande zu ſein, den Weg dorthin zu erforſchen und die Picunchen zu beſuchen; Caſimiro und ich hatten uns zwar vorgenommen, von Las Manzanas aus einen Abſtecher zu machen, aber der Plan wurde wegen der ſpäten Jahreszeit und anderer Umſtände wieder aufgegeben; auch war ich der Ueberzeugung, daß der Cacique, wenn er nach Valdivia kam, ſich nicht allzu lange von den civiliſirten Vergnügungen werde losreißen können.

Nach dem Trinkgelage und dem Abzuge der Horde Foyel's wurde ein Tag dem Handel gewidmet; die politiſchen Verhandlungen wurden einſtweilen aufgeſchoben, weil Caſimiro, der vierundzwanzig Stunden brauchte, um ſich von den Folgen der Gaſtfreundſchaft Cheoeque's zu erholen, nicht dazu aufgelegt war. Unſere Tehuelchen verkauften, Dank der verſchwenderiſchen Freigebigkeit Cheoeque's, alle ihre Waaren vortheilhaft und wurden die glücklichen Beſitzer vieler Pferde, ſilberner Schmuckſachen und Mandils. Hätten ſie den Branntwein kaufen müſſen, ſo würden ſie mit leeren Händen und ſchlechter Laune zurückgekehrt ſein. Die Manzaneros ſchienen hinſichtlich ihres Bedarfes an Toldo-Decken von den Tehuelchen abzuhängen, gerade ſo wie die Letzteren ihrerſeits die gewebten Mandils und Ponchos von den Manzaneros kaufen mußten. Die von den Manzaneros herbeigebrachten Pferde glichen, wie ich ſah, mehr den in den argentiniſchen Staaten gebräuchlichen als der bei den Tehuelchen gewöhnlichen Race; zum Wettrennen auf ebenen Flächen zeigten

ſie ſchönere Tugenden und größere Schnelligkeit, aber in der zur Jagd erforderlichen Ausdauer ſtanden ſie den Tehuelche-Pferden nach.

Das zweite Parlemento oder die zweite Rathsverſammlung, der viele Häuptlinge beiwohnten, ging ordnungsmäßig vor ſich; an ihr nahm auch Mariano Linares, der Bruder des im Solde der Regierung ſtehenden Indianerhäuptlings, theil. Er war mit Cheoeque verſchwägert und war von Patagones hergeſandt worden, um ihn zu bewegen, den Frieden zu erhalten. Die Reden der Araucanos wurden eigenthümlich hergeſungen, ja intonirt, genau ſo, wie ich es ſeitdem daheim in manchen Kirchen gehört habe. Cheoeque intonirte auf dieſe Weiſe eine Rede, in welcher er darlegte, wie aus dem eigentlichen Araucanien Häuptlinge zu ihm gekommen ſeien und ihn gebeten hätten, ihnen im Kriege mit Chili Hülfe zu leiſten. Anfangs habe er ſie nicht empfangen wollen, zuletzt aber habe er ſie angehört, und es ſei wahrſcheinlich, daß er ſeinen Landsleuten ein kleines Corps zu Hülfe ſchicken werde.

Calfícura's Botſchaft in Bezug auf den Einfall in die Anſiedelungen war uns bereits zugegangen. Es wurden viele Reden gehalten, und Linares und Caſimiro hoben hervor, daß es zum Vortheile des Cacique ſei, wenn er ſich nicht hineinmiſche, da er ſonſt die werthvollen Pferde und Rinder, welche die Regierung von Buenos Ayres ihm gebe, unvermeidlich verlieren werde, und daß es einträglicher ſei, die jährlichen Rationen zu empfangen, als die Rio Negro-Anſiedelungen zu plündern und zu zerſtören. Zuletzt wurde einſtimmig beſchloſſen, daß an Calfícura eine Botſchaft geſandt werden ſolle, mit dem Wunſche, ſeine Feindſeligkeiten auf Bahia Blanca zu beſchränken, und daß Cheoeque das nördliche Ufer des Rio Negro decken und auf jener Seite Patagones ſchützen ſolle, während Caſimiro die Südſeite ſicherte: eine Uebereinkunft, an die man ſich auf beiden Seiten hielt. Calfícura rächte demgemäß das wirkliche oder vermeintliche Unrecht, das ihm widerfahren ſein ſollte, an den „Chriſtianos" durch zwei verheerende Einfälle in Bahia Blanca, bei welchen er Beute und Gefangene fortſchaffte. Durch Briefe vom Rio Negro habe ich jedoch erfahren, daß der Friede wieder hergeſtellt iſt und die Gefangenen ausgetauſcht oder losgekauft worden ſind. Ich werde hiervon noch ausführlicher ſprechen, erwähne es aber hier, um zu zeigen, daß die Indianer die Vortheile des Friedens recht gut kennen, wenn ſie auch, beſonders die Araucanier, wegen der An-

maßungen der Ausländer ohne Zweifel ängſtlich ſind und die Traditionen ihrer vergangenen Geſchichte ſie veranlaßt haben, ſelbſt den Namen Spanier oder „Chriſtiano" zu verabſcheuen. Es iſt auch für die höheren Caciquen jedenfalls ſchwer, die kleinen Caciquillos von kleinen Plünderungen abzuhalten; aber bei einem ehrlichen und wohlgeordneten „Rationen"-Syſtem werden ſie keine Raubzüge machen, und es iſt zu bedauern, daß die wohlgemeinten und groß-müthigen Pläne, welche die Regierung von Buenos Ayres zum Schutze der Grenzen getroffen hat, nur zu oft durch die gewiſſenloſen Lieferanten, die ſich ſelbſt bereichern, indem ſie die für die Indianer beſtimmten Lieferungen ſich zueignen, vereitelt werden. Manche mögen die Methode, die Häuptlinge durch Penſionen in Ruhe zu halten, als unwürdig betrachten; aber es iſt ſicherlich eine humanere und ökonomiſchere Politik als fortwährende Repreſſalien-Kriege, die am Ende zu der Ausrottung entweder der Indianer oder der Anſiedler, höchſt wahrſcheinlich der letzteren, und zu der ſichern Verarmung des Landes führen würden.

Nach dem Parlemento gab Cheoeque allen verſammelten Caciquen und ihren Söhnen ein groſses Bankett. Ueber drei gewaltigen Feuern, die in ſeinem geräumigen Toldo brannten, ſtanden auf Dreifüßen groſse eiſerne Töpfe, die Rind-, Hammel- und Pferdefleiſch enthielten. Die Gäſte ſetzten ſich, wie ſie konnten, während Cheoeque mitten im Toldo auf einem Stuhle, wie die Spanier ſagen, „zu Pferde" ſaß; er war in einen prachtvollen Mantel von Katzenfell gekleidet und hielt eine „Revengue" oder Peitſche von Haut in der Hand, mit der er immerfort einen zudringlichen Hund oder auch wohl einen ſeiner zahlreichen Söhne züchtigte, wenn ſie zu nahe kamen oder zu viel Lärm machten.

Die kleinen Knaben waren augenſcheinlich daran gewöhnt und zeigten, wenn ſie einem Hiebe auswichen, groſse Behendigkeit, und wenn ſie ihn erhielten, ebenſo groſse Gleichgültigkeit. Die drei Weiber des Häuptlings führten den Vorſitz an den Feuern, und zum erſten Gange wurden mit groſsen Portionen Fleiſch und einer gehörigen Maſſe Fett beladene hölzerne Schüſſeln herumgereicht. Es wurde erwartet, daß jeder Gaſt den ganzen Inhalt der Schüſſel verzehrte, und wenn ſie leer war, wurde ſie fortgetragen, aufgewaſchen und wieder für einen Andern gefüllt. Der zweite Gang beſtand aus Aepfeln und Piñonen, nach Belieben roh oder gekocht, und es war ſtrenge Etikette, die ganzen dargereichten Früchte zu eſſen oder einzu-

ſtecken. Nach dem Eſſen wurde Waſſer herumgereicht; ein anderes Getränk wurde nicht vorgeſetzt, eine beſondere Flaſche ausgenommen, aus welcher der Häuptling zwei oder drei Gäſten einſchenkte, die ſeine höchſte Gunſt genoſſen. Es mußten wenigſtens dreißig Perſonen anweſend ſein, und es gab noch viel Platz und Lebensmittel in Ueberfluß. Später wurden andere Gäſte niedrigeren Ranges geſpeiſt. Die Tehuelchen ſowohl als die Araucanos und Picunchen wurden während ihres Aufenthaltes ſämmtlich von dem Häuptlinge verpflegt.

Ganz erſtaunt war ich über den Gehorſam und die Ehrfurcht, welche dieſe Leute ihrem Cacique erwieſen. Seine Gewalt erſtreckte ſich nördlich bis Mendoza, über Hunderte von Indianern, die in feſten Tolderias, und zwar einige wenige in dem nahe bei Manzanas liegenden Thale, der Hauptheil aber weiter nach Norden, in der Nähe der Araucarienhaine wohnen. Die Macht des Häuptlings iſt unumſchränkt, und ſein Wort iſt Geſetz, auch für die entfernteſten ſeiner Unterthanen. Auf ſeinen Befehl verlaſſen ſie Toldos, Weiber und Kinder und begeben ſich beritten und zu jedem Dienſt bereit in ſein Hauptquartier. Er beſitzt beträchtliche Reichthümer; außer den zahlreichen Schaf- und Rinderheerden wurde einer der Toldos blos als Schatzkammer benutzt, wo ſein Silberzeug, ſeine Ponchos, Mäntel u. ſ. w. in Sicherheit lagen.

Ich war gerade in ſeinem Toldo, als ein Bote eintraf. Der Indianer, der augenſcheinlich aus weiter Ferne kam, wagte nicht eher einzutreten, als bis es ihm befohlen wurde; dann ſetzte er ſich mit der größten Ehrfurcht von dem Häuptlinge entfernt, theilte ſeine Botſchaft mit, erhielt die nöthigen Befehle und zog ſich zurück; als er wieder reiſefertig war, erſchien er noch einmal, um definitive Verhaltungsbefehle in Empfang zu nehmen; hierauf beſtieg er ſein Pferd und ritt ohne weitere Umſtände ab.

Die Untercaciquen, deren Amt und Würde erblich ſind, ſchienen ſchönere und intelligentere Männer zu ſein als das gemeine Volk. Ob dies von einer Raçenverſchiedenheit oder blos von ihrer ariſtokratiſchen Abſtammung und der erblichen Verfeinerung der Geſichtszüge und der Haltung herrührte, kann ich nicht ſagen; aber ihre Ueberlegenheit war ſehr ſtark ausgeprägt, während bei den Tehuelchen ein ſolcher Unterſchied zwiſchen den Caciquen und ihren Lehnsleuten nicht zu bemerken iſt. Die Ueberlegenheit dieſer halbciviliſirten Araucanos über ihre ſüdlichen Nachbarn war in jeder Hin-

ſicht, nur die Körperkraft ausgenommen, augenſcheinlich. Ihre feſten Wohnſitze in einer fruchtbareren Gegend, in der Nähe der Aepfel- und Araucarienhaine, bieten ihnen über die nomadiſirenden Patagonier große Vortheile. Sie bauen Weizen, von welchem kleine Quantitäten uns zum Verkauf angeboten wurden; außerdem ernten ſie die wildwachſenden Piñonen und Aepfel ein und brauen aus letzteren, wie ſchon geſagt, einen Obſtwein von ungewöhnlicher Stärke; ebenſo bereiten ſie aus der Algarroba-Bohne ein berauſchendes Getränk, „Pulco" genannt.

Um mit der Sprache und den Sitten ſowohl der Leute Foyel's als der in Manzanas befindlichen Indianer vertraut werden zu können, dauerte mein Verkehr mit ihnen nicht lange genug; ſie ſind übrigens ſchon von Anderen beſchrieben worden. Die Sprache, von der ich einige Worte ſprechen lernte, ſchien weicher und wohlklingender zu ſein und auch mehr Wörter zu beſitzen als das gutturale Tehuelche; wie mir vorkam, war ſie mit der Pampa-Sprache nahe verwandt; aber Jackechan, der beide ſprechen konnte, und Gravino beſtanden feſt darauf, daß beide Dialekte von einander verſchieden ſeien.

In Bezug auf ihren Körper hielten ſie ſich überaus ſauber und reinlich, und das Morgenbad wurde von Männern, Frauen und Kindern nie verſäumt; gerade vor dem Eintritt der Morgendämmerung begaben ſie Alle ſich regelmäßig ſchaarenweiſe zum Waſſer. Auch auf ihren Anzug verwendeten ſie mehr Sorgfalt als die Patagonier.

Ihre religiöſen Gebräuche mit anzuſehen hatte ich keine Gelegenheit, aber man verſicherte mich, daß ſie die Sonne anbeteten, und von Götzenbildern irgend welcher Art war keine Spur zu finden. Ihre Gebräuche bei feierlichen Gelegenheiten, wie Geburten u. ſ. w., waren jenen der Tehuelchen ſehr ähnlich, nur daß der „Doctor" dabei ſorgfältiger mit verſchiedenen Farben geſchmückt erſchien.

Als Quintuhual's Nichte krank war, ſpielte ihr Bruder, gehörig bemalt und mit einem Kopfputz von Federn geſchmückt, die Rolle des „Zauberers". Anſtatt eines Mandilzeltes wurde eine Wand von Ponchos hergeſtellt, die über Pfähle hingen, und die Familie entfaltete ihren ganzen Staat. Es wurden Stuten geſchlachtet, und ich nahm an dem Schmauſe als Gaſt theil, aber bei dem, was vorher ſtattgefunden hatte, war ich nicht zugegen, weil die Würde

eines Caciquillo, die ich jetzt bekleidete, mir Zwang auferlegte und nicht erlaubte, als müßiger Zuschauer umherzulaufen.

Ein Mahl beginnen sie mit ängstlicher Gewissenhaftigkeit niemals, ohne erst Fleischbrühe oder ein kleines Stück Fleisch auf die Erde geworfen und gleichzeitig einen Zauberspruch gemurmelt zu haben, um den Gualichu günstig zu stimmen; denn sie sind im Allgemeinen abergläubischer und fürchten sich vor Hexerei mehr als die übrigen Indianer. Sie haben einige Kenntniß von Edelsteinen und scheinen ihnen gewisse wunderbare Kräfte zuzuschreiben. So besaß Foyel einen Stein, der ein prachtvoller roher Türkis zu sein schien; er war im Begriff, mir denselben zu schenken, als sein Weib und sein Schwager irgend eine Bemerkung machten, worauf er sich entschuldigte und sagte, er trenne sich nicht gern von ihm, weil er lange in der Familie gewesen sei. Daß Fremde Steine zu wissenschaftlichen Zwecken auflesen oder irgend wie „sich umsehen", wollen sie durchaus nicht leiden; von Ventura Delgado gewarnt, nahm ich mich daher ganz besonders in Acht, dies nicht zu thun. Einige ihrer Spiele, die von den bei den Tehuelchen beliebten verschieden sind, wie unter anderen das Spiel mit schwarzen und weißen Bohnen, hat Mons. Guinnard beschrieben. Wenn ich sage, daß sie bei der Heirath noch immer die sonderbare Sitte der Entführung haben, so muß ich mich auf Casimiro als meinen Gewährsmann berufen. Der künftige Bräutigam nimmt sich nicht die Mühe, die Einwilligung der Braut zu erlangen, sondern bezahlt den Eltern derselben den festgesetzten Brautschatz oder Kaufpreis, kommt dann herangaloppirt, nimmt das Mädchen mit Gewalt und trägt sie vor sich fort in das Gebüsch, von wo sie nach erzwungenen zweitägigen Flitterwochen als Mann und Weib in seine Wohnung zurückkehren. Bei der Vermählung von Caciquetöchtern ist dies jedoch nicht Sitte. Vielweiberei ist erlaubt; so hatte zum Beispiel der große Cheoeque drei Weiber; die Hauptgeliebte, die durch ihr liebenswürdiges Wesen die Ehre wirklich verdiente, hatte den mittelsten Platz im Toldo inne; aber alle drei lebten vollkommen einig und sorgten mit unparteiischer Liebe Eine für der Andern Kinder.

Wie schon gesagt, stehlen oder kaufen die Araucanos gern Gefangene, und ich möchte fast vermuthen, daß unter ihnen Mangel an Frauen herrscht, woran die vernichtenden Grausamkeiten, welche die Grenz-„Christianos" gegen Frauen und Kinder ausüben, wahrscheinlich mit Schuld sind. Für Fremde sind sie jedenfalls gefähr-

licher als die ſüdlichen Indianer, und ſich ohne gehörige Geleitsbriefe vom Cacique unter ſie zu wagen, iſt unſicher.

Mir bot Cheoeque die Erlaubniß an, direct nach Norden durch das Innere des Landes bis zu den argentiniſchen Provinzen zu reiſen, und wollte für meine Sicherheit einſtehen; ich widerſtand der Verſuchung nur dadurch, daß ich nach reiflicher Ueberlegung meinen Freunden, den Tehuelchen, Wort halten und mit nach Patagones gehen mußte. Auch lud er mich herzlich ein, wiederzukommen, und gab mir die Verſicherung, er werde mich jederzeit als Freund willkommen heißen.

Da unſere Geſchäfte, die commerciellen wie die politiſchen, alle abgemacht und der Abſchiedsſchmaus vorüber war, ſo vertheilte Cheoeque unter die Tehuelchen Pferde u. ſ. w. als Gegengaben für die vielen Geſchenke, die er von ihnen empfangen hatte. Mir gab er als Gegengeſchenk für ein Paar goldene Knöpfe eine der eigenthümlichen Lanzen, wie ſein Volk ſie immer trug; ſie ſind ungefähr fünfzehn bis achtzehn Fuß lang und ſehr leicht; der Schaft wird aus einem Rohre gemacht, das in den Wäldern der Cordillera wächſt, große Aehnlichkeit mit dem Bambus hat und ſo dick wie eine ſtarke Hechtangelruthe an ihrem dicken Ende iſt. Dieſes Geſchenk war, beiläufig geſagt, Schuld daran, daß ich einen Etikette-Fehler beging. Ich lehnte es an den Toldo und wurde ſofort erſucht, es zu entfernen, da dies Krieg bedeute; doch war nicht klar, ob es als eine Herausforderung oder als eine Vorbedeutung betrachtet wurde; man belehrte mich aber, daß die Lanze entweder auf die Erde niedergelegt oder aufrecht in die Erde geſteckt werden müſſe. Eine zweite Lanze wurde Caſimiro geſchenkt, der außerdem auch noch viele Pferde und andere werthvolle Sachen erhalten hatte.

Wir nahmen von dem mächtigen Cheoeque und von Linares, mit dem ich, da beſtimmt worden war, daß ich als Chaſqui gehen ſollte, die Uebereinkunft machte, daß wir in Patagones uns treffen wollten, Abſchied und traten am 11. April, Alle über den Erfolg unſers Beſuches hoch erfreut, unſere Rückreiſe nach den Toldos an. Die natürliche Heiterkeit Caſimiro's wurde ſehr herabgeſtimmt durch die fortwährende Krankheit ſeines Sohnes Graviel, der ſorgfältig bewacht werden mußte, damit er, wenn er etwa wieder einen Anfall von Wahnſinn bekam, nicht davonlief.

Während wir das Thal hinaufritten, in welchem wir die Nacht vor unſerer Ankunft in Cheoeque's Reſidenz geſchlafen hatten, be-

merkten wir in dem an den Ufern des Fluſſes ſtehenden Dickicht einige Rinder; es war ein Theil der dem Häuptlinge gehörenden Heerde, die man fortgeſchafft und an verſchiedenen abgelegenen Orten der Umgegend untergebracht hatte. Wir zogen über die kahle, hohe Pampa, begaben uns gegen ein Uhr nach den Ufern des Rio Limay hinab und bivouakirten an derſelben Stelle wie auf der Reiſe nach Las Manzanas, dicht an Inacayal's Toldos. Hier fanden wir Orkeke und ziemlich viele andere Tehuelchen, auch die vier Verwundeten, von welchen zwei ſchon auf dem beſten Wege zur Geneſung waren.

Auf Inacayal's perſönliches Geſuch begaben wir uns in deſſen Toldo, wo wir blieben, bis der Abend heranrückte; dann wurden Rinder herbeigetrieben, eingefangen, geſchlachtet und unter die Häuptlinge getheilt. Während ich emſig ein Stück Haut abſchabte, aus dem ich etwas Reitzeug machen wollte, erhielt ich von Orkeke, deſſen Feuer vielleicht hundert Schritte von dem unſrigen lag, die Botſchaft, daß er mich, wenn ich Nichts mehr zu thun hätte, zu ſehen wünſche; ich ſpazierte daher nach dem Abendeſſen hinab und fand den alten Krieger daſitzen und ſeine Pfeife laden. Nachdem er ſie ausgeraucht hatte, lud er mich ein, ihn zu begleiten, um ſeinen erſt kürzlich erworbenen Trupp Pferde zu ſehen und ihm zu zeigen, welches ich für das beſte hielt. Ich ſuchte einen jungen weißen Schimmel aus, der zu Cheoeque's eigenen Pferden gehört hatte. „Gut!" erwiederte er; „nehmen Sie ihn; er gehört Ihnen; ich habe Ihnen noch kein Gegengeſchenk für den Revolver gemacht, den Sie mir in Teckel gaben." Ich brauchte zwar das Pferd nicht, aber es wäre eine Beleidigung geweſen, wenn ich es zurückgewieſen hätte. Ich nahm daher meinen Renner in's Schlepptau und ſpazierte mit ihm ab. Dieſen kleinen Vorfall erwähne ich nur, um die Vorſtellung zu berichtigen, die Manche haben, daß die Habgier ein vorherrſchender Charakterzug der Indianer ſei.

Am folgenden Morgen nahmen wir von Inacayal und ſeinen Leuten Abſchied und wendeten die Köpfe unſerer Pferde nach der Uebergangsſtelle des Fluſſes Limay hin, der wo möglich noch mehr angeſchwollen und noch reißender war als bei dem vorigen Uebergange; doch kamen wir Alle wohlbehalten hinüber, wenn auch Caſimiro's Pferd und das meinige einmal fielen, glücklicherweiſe an einer Stelle, wo das Waſſer ſeicht war. Nur wurde Jedermann durch und durch naß, und da anhaltender Regen eintrat, ſo war es auch

nicht möglich, unſere Mäntel zu trocknen. Der Weg, auf dem wir zurückmarſchirten, lag weſtlich von jenem, den wir früher eingeſchlagen hatten; er führte unten an und zwiſchen den hohen, bewaldeten Bergen hin, auf deren Höhen wir dann und wann in majeſtätiſcher Einſamkeit einen Condor ſitzen und wie einen Prieſter von der Kanzel auf uns herabſchauen ſahen.

Gegen vier Uhr Nachmittags hörte der Regen auf. Wir bivouakirten in einem grasreichen Thale, an deſſen Seiten Weihrauch- und andere Büſche ſtanden. Hier verbrachten wir, wegen der Krankheit Graviel's und noch eines andern zu der Horde Gehörenden, eine jämmerliche Zeit; wir konnten uns nicht einmal trocken machen; um aber die ſchon vorhandenen Unannehmlichkeiten noch zu vermehren, trat gegen Abend Froſt ein, und als ich um Mitternacht aufwachte und mich nach den Pferden umſehen wollte, war mein Mantel wie ein Brett.

Da jetzt heiteres Wetter war, zündete ich ein Feuer an, und es dauerte nicht lange, ſo drängte ſich die ganze Horde um daſſelbe herum, um, ehe wir uns wieder niederlegten, die halberfrorenen Glieder zu wärmen.

Als es am nächſten Morgen Tag war, machten ſich zwei von uns, durch und durch frierend und hungrig, auf, die Pferde zu holen, denn von den neuen waren einige, wie wir erwartet hatten, bis auf einige Meilen vom Rio Limay zurückgelaufen. Mittlerweile war jedoch die Sonne aufgegangen, und bis dahin, wo ſie hoch genug ſtand, um etwas Wärme zu ſpenden, hatten wir die übrigen Mitglieder der Horde eingeholt, und da wir unſere Pferde nicht ſchonten, ſo waren wir um zwei Uhr durch die Felſengaſſe hindurch und ſo weit gekommen, daß wir die Toldos ſahen, bei welchen wir in kurzer Zeit anlangten.

Ehe die Sonne unterging, waren alle Tehuelchen in den Schooß ihrer Familien zurückgekehrt, und wir waren Alle froh, daß wir wieder einmal unter einem Toldo ſchlafen konnten, nachdem wir zwölf Tage und Nächte bei ſtürmiſchem Wetter keine andere Decke gehabt hatten als unſere Mäntel.

Am 14. April, dem Morgen nach unſerer Rückkehr, beſchwerten ſich Foyel's Leute, daß die zurückgebliebenen Tehuelche-Indianer, die es für unnütz hielten, ſich auf die einige Meilen entfernten Ebenen zu begeben und durch eine Jagd für die Toldos Fleiſch zu ſchaffen, während Rinder und Schafe in unmittelbarer Nähe graſten,

bei der Dunkelheit der Nacht ſich einige derſelben zugelangt hätten. Meña beſtätigte es; er ſelbſt war zwar auf der Jagd geweſen und hatte ſich alle Mühe gegeben, aber nur wenig Glück gehabt, und beklagte ſich bitterlich, daß ſie hätten viel Hunger leiden müſſen.

Bald nach unſerer Ankunft wurde Kai Chileno krank, und in einigen Tagen bekamen mehrere bejahrtere Leute Kopfweh und Fieber, und es zeigten ſich bei ihnen alle Symptome einer ſtarken Influenza. In der Beſorgniß, daß die Krankheit ſich weiter ausbreiten werde, brachen am 16. April die meiſten Tehuelchen die Toldos ab und ſchlugen die Straße ein, die nach Patagones führte; unſer Toldo jedoch und noch ein zweiter blieben wegen der fortdauernden Krankheit Graviel's und der Anderen zurück.

Gegen Abend deſſelben Tages hörten wir plötzlich in Foyel's Toldo Gejauchze und Geſchrei, und Alle, außer Caſimiro, der ganz ſtill am Heerde ſaß, ſprangen nach ihren Waffen; ſie glaubten natürlich, es ſei von Las Manzanas eine Horde gekommen, um zu kämpfen. Nachdem wir eine Weile in Ungewißheit geweſen waren, ſahen wir einen Zug Männer in Linie, aber zu Fuße, ſchreiend, ſchießend und die Waffen ſchwingend, nach unſerm Toldo vorrücken. Da erklärte uns Caſimiro, der im Stillen über uns lachte, daß ſie nur gegen die Krankheit kämpften. Die Leute kamen bis zu unſerm Toldo, ſchlugen mit den Lanzen auf die Rückſeite deſſelben, um den Gualichu zu verſcheuchen, und entfernten ſich dann wieder.

Wir lachten Alle tüchtig über die Affaire, und es machte mir Spaß, Meña, der ein intelligenter junger Mann war, beweiſen zu hören, daß die Indianer ganz recht hätten, da einen bewaffneten Mann nie eine Krankheit befalle.

Die letzten vier Tage unſers Aufenthaltes in Geylum lebten wir, da keine Jagd gehalten wurde, hauptſächlich von der Luft; als jedoch Foyel erfuhr, daß wir Nichts zu eſſen hatten, fand er ſich ein, um uns zu retten; er ſchenkte mir ein Paar Schafe, die ich dankbar annahm und unter die Horde theilte.

Es war beabſichtigt geweſen, daß ſeine Horde die Tehuelchen nach Patagones begleiten ſollte; da ſie aber nothwendigerweiſe ihre Frauen und Kinder nur mit einigen Knaben, die für die Schafe und Rinder ſorgen ſollten, in Geylum laſſen mußten und der friedlichen Abſichten der Manzaneros nicht gewiß waren, ſo hielten er und Quintuhual es für rathſamer, für jetzt in ihrem Lager zu bleiben

und ſpäter in ſchnellem Ritt unſere Horde unterwegs einzuholen, ehe ſie in den Anſiedelungen ankam.

Von Fräulein Foyel nahm ich zärtlichen Abſchied; ſie war mir immer mit der größten Artigkeit entgegengekommen, und die natürliche Grazie, die in ihrem Benehmen lag, hätte einem civiliſirten Salon zur Zierde gereicht. Ihre Abſchiedsworte waren die Einladung, wo möglich wiederzukommen und dem Toldo, in welchem ich mich wie zu Hauſe gefühlt hatte, noch einen Beſuch abzuſtatten.

Ihr Vater bat mich, ihm eine Drehorgel zu beſorgen, da Caſimiro ihm geſagt hatte, er habe durch Drehen einer Handhabe Muſik machen ſehen. Ich verſprach, wenn ich könnte, ihm eine zu verſchaffen, und kehrte nach herzlichem Abſchied in unſern Toldo zurück, da wir am 17. April, ſobald es Tag war, abzureiſen gedachten.

Wir bereiteten uns demnach zum Aufbruch vor, und von den anderen Toldos kam ein Knabe herüber, um ſich uns anzuſchließen. Er war ein Tehuelche, deſſen Vater auf den Verdacht der Hexerei hin getödtet worden war, und hatte, da er ein entfernter Verwandter Caſimiro's war, deſſen Schutz in Anſpruch genommen. Dieſer wurde ſelbſtverſtändlich gewährt, und Caſimiro hatte eingewilligt, ihn mit uns zu nehmen, und ihm geſagt, er ſolle mein Page ſein, nach meinen Pferden ſehen u. ſ. w. und ſich überhaupt nützlich machen. Dieſer Gedanke war ſehr ſchön, aber ein einziger Blick auf das Geſicht und die Geſtalt des erlauchten Jünglings genügte, um mir zu zeigen, daß ich wahrſcheinlich meine Zeit nur damit verbringen würde, auf ihn aufzupaſſen, denn einen heilloſeren Buben hatte ich noch nicht geſehen. Als ich ihm ſagte, er möge eines meiner Pferde einfangen, auf dem er reiten ſolle, entſchied er ſich ſofort für das falſche, ein Pferd nämlich, das ich ſelbſt blos vielleicht ſechs Wochen lang geritten hatte, damit es zu Kräften kommen ſollte und beim Einzuge in Patagones benutzt werden konnte.

Dieſes Pferd fing er ein und kam mit freudeſtrahlendem Geſicht über Felſen, Steine und Büſche im vollen Galopp zu den Toldos heruntergeritten. Ich nahm es ihm ab, ließ es wieder laufen und ſagte ihm mit milden Worten, dies ſei nicht das Pferd, das er reiten ſolle; da ging er fort und fing eines von Caſimiro's Pferden, das er ebenſo behandelte; endlich jedoch bekam er das rechte und galoppirte dann, ohne auch nur „Mit Erlaubniß" zu ſagen, aber aus vollem Halſe ſchreiend, auf der Straße fort, die am vorhergehenden Tage die Indianer eingeſchlagen hatten.

Wir waren eben im Begriff, ſelbſt aufzubrechen, als im letzten Augenblicke Quintuhual ſagen ließ, er wünſche einen Rath zu halten. Caſimiro und ich blieben daher im vollen Regenguſſe im Graſe kauern und hörten das, was wir ſchon am vorhergehenden Tage gehört hatten, noch einmal an.

Als die Rathsverſammlung geſchloſſen war, wurde ein Schaf herbeigebracht und geſchlachtet. Das arme Thier wurde mit dem Kopfe an einen Pfahl gebunden, ſo, daß es gen Himmel ſchaute; dann wurde ihm die Kehle abgeſchnitten und, um das Blut, die Lunge u. ſ. w., aus welchen die Mahlzeit bereitet wurde, ſchmackhaft zu machen, Salz in die Wunde geſtreut und der Rand derſelben kunſtgerecht zuſammengedrückt. Hierauf drängten die ſämmtlichen Mädchen ſich um uns herum, und jede trug uns eine Bitte vor, aus den Anſiedelungen etwas Yerba, Mehl, Zucker u. ſ. w. mitzubringen, bis unſere Pferde, das meinige obendrein, damit wir unterwegs Proviant hatten, mit dem geſchlachteten Hammel beladen, bereit ſtanden und wir unter wiederholt eingeſchärften Bitten, Aufträgen und zärtlichen Abſchieden aus dem Gedränge uns frei machten und, gegen vier Uhr Nachmittags, aufbrachen, um den Reiterzug, der ſchon weit fort war, einzuholen.

Achtes Kapitel.

Von Geylum nach Patagones.

Ein Lager voll Kranke. — Der vulkaniſche Hügel Oerroè. — Crimè's Sterbebett. — Graviel's Beförderung. — Der brennende Erdboden. — Heiße Quellen. — Ein Kampf mit dem Gualichu. — Ein wirklicher Kampf. — Ein Soda-See. — Das Lager in Telck. — Der Doctor hat Unglück. — Ein geſälliger Strauß. — Zum Chaſqui ernannt. — Trübſale des Pampalebens. — Eine ſchlechte Zeit. — Die Ebenen von Margenſcho. — Caſimiro's Mißtrauen. — Der Docter und das kranke Kind. — Die Pflichten eines Boten. — Abreiſe der Chaſquis. — Die Reiſe geht eilig. — Die gepflaſterten Pampas — Ein idealer Bandit. — Ein Brief aus der Chupat-Colonie. — Trinita. — Teneſoro's Pampas-Indianer. — Champayo's Großmuth. — Ein Morgentrunk. — Abreiſe von Trinita. — Valchita. — Die Schweinsſtraße. — Wilde Pferde. — Die Traveſia. — Die Grenze der patagoniſchen Fauna und Flora. — Der erſte Blick auf den Rio Negro. — Sauce Blanco. — Die Guardia. — San Xaviel. — Ritt nach Patagones. — Señor Murga. — Walliſiſche Gaſtfreundſchaft. — Endlich unter Freunden.

Wir hatten jetzt unſere Reiſe gen Oſten nach dem Rio Negro wirklich angetreten, ich meinerſeits mit den ſich widerſtreitenden Gefühlen des Bedauerns, daß ich meine liebenswürdigen Verwandten, die ich mir erſt kürzlich erworben hatte, verlaſſen mußte, und der freudigen Erwartung, Patagones zu erreichen und dort das zu finden, wonach Reiſende bei aller Aufregung, die neue Länder und fremde Menſchen erzeugen, dennoch ſich ſo lebhaft ſehnen — Nachricht aus der Heimath! Während wir vorwärts galoppirten, warfen wir dann und wann ſehnſüchtige Blicke zurück auf die waldbedeckten Abhänge und Schneegipfel der Cordillera, deren nie zu vergeſſende

Schönheit das vor uns liegende traurige Land nur noch öder erscheinen ließ.

Nach der einstimmigen Beschreibung meiner Freunde war in dem Districte, der zwischen Geylum und einem neun Märsche entfernten, von den Indianern mit dem Namen Margenscho bezeichneten Orte lag, es nicht nur schon an sich schwierig zu reisen, sondern auch für die Pferde nur spärliche Weide und für die Menschen wenig Wild zu finden. Der Regen, der bei unserer Abreise gefallen war, hatte sich in Graupeln verwandelt, die von einem starken Weststurme getrieben wurden, und mein aufgeladener Hamuel machte mir, wenn ich den schützenden Mantel zusammenhalten wollte, viel zu schaffen. Glücklicherweise hatten wir, da die Richtung unsers Weges eine östliche war, das Glück, dem Graupelwetter nicht entgegenzureiten, während der hinter uns tobende Sturm Pferde und Reiter zur höchsten Eile antrieb.

Als wir die felsenbestreute Schlucht betraten, die das östliche Thor des Thales von Geylum bildete, von welchem südlich die isolirte Felsensäule sich emporthürmte, erschienen zu unserm Schrecken plötzlich berittene Indianer, die von der Richtung her, welche unsere vorausgezogene Horde eingeschlagen hatte, auf uns zu galoppirten. Die Vermuthung, daß wir möglicherweise einen Kampf bekommen könnten, oder daß irgend Etwas vorgefallen sei, wurde schnell beseitigt, da sich zeigte, daß es Tehuelchen waren, die zurückritten, um verlorene Pferde zu suchen, welche nach ihrer Behauptung die Araucanier gestohlen und mit Schlauheit verborgen haben sollten. Wir setzten daher unsern Marsch fort durch eine Reihe sich zwischen den Hügeln hindurchwindender enger Felsenschluchten, bis wir, als es finster wurde, naß und müde und Krankheitssymptome fühlend, in dem Lager anlangten, das in einem der gewöhnlichen grasbewachsenen Thäler lag. Der Toldo war bei unserer Ankunft in größter Unordnung, da zwei Frauen und ein Kind die epidemische Krankheit bekommen hatten; wir gingen daher selbst an's Werk, ein Feuer anzuzünden, die Felldecke des Toldo zu befestigen und die Betten zu machen, und nach einiger Zeit sah es wenigstens im Innern ordentlich aus, wenn auch das Gras (unser Teppich) und überhaupt Alles naß war. Auf jeder Seite hörte man die Klagen eines krank gewordenen Kindes, und bei dem Jammergeschrei „Ah dscheleh lo!" das die Frauen über ihre Lieblinge erhoben, konnte man fast die ganze Nacht nicht schlafen. Der nächste Morgen brach schön und

heiter an; es wurde daher beſchloſſen weiter zu ziehen, in der Hoffnung, daß man bei ſchnellem Wechſel die Krankheit vielleicht los werden könne; aber die Abreiſe war faſt ebenſo ſchwierig wie das Bleiben.

Von unſerer Horde war Meña zurückgeritten, um ein fehlendes Pferd zu ſuchen; Crimè lag im Sterben und Caſimiro pflegte ihn, und überhaupt waren Alle mit kranken Freunden und Kindern beſchäftigt oder dadurch zerſtreut, und das Geſchäft des Pferdefangens fiel mir, und Anfangs mir allein, anheim. Wenn ich den Trupp in Sicherheit hatte, war die nächſte Aufgabe, mein kürzlich erworbenes Roß zu fangen; der Anblick eines Lazo reichte hin, es in Galopp zu bringen, und da es ſehr flink war, ſo mußte ich mich drei Stunden lang vergebens abmühen, bis zuletzt zwei oder drei meiner Kameraden kamen und es mir fangen halfen. Die übrigen Pferde meinem Teufelspagen zur Beaufſichtigung übergebend, brach ich mit einem meiner Freunde auf, um mich dem Jagdkreiſe anzuſchließen, deſſen Bildung bereits im Gange war.

Wir ritten in öſtlicher Richtung ein Thal hinauf und kamen unterwegs an dem ſchwachen Crimè vorüber, der, vor Schmerz ſtöhnend, in voller Länge ausgeſtreckt auf einer Art Sopha lag, das auf dem Rücken des Pferdes aus Bettdecken hergerichtet war, während ſein Weib das Pferd führte und laut jammerte. Da Beileidsbezeugungen wenig nützten, ſo ritten wir ſchweigend weiter und kamen bald darauf aus dem Thale heraus. Dieſes ſtieg allmälig an und führte oben auf eine weite Ebene mit ſandigem Boden und verkümmerten Büſchen, die am öſtlichen Horizonte durch eine Reihe hoher ausgezackter Hügel begrenzt wurde und nach Süden hin ſich ſo weit erſtreckte, als das Auge reichte. Während ich unter einem Buſche am Feuer ſaß, wurde ich von Kopfſchmerz und Uebelkeit befallen, den Symptomen, die der Influenza vorhergehen; ich ſaß jedoch auf und ſchloß mich der Jagdgeſellſchaft an, und als die Jagd zu Ende war, fühlte ich mich viel wohler, wenn ich auch nicht eſſen konnte.

Am Schluß der Jagd kamen wir an den Eingang eines Thales, das zwiſchen den zähen Felſenhügeln der Kette, die wir vom andern Rande der Ebene aus geſehen hatten, ſich hindurchwand. Während ich den Frauen- und Gepäckzug beobachtete, ſuchte ich lange vergebens nach meinen eigenen vier Pferden, ſah ſie aber endlich ohne Führer hinter der Colonne traben; ihre natürliche Klugheit oder vielleicht

auch Durſt hatte ſie bewogen, ihren Kameraden nachzulaufen. Der zuverläſſige Page hatte ſie ſich ſelbſt überlaſſen und war auf eigene Fauſt auf die Jagd gegangen, ein Betragen, das, als es ſich ſpäter noch einmal wiederholte, den Verluſt der ganzen Pferde herbeiführte.

Gegen Abend lagerten wir uns in einem Thale, das von drei Hügeln eingeſchloſſen war; einer derſelben, der entſchieden vulkaniſch ausſah, wurde „Oerroè" genannt. Die Wand dieſes Hügels lag dicht voller Stücke Punktlava, die das beliebteſte Material zu den Handbolas liefert. Da die Meiſten von uns ihre Jagdwaffen in Las Manzanas gegen Aepfel, Piñonen u. ſ. w. vertauſcht hatten, ſo waren Viele bald beſchäftigt, Steine aufzuleſen und Bolas zu machen. Ich ſorgte zwar dafür, daß mein Page kein Jagdzeug hatte, aber hier wurde er leider krank, oder ſtellte ſich wenigſtens ſo, und war daher gerade ſo unnütz wie zuvor. Den Tag nach unſerer Ankunft nahmen Crimè's Leiden ein Ende. Ich wurde an ſein Sterbebett gefordert; der Cacique, wenn er auch phantaſirte, kannte doch ſeine Freunde und rief Alle zu Zeugen auf, daß an ſeinem Tode ein ſüdlicher Tehuelche Schuld ſei; er nannte und beſchrieb ihn, erhob dann ſeinen Arm, zeigte nach einem leeren Platze und ſchrie: „Schaut hin, dort ſteht er!" Hierauf bat er mich, „ihm an den Arm zu fühlen," und während ich ihm den Gefallen that und den Finger an ſeinen Puls legte, ſchlug er immer langſamer, bis er plötzlich einen ſchweren Athemzug that und ſtarb. Der Etikette gemäß entfernten wir uns ſchweigend, und der Toldo hallte wieder von dem lauten Geſchrei der Frauen und dem Jammern ſeiner Wittwe. Die gewöhnlichen Leichengebräuche wurden eiligſt abgemacht, aber die Meiſten ſtaken ſelbſt zu tief in der Noth, als daß ſie an denſelben Theil genommen hätten. Während der Nacht ſtarben drei Kinder und noch mehr waren dem Tode nahe. Da nun von den Leichenopfern her das Pferdefleiſch in Ueberfluß vorhanden war, ſo wurde an das Marſchiren nicht mehr gedacht, und das Lager hallte von den Klageliedern der Frauen wieder. In unſerm Toldo waren alle Inſaſſen krank, und die Pflicht, nach den Pferden zu ſehen, fiel mir und Caſimiro anheim, der von dem Anfall, den er bekommen hatte, eben wieder genas.

An dieſem Orte ſtieß Hinchel's Sohn mit ſeinem araucaniſchen Weibe zu uns, und mit ihnen kam noch ein anderer Mann, der ein Mädchen ſuchte, das aus Foyel's Toldo entlaufen war; ſein Suchen

war jedoch vergebens, da ſie in irgend einem Toldo ſtak und ſich nicht ſehen ließ. Der erwähnte Mann brachte auch die Nachricht mit, daß Cheoeque's Leute jetzt, wo wir fort waren, die alte Fehde erneuern wollten und ſich eben zum Kampfe rüſteten; daß ferner ſeit unſerer Abreiſe ein Mann, der in der Trunkenheit Händel angefangen, getödtet worden ſei, und daß das Gerücht gehe, die Valdivier hätten ſich ihre Rinder abnehmen laſſen, nebſt verſchiedenen anderen Geſchichten, die Orkeke, der ein Pferd verloren hatte und zurückgeritten war, um es in Geylum zu ſuchen, größtentheils für Lügen erklärte. Die Menge beunruhigender Nachrichten war ſomit ein neuer Beweis dafür, daß die Indianer, wenn ſie nichts Bedeutendes wiſſen, womit ſie ihre Zuhörer in Erſtaunen ſetzen können, gern Etwas erfinden. Crimè's Wittwe quartierte ſich in unſerm Toldo ein, und da durch den Tod dieſes Häuptlings die Stelle eines Capitanejo mit dem Range eines Lieutenant in der Buenos-Ayriſchen Armee und dem Rechte, Rationen zu beziehen, vacant geworden war, ſo befragte Caſimiro mich wegen ſeines Nachfolgers. Ich ſchlug diejenigen, die am paſſendſten ſchienen, der Reihe nach vor und fing dabei mit Wáki an; der Cacique hatte jedoch gegen Jeden Etwas einzuwenden und erklärte zuletzt, er werde ſeinen faſt wahnſinnigen Sohn Graviel als den Häuptling nennen, den die argentiniſche Regierung auf die Liſte der durch jährlichen Sold zu gewinnenden Caciquen zu ſetzen habe!

Am 22. April wurde aufgebrochen, wir aber blieben bis zuletzt, da von Caſimiro's Pferden, die ich am vorhergehenden Abend in's Thal hinabgebracht hatte, vier fehlten; der Häuptling ritt daher zurück, um ſie zu ſuchen, und die übrigen Inſaſſen des Toldo ſetzten ihre Reiſe fort.

Nachdem ich der Cordillera, die man jetzt wegen der Hügel, an deren Gegenabhang wir hinunterzogen, nicht mehr ſehen konnte, noch einen Abſchiedsblick zugeworfen hatte, führte ein Eilmarſch uns durch eine ſehr unfruchtbare, felſige Gegend, wo zerriſſene unregelmäßige Hügel ſtanden und wo kaum ein Buſch ſich zeigte, unter dem man Obdach finden konnte, und Weidefutter wenig oder keines vorhanden war. Wir lagerten uns, oder erreichten vielmehr das Lager, nachdem es aufgeſchlagen war, in einem Cañon, der eine kleine Quelle und ganz wenig Weidefutter enthielt, und gingen ohne Abendeſſen zu Bett; denn zur Jagd trafen wir nicht zeitig genug ein, auch war das Wild ſehr ſpärlich, und was wir von unſeren

Nachbarn betteln konnten, gaben wir natürlich denjenigen, die eben von der Krankheit genaſen.

Jackchan's Weib und Kind waren noch immer ſehr unwohl, und da man glaubte, das Kind könne ſterben, ſo ließ man den Doctor holen. Er legte das Kind auf die Erde, murmelte einen Zauberſpruch und patſchte es auf den Kopf; hierauf hielt er, um den Teufel herauszubringen, ſeinen Mund dicht an die Bruſt des Kindes und ſchrie; dann wandte er es um, ſo daß es auf dem Geſichte lag, und wiederholte daſſelbe Verfahren noch einmal. Am nächſten Tage ging es mit dem Kinde beſſer, und es dauerte nicht lange, ſo war es außer Gefahr.

Gegen zehn Uhr Nachts kehrte Caſimiro mit ſeinen Pferden zurück; ſie waren eine beträchtliche Strecke auf der Straße nach Geylum zurückgelaufen. Am nächſten Tage brachte ein langer Marſch von zwanzig engliſchen Meilen uns in ein Lager am weſtlichen Rande einer breiten Ebene, durch die ein Bächlein floß. Während der Jagd wurden die erſten patagoniſchen Haſen oder Halbkaninchen gefangen. Dieſe Thierchen leben in Höhlen, ſind aber während des Tages in der Regel außen und freſſen und ſchlafen im Graſe. Vielleicht eine engliſche Meile weit ſind ſie ganz außerordentlich ſchnell, werden aber, wie die Füchſe deſſelben Landes, bald müde. Die Jagd auf dieſes kleine Wild brachte in die Eintönigkeit der Reiſe eine angenehme Abwechſelung. Sobald wir eine Ebene oder ein Thal betraten, wo es viele gab, — und ſie fanden ſich immer da in Menge, wo das Weidefutter gut war, — eilten alle Jäger fort, um „die Erde zuzuſtopfen", das heißt, die Höhlen mit Büſchen zu verſchließen; aber die ſchlauen Thierchen entwiſchten uns oft, indem ſie in eine Höhle ſchlüpften, welche die Erdezuſtopfer überſehen hatten. Sie mit den Bolas niederzubringen, dazu gehörte bedeutende Geſchicklichkeit; denn wenn man ſie blos um die Beine oder den Leib herum fing, ſo machten ſie ſich ſchnell frei; aber ein Schlag auf den Kopf tödtete ſie ſofort. Sie ſchmecken gut; doch iſt das Fleiſch, gebraten, etwas trocken. Ihre Felle werden zu Mänteln verarbeitet, haben aber wenig Werth, da das Haar bald abgeht.

Ungefähr eine engliſche Meile unterhalb des Lagers, wo die Sandebene ſich verſchmälerte und in ein tiefliegendes, grasreiches Thal ablief, bot ſich eine ſonderbare Erſcheinung dar. Am Morgen nach unſerer Ankunft gingen wir hinaus, um die Pferde zu ſuchen; da wirbelte ein wüthender Oſtſturm den Staub in dichten Wolken

auf, und der Sand, der uns in's Geſicht getrieben wurde, war zu meiner großen Ueberraſchung ſo heiß, als brennte das Feuer, in dem er gelegen, ganz nahe um uns herum. Durch den Treibſand, den wir wie einen Wall durchbrachen, faſt blind geworden, ritten wir gerade in eine Vertiefung hinein, wo die Erde in Brand zu ſtehen ſchien; während die Pferde in die erhitzte Oberfläche eintraten, verbrannte ihnen das Haar an den Köthen, und ſie wurden vor Schreck faſt toll, ſo daß es für die Reiter ohne Sattel und Steigbügel keine leichte Sache war, ſitzen zu bleiben. Einmal befand ich mich nicht weit von den Ohren meines Pferdes, und ich hatte es mehr dem Glück als meiner Geſchicklichkeit zu verdanken, daß ich nicht ſo zu ſagen in's Feuer geworfen wurde. Nachdem der Sturm etwas nachgelaſſen hatte, unterſuchte ich dieſe Stelle genauer und fand, daß der Boden, wenn auch nicht geradezu, wie ich Anfangs glaubte, in Feuer ſtand, doch wenigſtens rauchte, als ob es innerlich brennte. Die Oberfläche beſtand aus einer Kruſte von gebranntem gelben Thon, die, wenn die Pferde darauf traten, nachgab und dann einen ſchwarzen Untergrund zu Tage treten ließ; eine Flamme war nicht vorhanden, aber aus dem Boden kam ein dünner weißer Dampf hervor. Als ich mich unvorſichtiger Weiſe einen Schritt auf die verrätheriſche Kruſte wagte, gab ſie nach; doch half ich mir wieder heraus und litt keinen Schaden weiter, als daß ich meine Potro-Stiefeln verbrannte. Die Indianer ſagten, das Feuer ſei urſprünglich, und zwar erſt vor einigen Jahren, dadurch entſtanden, daß ſie weiter oben im Thale das Weidefutter angezündet hätten; ſeit der Zeit habe der Boden gebrannt. Ob tiefer unten ein Lager brennbaren Stoffes ſich befand, das auf dieſe Weiſe ſich hätte entzünden können, ließ ſich nicht ermitteln; da es aber in derſelben Bergkette nicht allzu weit nach Südoſten warme Brunnen und heiße Quellen gibt, ſo kommt es mir wahrſcheinlicher vor, daß die Urſache eine vulkaniſche iſt. Die vorzüglichſte heiße Quelle wurde als ein kreisförmiges Becken von ungefähr ſechs Fuß Durchmeſſer beſchrieben; das Waſſer, deſſen Temperatur nicht ſo heiß ſei, daß es die Hand verbrühe, ſprudele durch zahlreiche in dem Thonboden befindliche Löcher herauf. Auf vielen der umliegenden Hügel gab es Lava und Bimsſtein von nicht gerade hohem Alter; auch ſahen manche Hügel aus, als wären ſie noch in neuerer Zeit die Ableitungskanäle vulkaniſcher Kräfte geweſen, die auf den Wänden erloſchener Krater große Maſſen zertrümmerten Felſens umhergeworfen haben.

In dieſem Lager gerieth ich mit unſerm Häuptlinge in ein ernſtes Mißverſtändniß, das faſt mit einem völligen Zwiſt geendet hätte; nach reiflicher Ueberlegung jedoch verſtändigten wir uns und legten die Sache bei; denn wenn er mich auch zweimal, wo ich in Gefahr war, meinem Schickſal überlaſſen hatte, ſo hielt ich es doch im Ganzen genommen für beſſer, daß wir jetzt noch Freunde blieben. Am Abend des Tages, an welchem dieſer Streit ſtattgefunden hatte, ſchrieb ich, da eine Horde von drei Toldos eben aufbrach, um an den Chupat zu gehen, und Caſimiro gern ſeinen Ruf bis an die walliſiſche Anſiedelung verbreiten wollte, einen Brief an die Behörden, in welchem er ſich nach einigen Sätteln erkundigte, die zu ſeinen argentiniſchen Rationen gehörten und aus Verſehen dorthin geſandt worden ſeien; der Häuptling behauptete in dem Briefe, ſie ſeien für ihn beſtimmt geweſen, aber unter andere Indianer vertheilt worden. Der Brief wurde durch einen der Indianer befördert, der von der einen Seite engliſcher Abkunft ſein ſollte, obgleich er in ſeinem Typus wenig Spuren von engliſchem Blute zeigte, vielleicht ſein Haar ausgenommen, das eine hellere Farbe hatte, als man ſie bei den Indianern gewöhnlich trifft; er war ein ſehr gutmüthiger Menſch, und es that mir leid, daß er abreiſte, da er zu meinen Anhängern gehörte; er führte jedoch ein züchtiges Leben und wollte daher die allgemeine Orgie nicht mitmachen, die, wenn ſie in die Nähe von Patagones kamen, vorausſichtlich ſtattfand. Mit ſeiner Horde reiſte auch die junge Wittwe ab, die mir die Heirathsanträge gemacht hatte; ſie nahm zärtlichen Abſchied und erhielt zum Andenken ein Tuch. Am folgenden Morgen brachen wir ebenfalls auf; ein echter Landſtreicher, der Hab' und Gut verſpielt, bat um ein Reitpferd; es wurde ihm geſagt, er ſolle den „weißen Schimmel" fangen, den Orkeke mir geſchenkt hatte; er borgte demnach ein Pferd, um den Schimmel zu fangen, und als unſere Tagereiſe zu Ende war, hatte er es nicht weiter gebracht, als daß er ihn, um einen Seemanns-Ausdruck zu gebrauchen, in unſerm Kielwaſſer nachgetrieben hatte; das hatte ich gerade beabſichtigt, weil dieſer Indianer ein großer Schurke war und mich beim Kartenſpiel um ein Paar Metallbolas betrogen hatte, die ebenſo viel werth waren, wie ein Pferd.

Der Marſch ging das Thal hinauf, und der Jagdkreis wurde auf den umliegenden vulkaniſchen Hügeln gebildet, deren Wände außer der Punktlava auch große Maſſen des Eiſenſteins zeigten, den ich, wie ſchon angegeben wurde, in Santa Cruz bemerkt hatte. Auf

den Hügeln ſtanden nur vereinzelte Sträucher, und das Wild war äußerſt ſelten.

Gegen Abend lagerten wir uns an den Ufern eines Fluſſes an einem Orte, den die Indianer Telck nannten. Dort brach die Krankheit von Neuem aus, und zwar in ihrer ſchlimmſten Form. Es ſtarben mehrere Kinder, und in Folge deſſen wurden eine Menge Stuten und Hengſte geſchlachtet, und die Eltern verbrannten in ihrem Kummer viele Ponchos, Schmuckſachen und andere Habe. Es war ſehr peinlich, die traurigen Kundgebungen des Leides zu ſehen und zu hören, und ſchon der Ton des ſchrecklichen lauten Geſchreies und des gräßlichen, um den iriſchen Ausdruck zu gebrauchen, „Ullagonens" der alten Frauen ſuchte mich ſelbſt im Schlafe heim. In der Nacht nach unſerer Ankunft fand ein Scheinkampf mit dem Gualichu ſtatt, an welchem Jedermann theilnahm. Nach Eintritt der Dunkelheit, als Viele am Heerde ſaßen und ſich unterhielten und ich ſelbſt auf meinem Bette lehnte und rauchte, kam der Doctor in den Toldo und ſprach mit dem Häuptlinge; dieſer ſagte, es ſollten Alle ihre Waffen bereit machen, und lud ſein Gewehr; dann entſtand ein Jauchzen, worauf ſofort ſämmtliche Feuer ausgelöſcht wurden und Alle anfingen die Gewehre abzuſchießen, mit den Schwertern zu klirren und auf die Rückſeiten der Toldos zu ſchlagen; bei jedem Schlage ſchrieen ſie „kau — u!" Gleichzeitig warfen die Frauen mit lautem Jauchzen und Schreien Feuerbrände in die Luft. Es war eine wilde und überraſchende Scene; die Finſterniß der Nacht wurde nur durch die Blitze der Gewehre oder die von den Bränden hoch in die Luft emporwirbelnden Funken erhellt. Auf ein gegebenes Signal hörten Alle zu gleicher Zeit auf; zwei bis drei Minuten herrſchte im Lager völlige Finſterniß; dann wurden die Feuer wieder angezündet und Alles nahm ſeinen gewöhnlichen Gang.

Sonderbar! am folgenden Tage fand ein wirklicher Kampf ſtatt, in welchem ein Mann verwundet wurde, und einige Minuten lang ſchien ein allgemeines Handgemenge oder eine Schlägerei zu drohen. Es bildeten ſich bereits Parteien, um alte Blutfehden abzumachen, als Hinchel, ich und noch Andere eintrafen und weiterem Unheil Einhalt thaten. Wir waren auf der Rennbahn geweſen, die, wie faſt bei allen Lagerplätzen, ſeitdem wir den Rio Sengel verlaſſen hatten, auch hier eine vielbetretene ebene Bahn von ungefähr zwei Meilen Länge war; wir hatten dort neue Pferde geprüft, und mein neues Pferd hatte ſeinen Ruf als Renner befeſtigt, indem es

eine Wette auf anderthalb Meilen Entfernung gewann; mittlerweile brach der Streit aus. So geht es im indianiſchen Leben her!

Wir blieben hier einige Tage, und während wir in der Umgegend (wo es viele Haſen gab) jagten, bemerkten wir eine neue Art Dornſtrauch mit kleinen eiförmigen Blättern und gelben Blüthen; er hatte Aehnlichkeit mit der Stechpalme und wurde bis gegen zwei Fuß hoch. Caſimiro und ich wollten mit einander verſuchen, ob die Blätter nicht vielleicht heilkräftig wären; es wurde daher eine Quantität zerquetſcht und gekocht; der Aufguß ſchmeckte außerordentlich bitter, ſo daß er mich an Chinin erinnerte; er erwies ſich als ein vortreffliches ſchweißtreibendes Mittel und wurde den Kranken mit großem Erfolg gereicht. Bei einem unſerer Ausflüge hatten wir die Hügel überſchritten und uns auf eine hochgelegene Ebene hinabbegeben; wir beendigten unſere Jagd in der Nähe einer Anhöhe, die genau einem gewaltig großen, dicht mit Sträuchern bewachſenen „Hünengrabe" glich, und von welcher aus wir zu unſerer großen Freude dem Ausſehen nach eine Salina erſpähten. Da Hinchel und ich allein waren und zum Mittagsmahl einen fetten Strauß zu verzehren hatten, ſo beſchloſſen wir unſere Mahlzeit an den Ufern derſelben zu genießen, aber erſt die Beſchaffenheit des Salzes zu probiren: eine Leckerei, die wir lange nicht gehabt hatten. Wir ſaßen ab und fingen an die Salina zu unterſuchen; aber wir ſahen uns ſehr getäuſcht; nachdem wir überall auf ihr herumgelaufen waren und mit den Meſſern bis einen Fuß unter der Oberfläche eingegraben hatten, zeigte es ſich, daß das vermeintliche Salz bitteres und ekelhaftes ſalpeterſaures Natron war.

Nachdem wir aus der Nähe der Cordillera hinweg waren, war die Witterung mit jedem Tage wärmer und die Nachtfröſte waren viel gelinder geworden; ja, in Telck hatten wir einige warme Tage, obgleich die Winterzeit ſchnell heranrückte. In der Nähe dieſes Lagers fand ſich die kleine eßbare Wurzel, die, wie ſchon geſagt wurde, in den ausgetrockneten Lagunen wächſt, in großer Menge und wurde von den Frauen und Kindern geſammelt.

Halbkaninchen gab es in den Vertiefungen und Thälern der nahen Hügel und ſogar dicht am Lager in Hülle und Fülle; aber die Jagd auf anderes Wild war ſchwierig, da die Hügelwände ſo voller Steine lagen, daß das Pferd, wenn es über dieſelben hinwegcaloppirte, ſicherlich lahm wurde. Hier in der Nähe machte Hinchel mich auf eine vereinzelte Felſenſpitze aufmerkſam, die große Aehnlich-

keit mit jener in Geylum hatte, von welcher ich oben geſprochen habe, und rief der Sitte gemäß den Schutzgeiſt um Segen an. Ferner ſagte er mir, auf dem nächſten dritten Marſche würden wir an einem Lager gelben Erzes vorüberziehen, das ſüdlich vom Wege liege, und das er mir während der Jagd zeigen werde. Dieſe Ausſage beſtätigte auch Orkeke, und ich habe allen Grund, zu glauben, daß es an jener Stelle ein Eiſenerz- oder noch wahrſcheinlicher Kupfererz-Lager gibt.

Da das Fleiſch von den geſchlachteten Pferden beinahe aufgezehrt war, ſo marſchirten wir am folgenden Tage, und zwar über eine höchſt ſteinige, felſige und unwirthliche Gegend, und kamen endlich an einer Hügelkette an, durch die eine ſteile, enge Schlucht lief. Wir zogen durch ihre ſchlangenartigen Windungen hinab und langten endlich an einer Quelle an, deren Waſſer, mit einem andern kleinen Flüßchen vereinigt, am oberen Ende einer großen Ebene ausſtrömte und eine Art Marſch bildete. Von dem Abhange des Hügels aus geſehen, an welchem die Ravine ſich hinzog, breitete ſich nach Oſten ein ſchönes Panorama aus; die ganze Oberfläche des Landes ſchien gleichmäßiger wellenförmig zu ſein, als die verworrenen Hügelreihen, durch die wir, ſeitdem wir Geylum verlaſſen, marſchirend und jagend uns hindurchgewickelt hatten. Im Vordergrunde ſah man ferne ſchwarze Geſtalten, die ſich mit Schnelligkeit quer über die Ebene bewegten und viele Strauße vor ſich hertrieben, und weit nach Oſten hin ſtieg eine Rauchſäule empor, über deren Urſache wir eifrig nachdachten.

Ich bin mir bewußt, daß man nach der Beſchreibung dieſes Theils der Reiſe ſich von der durchreiſten Gegend wahrſcheinlich keine klare Vorſtellung machen kann, und daß die Richtung der auf einander folgenden Hügelketten und der allgemeine Charakter des Landes zu ſehr der Phantaſie des Leſers überlaſſen bleiben; aber ich erinnerte mich und ſage es hier, um Kritik und Tadel abzuwehren, daß dieſer Diſtrict im Auftrage der argentiniſchen Regierung von einem gelehrten Manne durchreiſt und genau vermeſſen und beſchrieben worden war; auch fehlte mir die Hülſe meines Compaſſes, den ich Foyel geſchenkt hatte. Notizen machte ich damals ſehr wenige und meine Erinnerungen waren verworren, weil ich mit der immer wiederkehrenden Krankheit zu kämpfen hatte, der ich nur dadurch Einhalt that, daß ich durchaus nicht nachgab, bei der es mir aber, zumal da auch noch die Jagd und die gewöhnlichen Strapazen des Marſches

hinzukamen, unmöglich war, Beobachtungen und Aufzeichnungen zu machen. Daß ich mich, so lange es irgend möglich war, nicht legte, war um so nothwendiger, da Alle mehr oder weniger krank waren und nach und nach immer trübsinniger und mißmuthiger wurden. Um die Beschwerden, die hier auf den Gemüthern der Indianer lasteten und sie niederbeugten, noch zu vermehren, fiel, während wir einen steilen Felsenhügel hinabritten, des Doctors Pferd. Der unglückliche Arzt wurde betäubt und, da das Pferd auf ihn fiel, fast todt gedrückt. Dies erregte großen Jammer, denn es war jetzt Niemand mehr da, der die Kranken heilen und mit dem boshaften Gualichu streiten konnte. Die Indianer dachten natürlich nicht anders, als daß der Gualichu seinem Gegner eine Falle gestellt und das Roß des Medicin-Mannes umgeworfen habe, um für sich selbst freies Feld zu haben.

Wir lagerten uns in einer Art Morast neben den auf der Ebene stehenden Hügeln und wurden, als es Tag war, durch das Geschnatter eines Fluges blauer und orangefarbener, kleiner Papageien geweckt. Dieser Vögel, die alte angenehme Erinnerungen an die Ufer der Paraná zurückriefen und mir fast wie Vorläufer des civilisirten Lebens erschienen, gab es hier viele, obgleich sie die ersten Papageien waren, die ich im Lande bemerkt hatte.

Aus dem in der Ferne aufsteigenden Signalrauche wurde auf die Anwesenheit Jackechan's und der unter Teneforo stehenden Pampa-Indianer geschlossen, und bei der Aussicht auf Nachrichten und vielleicht feine Genüsse, wie Mehl, Yerba u. s. w. aus Patagones waren Alle wohlgemuth. Es wurde daher der Befehl zum Marschiren gegeben und zur Antwort in einigem dürren Weidefutter, das an der Hügelwand hin stand, ein großes Signalfeuer angezündet; gleichzeitig wurde ein Bote abgesandt, um die Richtigkeit der Annahme zu ermitteln. Nach einem etwas langen Marsche über eine unfruchtbare Ebene, auf welcher eckige Massen Chalcedons umherlagen und Gesteine hervorragten, die Aehnlichkeit mit Alabaster hatten, langten wir in einem traurigen, öden Lager an; es lag geschützt unten an einer Bank, aus der eine Quelle hervorkam und einen erfrischenden Bach bildete.

In Folge der Meuterei meines Pagen mußte ich mir das Vergnügen machen, mein Vieh selbst zu treiben; ich ritt dabei den Anderen voraus der Bahn nach; außerdem bekam ich einen Fieberanfall und war deshalb nicht aufgelegt und auch nicht fähig, mit zu jagen.

Während ich mitten in dem Jagdkreiſe, der auf beiden Seiten der Bahnen gebildet wurde, ſchlaff dahinritt und eines der Pferde verfluchte, das alle Augenblicke den Verſuch machte ſich auf eigene Fauſt der Jagd anzuſchließen, ſah ich einen Strauß gerade auf mich zu kommen; der Anblick wirkte belebend; ich überließ die Pferde ſich ſelbſt, galoppirte zu einem freundlichen Buſche und verbarg mich hinter ihm; als der Strauß bis auf eine kurze Strecke herangekommen war, ritt ich ſchnell hervor, warf die Bolas und ſah zu meiner Freude ihn einen Purzelbaum ſchlagen und mit ausgeſtreckten Flügeln betäubt daliegen. Ein Indianer, der gerade herangeritten kam, beanſpruchte den üblichen Antheil und übernahm den Vogel, mit dem wir nach Beendigung der Jagd unſere Freunde tractirten. Viele der Jäger kamen mit leeren Händen oder hatten blos einen Skunk, die es in der Umgegend in Menge gab, am Sattel hängen. Die Armadille hatten jetzt ihre Winterquartiere unter der Erde bezogen und verließen ihre Höhlen nur an einem ganz beſonders ſonnigen Tage.

In der Nacht lagerten wir uns unten an einer nach Oſten ſtehenden Barranca oder ſteilen Anſteigung. Als Hinchel kam, ſagte er mir, wir wären an der ſchon beſprochenen Erzader und den heißen Quellen vorübergezogen; die Indianer wären von der gewöhnlichen Marſchlinie abgewichen und hätten dadurch die Reiſe abgekürzt.

Spät in der Nacht kehrte der Chaſqui mit der Nachricht zurück, daß der Rauch von einer Horde reiſender Pampas-Indianer gemacht worden ſei, die ſich Quintuhual anſchließen wollten, oder doch jedenfalls dieſe Richtung einſchlügen; was ſie aber an Lebensmitteln oder Tabak bei ſich hätten, behielten ſie für ſich und wären uns abſichtlich ausgewichen. Jackechan und Teneſoro ſeien nach Valchita aufgebrochen und wollten von da nach Patagones; ſie hätten in Margenſcho, dem als Sammelplatz beſtimmten Orte, länger als einen Monat auf uns gewartet. Während ihres dortigen Aufenthaltes hätten ſie aus Patagones Branntwein und andere feine Genüſſe erhalten, aber Ruheſtörungen ſeien nicht vorgekommen; der einzige Unglücksfall, der ſich ereignet habe, ſei der, daß eine Frau in der Betrunkenheit in ein Feuer gefallen ſei und ſich dabei arg verbrannt habe. In Patagones ſolle Alles friedlich ſein, und es gehe das Gerücht, daß Commandante Murga im Begriff ſtehe, ſeine Stelle als Gouverneur niederzulegen. Als Caſimiro dies Alles ver-

nommen hatte, wünschte er, daß sofort eine Depesche geschrieben werde, obgleich ich ihn darauf aufmerksam machte, daß es besser sei, wenn wir warteten, bis wir an einen näher gelegenen Punkt gekommen wären; er bestürmte mich jedoch so sehr, daß ich am folgenden Morgen ein ausführliches Schreiben aufsetzte, in welchem ich die Vereinigung der Stämme und die zu Patagones' Schutz getroffenen Vorsichtsmaßregeln umständlich darlegte und um hundert Stuten für Casimiro und seine Leute bat. Als das Schreiben fertig war, wickelte ich es sorgfältig ein und steckte es in mein Gepäck, bis es verlangt wurde.

Dann kam die Rede naturgemäß auf die Wahl von Boten, die bei unserer Ankunft in Margenscho nach Patagones geschickt werden sollten. Es war schon abgemacht worden, daß ich völlig beauftragt gesandt werden sollte, da ich die gefaßten Beschlüsse den Behörden besser darstellen und ihnen auch die augenblicklichen Bedürfnisse der Indianer besser einprägen könne, und jetzt erboten sich mehrere Andere freiwillig, mich zu begleiten, und wurden ganz lustig, weil sie dachten, es werde Etwas zu trinken geben. Wir waren aber noch immer drei Märsche von Margenscho entfernt.

Am folgenden Tage waren wir wieder unterwegs. Wir zogen über eine Reihe Ebenen, zwischen welchen dann und wann Felsenrücken standen, bis wir endlich ein von sechzig Fuß hohen, steilen Felsenwänden eingeschlossenes, grasbewachsenes Thal erreichten. Ganz oben auf den Felsen sah man gravitätisch mehrere schieferfarbene chilische Adler sitzen, die sich damit beschäftigten, der übermäßigen Vermehrung der kleinen Halbkaninchen vorzubeugen. Auf den Hügelwänden, die sich am Thale hinzogen, wuchs unser alter Freund, der Weihrauchbusch, der viele Märsche rückwärts sehr selten gewesen war, in üppiger Fülle. Er war in der jetzigen Jahreszeit mit Beeren bedeckt, die zwar nicht zu essen taugen, aber, mit Wasser vermischt, von den Indianern als Getränk benutzt werden. Dieser Aufguß hat einen sehr süßen Geschmack; doch sollte ich denken, er müsse sehr ungesund sein. Als wir im Lager ankamen, das am oberen Ende des Thales in der Nähe einiger Lachen mit stehendem Wasser lag, wurden wir durch die eintönigen kläglichen Gesänge der Frauen benachrichtigt, daß die Zahl der Kinder abermals durch einige Todesfälle vermindert worden sei. Unter denjenigen, die an diesem Tage der Epidemie zum Opfer fielen, befand sich Algo, die jüngste Tochter Tankelow's, und da der Vater ihren Tod nicht der Krankheit, son-

dern der Hexerei zuschrieb, so war er nicht nur sehr betrübt, sondern auch sehr ärgerlich.

Auf die warme und leidlich schöne Witterung, die wir seit unserer Abreise von Telck gehabt hatten, war eine drückende, trübe, stille Luft gefolgt und der bewölkte Himmel versprach Regen, der sich auch bald einstellte. Am nächsten Tage starben noch mehr Kinder und die alte taubstumme Frau. Die Letztere wurde wenig betrauert, aber das Jammern über die Kinder war schrecklich anzuhören. Die große Masse Fleisch, die allgemeine Bestürzung und dazu noch der Regen drängten Casimiro's sehnlichen Wunsch, weiter zu reisen, zurück. Durch das viele Elend waren die Indianer alle mißmuthig geworden und bei schlechter Laune; seit unserer Abreise von Geylum hatten wir das Pampaleben in reichem Maaße von der schlechten Seite kennen gelernt.

Vor diesem Landstriche hier fürchten die Indianer sich immer. Sie behaupten, wenn sie sich in demselben befänden, würden sie jedesmal von einer ähnlichen Krankheit befallen, wobei Manche der Ansicht sind, daß unsere ehemaligen Nachbarn ihnen Gift oder schädliche Arzneimittel gereicht und dadurch dieselbe veranlaßt hätten. Man war deshalb in langen Eilmärschen gereist, und die größere Strapaze und Ermüdung hatte ohne Zweifel mit dazu beigetragen, daß die Krankheit so verhängnißvolle Wirkungen hatte. Während unserer Reise nach Margenscho starben beinahe die Hälfte der Kinder und auch mehrere ältere Leute, und es läßt sich nicht beschreiben, wie groß das Elend und wie unbehaglich das Leben war. Es hatte fortwährend geregnet; die Frauen hatten zu thun, um ihre kranken Kinder zu beruhigen, oder waren bei dem Schmerze über die gestorbenen zerstreut und konnten daher ihre häuslichen Geschäfte nicht besorgen; unsere Mäntel wurden nicht ausgebessert und waren vor dem Regen nur ein dürftiger Schutz — in diesem Klima keine Kleinigkeit — und die Einrichtung der Toldos entbehrte ganz und gar der üblichen Sorgfalt und Behaglichkeit. Die gewöhnliche gute Laune und Heiterkeit war von Allen gewichen, und Gram, Krankheit und zorniger Argwohn warf über jedes Gesicht einen düstern Schatten. Eine Noth, die Hungersnoth, war allerdings in Folge des vielen Pferdefleisches nicht eingetreten, aber man kann sich leicht denken, daß wir den Hunger leichter hätten ertragen können. Wir hatten vorher Kälte, Hunger, Strapazen und Gefahren ausgestanden, aber nichts hat einen so unauslöschlichen Eindruck einer ganz und gar

ſchlechten Zeit hinterlaſſen wie jener Marſch von Geylum nach Margenſcho.

Endlich erließ Caſimiro den Befehl zum Marſchiren, brach mit Zweien oder Dreien von uns auf und zog voraus. Während wir unter einer Obdach bietenden Felſenmaſſe warteten, bis die Uebrigen uns einholen würden, ſchlief ich ein, und als ich aufwachte, goß der Regen in Strömen herab, und der Häuptling gab gerade Meña den Auftrag, zurückzureiten und nachzuſehen, was die Frauen machten. Ein wenig ſpäter kam unſer Page an und ſagte, die Indianer hätten ſich geweigert zu marſchiren, die Bewohner unſers Toldo hätten ſich daher allein aufgemacht, um ſich uns anzuſchließen, und befänden ſich jetzt unterwegs. Dieſe trafen auch bald ein, und wir zogen dann im Sturme weiter; denn darüber waren wir einig, daß es eine Schande wäre, nachdem wir einmal aufgebrochen waren, wieder umzukehren.

Eine Strecke weit ritten wir im Thale oder vielmehr auf der Ebene fort, in die das Thal ausgelaufen war. Dann erſtiegen wir einige ſchroffe felſige Anhöhen, die an ihrem öſtlichen Ende ſtanden. Wir überſchritten dieſe Hügel, in deren Thälern oder Schluchten die Weihrauchbüſche faſt wie ein Wald ſtanden, und machten neben einem Bache, der aus einer an der Hügelwand befindlichen Quelle entſprang, eine Zeit lang Halt.

Naß, wie wir waren, und vom Winde durchkältet, der, urſprünglich Weſtwind, jetzt mit ſchneidender Heftigkeit von Süden kam, zündeten wir ein Feuer an, um unſere Körper zu erwärmen; da ſahen wir auf den Höhen oben viele Guanacos, was uns beſtimmte, eine Heerde zu umkreiſen; wir erſtiegen daher die Höhen; da aber unſer Verſuch vollſtändig mißlang, ſo begaben wir uns nach der andern Seite hinab. Zu unſeren Füßen lag eine große Lagune, und nach Oſten erſtreckten ſich eine Reihe Ebenen bis zu dem Lager des Namens Margenſcho.

Dieſe Ebenen wurden auf der Nordſeite eine kurze Strecke weit von einer Hügelkette, die am Ende der Lagune plötzlich aufhörte, auf der Südſeite von einer zweiten, allmälig nach Oſten abfallenden Kette und auf der Weſtſeite von den felſigen Höhen begrenzt, die wir eben hinabritten. An einem ſchönen Tage wäre die Ausſicht genußreich geweſen, aber bei einem ſolchen patagoniſchen Regenwetter und Sturmwinde wurden landſchaftliche Schönheiten gar nicht geſchätzt. In der Nähe der Lagune befand ſich wieder eine Heerde Guanacos,

gegen dreitauſend Stück; ſie verlockten uns zu einem vergeblichen Verſuch, ſie zu umkreiſen, entdeckten uns aber, ehe wir uns ihnen bis auf eine engliſche Meile nähern konnten, und verſchwanden bald auf den nach Margenſcho hin führenden Ebenen, wo wir ſie nicht mehr ſahen. Während wir an der Kante der Hügel hinunterritten, machte Caſimiro uns auf einigen Thymian aufmerkſam; wir ſammelten ein wenig, um damit am Abend unſere Suppe zu würzen. Dann begaben wir uns hinab und ſuchten Obdach unter dem überhängenden Ufer eines ausgetrockneten Waſſerbettes, das zu der Lagune führte. Kurz darauf kamen die Frauen und der übrige Zug an; ich belud meinen Pagen zu ſeinem größten Aerger und zur höchſten Freude aller Anderen mit Brennholz; dann zogen wir ein wenig weiter nach Süden, wo es gute Weide gab, und richteten uns für die Nacht ein.

Am folgenden Morgen brachen wir Alle frühzeitig zur Jagd auf und hatten mehr Glück als am vorhergehenden Tage, wenn auch ein fürchterlicher Sturm von Südweſten blies und dann und wann von Graupelwetter begleitet war. Gegen den Nachmittag hin, wo die Jagd zu Ende war und wir warm genug unter dem Toldo ſtaken, regnete es ſtark, und mit dem Regen kamen die erſten Indianer an, bis vor Eintritt der Dämmerung an den Rändern der Hügel hin eine Stadt von Toldos ſtand.

Dieſen Abend ſchickte Caſimiro nach Freiwilligen, die bei unſerer Ankunft in Margenſcho, das jetzt nur noch einen Marſch entfernt war, mit mir als Boten oder Chaſquis nach Patagones gehen ſollten. Aber von jenen, die vorher ſo gern hatten mitgehen wollen, erſchien kein Einziger, auch wollte kein Indianer zu einer ſo langen Reiſe ſeine Pferde leihen. Der Häuptling war ſehr aufgebracht und verfluchte die Caciquillos einen nach dem andern. Dann ſuchte er auch mir abzurathen; er ſagte, ich ſolle nicht gehen, es ſei ſehr weit, die Wüſte oder Traveſia ſei ein furchtbarer Ort, ich würde wahrſcheinlich meine Pferde verlieren, viele Menſchen ſeien verhungert, und ſprach gleichzeitig den Wunſch aus, ich möchte meine Pferde irgend einem andern Indianer leihen. Er erzählte, wie er ſelbſt zwölf Tage zugebracht habe, um über dieſelbe zu kommen, und wie er ein Pferd und von ſeinem noch übrigen Roſſe Sattel und Zeug habe im Stiche laſſen müſſen und mit Mühe, beinahe verhungert, zu Fuße und ſein faſt ganz entkräftetes Pferd vor ſich her treibend, bis zu einer vereinzelten Anſiedelung gekommen ſei.

Zu derſelben Zeit brach ein junger Indianer auf und wollte durch die Wüſte reiſen, verirrte ſich aber und, ſagte der Cacique mit Nachdruck, „ſeine Gebeine liegen jetzt noch dort".

Die eine Behauptung, daß die Chañals oder Weißdorne dort höher wären als die Köpfe der Pferde, und den unglücklichen Reitern, wenn ſie ſich mit Gewalt durch dieſelben Bahn brächen, die Mäntel in Stücke zerriſſen, fand ich ſpäter durch eigene Erfahrung vollkommen beſtätigt. Ich blieb jedoch feſt bei meinem urſprünglichen Vorſatze, zu gehen, wie er ihn genehmigt hatte, und den Brief, den ich geſchrieben, eigenhändig zu überbringen, und ſchließlich wurde abgemacht, daß bei der Ankunft in Margenſcho Meña, Nacho und ich unſere Reiſe als Chaſquis antreten ſollten. Der wirkliche Grund, aus welchem Caſimiro mir abrieth, war Mißtrauen; wir waren nämlich zwei- oder dreimal uneinig geworden, und einmal war es beinahe zu Schlägen gekommen; er fürchtete deshalb, ich würde, wenn ich nach Patagones käme, gegen ſeine Intereſſen wirken und ihm ein ſchlechtes Zeugniß geben. Meña, der mich ſehr lieb gewonnen hatte, erbot ſich freiwillig mitzugehen, um auf Nacho, der mir ein höchſt widerlicher Menſch und dem nicht zu trauen war, ein wachſames Auge zu haben.

Als dieſe Verhandlungen zu einem befriedigenden Abſchluß gekommen waren, begaben wir uns nach dem Toldo eines Freundes und halfen bei der Ceremonie, die der Doctor vornahm, um ein krankes Kind zu heilen, beſonders ſo weit es das Bemalen einer weißen Stute mit rothem Ocker, ſowie das Schlachten und Eſſen derſelben betraf.

Bei dieſer Gelegenheit luden die Eltern die vornehmſten Häuptlinge und ihre Verwandten und Freunde formgemäß ein, und die Ceremonie begann folgendermaßen: Die ſämmtlichen Männer ſaßen oder ſtanden in einem Kreiſe, in deſſen Mittelpunkte die Mutter ſaß und ihr Kind in den Armen hielt. Dann kam der Doctor, und nach ſeiner Anweiſung übertünchte die Mutter das Kind vom Kopfe bis zum Fuße mit weißem Thon, während der Zauberer mittlerweile Beſchwörungsformeln murmelte; als dies abgethan war, verſchwand der Doctor ein Paar Minuten lang und kam dann wieder mit einem Säckchen von Haut in der Hand, an welchem ſich Verzierungen befanden; er öffnete das Säckchen und holte ganz unten aus demſelben einige ſorgfältig in Lappen eingewickelte Zaubermittel hervor, machte einigen myſtiſchen Hokus-Pokus und ſteckte ſie wieder in den Sack.

Dann nahm er der Mutter das Kindchen ab, patſchte es ſanft auf den Kopf, murmelte mit leiſer Stimme, tauchte dabei den Kopf des Kindes zwei- oder dreimal in den Sack und gab es der Mutter wieder. Es wurde eine weiße Stute herbeigebracht, über und über mit Händeabdrücken von rothem Ocker bedeckt, auf den Kopf geſchlagen, zubereitet und auf der Stelle gegeſſen; Herz, Leber und Lunge wurden auf eine Lanze gehängt und ganz oben auf dieſelbe auch der Sack, der die Zaubermittel enthielt. Wie bei anderen Ceremonien, wurde Sorge getragen, daß keine Hunde herankamen und den Abfall fraßen; dieſer wurde eingegraben, Kopf und Rückgrat aber fortgeſchafft und auf einen benachbarten Hügel gebracht.

Am 19. Mai brachen wir auf und kamen noch denſelben Abend in Margenſcho an. Dies war, wie die Indianer es mir vorher beſchrieben hatten, eine große grasreiche Ebene, die unten an einer Stufe oder Barranca lag und durch welche ein von Nordoſten nach Südoſten laufender Bach floß. Während der Jagd auf den oben beſchriebenen Ebenen gab es nichts Bemerkenswerthes, ausgenommen daß äußerſt wenig Wild zu ſehen war; nur die Skunke waren zahlreich vertreten; glücklicherweiſe erlegte ich ein Guanaco-Männchen, und da ich am vorhergehenden Tage meinen Pagen gehörig zurecht gewieſen hatte, ſo brachte er die Pferde höchſt ſorgfältig herbei, ſo daß zu einem frühzeitigen Aufbruch Alles bereit war. Vor Sonnenuntergang wurden die Häuptlinge verſammelt und ihnen der Inhalt des Briefes vorgeleſen; er ſchien Allen zu gefallen; ich ſetzte daher noch eine Nachſchrift hinzu, welche die Namen und Zahl der Häuptlinge enthielt, die um Rationen nachſuchten, und ſchloß das Schreiben.

Hinchel kam und verſah mich mit Tabak; er bat mich, falls etwa Freunde von ihm in der Anſiedelung ſich erkundigen ſollten, ob er in den Pampas, wenn Gelegenheit dazu geweſen, ſich betrunken habe, ſo möchte ich ſo gefällig ſein und ſeine Nüchternheit bezeugen; auch erſuchte er mich, entweder zu den Indianern zurückzukehren, oder in Patagones zu bleiben, bis er ankäme; das Letztere verſprach ich ihm.

Selbſt auf die Gefahr einer Wiederholung hin muß ich ſagen, daß, vielleicht Wáki ausgenommen, Hinchel der beſte Tehuelche war, mit dem ich je zu thun hatte; er war offenherzig, rechtſchaffen, großmüthig, nüchtern und in jeder Hinſicht zu einem Häuptlinge paſſend; er war ein fertiger und geſchickter Arbeiter in allen indianiſchen Geſchäften, von der Bändigung eines jungen Hengſtes an, bis zur Her-

stellung eines Sattels oder silbernen Halsbandes; sein einziges Laster war das Spiel; hätte er dieses lassen können, so würde er der reichste und, da er allgemein geachtet war, mächtigste Häuptling gewesen sein.

Auch Orkeke schickte nach mir und händigte mir ein Packet Tabak zu der Reise ein, die, wie er mich versicherte, lang, langweilig und gefahrvoll sein werde. Ich versprach, besonders um eine Ration für ihn zu bitten, und wenn die Regierung sie nicht bewillige, selbst ihm ein Geschenk machen zu wollen. Er wünschte, daß ich wieder zurückkehren möchte, aber ich machte ihn aufmerksam, daß es aus verschiedenen Gründen besser sein werde, dies nicht zu thun; wir trennten uns mit der Verabredung, uns in Patagones zu treffen.

Es dürfte hier am Platze sein, zu erwähnen, daß, wenn einerseits die Stelle eines Chasqui oder Heroldes, wie man ihn nennen kann, eine ehrenvolle ist, zu welcher in der Regel nur nahe Verwandte der Häuptlinge verwendet werden, andererseits auch die Pflichten ziemlich schwer sind. Man erwartet vom Chasqui, daß er reite, wie „jung Lochingvar" (bei Sir Walter Scott), so schnell und jeden Tag so weit, als das Pferd ihn trägt. Er darf sich niemals seitwärts wenden oder Halt machen, nicht einmal zum Zweck der Jagd, und wenn ihm nicht ein Strauß oder anderes Wild quer über den Weg läuft, so hat er vielleicht nach einer Tagereise von fünfzig bis sechzig englischen Meilen kein Abendessen, während sein Bett und Bettzeug die Erde und der Mantel sind. Ausdauer, Nüchternheit und die Zuverlässigkeit, daß er immer seinen Zweck im Auge behält, sind selbstverständlich wesentliche Eigenschaften, besonders wenn die zu bereisende Strecke groß ist. Nacho hatte sich immer als ein vortrefflicher Chasqui bewährt und war ein unfehlbarer Führer selbst durch die pfadlose Travesia.

Trifft der Chasqui andere auf dem Marsche befindliche Indianer, oder kommt er in ein Lager, so wird er feierlich empfangen und ehrenvoll bewirthet, und gewöhnlich erwartet man, daß er im Nothfall, um seine Gesandtschafts-Reise fortsetzen zu können, mit frischen Pferden versehen wird.

Am folgenden Morgen fand, sobald es Tag war, noch eine Berathung statt; der Brief mußte wieder hervorgeholt und eine zweite Nachschrift hinzugefügt werden. Dann schrieb ich die augenblicklichen Bedürfnisse Casimiro's und anderer Freunde in mein Notizbuch; diese Dinge sollten der Verabredung gemäß durch Meña und Nacho

zurückgeſandt werden, während ich ſelbſt in der Anſiedelung blieb bis zur Ankunft Caſimiro's, wo wir dann zuſammen entweder zu Lande über Bahia Blanca oder mit dem Dampfſchiffe nach Buenos-Ayres reiſen wollten.

Gegen acht Uhr, als der Reif eben vom Graſe verſchwand, nahmen wir von allen Freunden Abſchied, fingen unſere Pferde ein und brachen auf. Ich nahm nur meinen in einer Reiſetaſche befindlichen Anzug und die Briefe mit. Als Lebensmittel bekam Jeder von uns ein Stück Fleiſch von dem Guanaco, das ich am vorhergehenden Tage erlegt hatte, und endlich waren wir mit je zwei Pferden unterwegs; die alten Frauen ſangen recht ſchön, damit der Teufel uns nicht in den Weg kommen möchte. Mein Page ſtellte ſich, als thäte ihm meine Abreiſe ſehr leid; da er aber meine übrigen Pferde beſorgen ſollte und ich ihm als Vermächtniß einen Mantel hinterließ, den ich nicht gerade nothwendig brauchte, zumal da ich ihn ſeit der Abreiſe von Santa Cruz faſt ununterbrochen getragen hatte, ſo war er aller Wahrſcheinlichkeit nach froh, daß er, als wir über den Hügelrücken ritten und verſchwanden, wie er glaubte, mich zum letzten Male ſah.

Die erſte halbe Stunde lang reiſten wir langſam und hatten eben unſere Pferde von den Lazos befreit, an welchen wir ſie bis jetzt geführt hatten, damit ſie ſich den anderen Pferden nicht wieder anſchließen ſollten, als wir hinter uns ein Jauchzen hörten und ein Indianer erſchien, der einen Trupp Pferde trieb. Er war aus dem Lager und befand ſich, da er ein Pampa war, unterwegs, um ſich ſeinem Stamme anzuſchließen, den er noch fünf Tagereiſen weiter irgendwo um Valchita herum zu treffen hoffte, und von welchem wir zu unſerm Ritte durch die Traveſia nach den Anſiedelungen friſche Pferde bekommen ſollten. Dies war eine unerwartete Verſtärkung unſerer Geſellſchaft, aber wir glaubten, je mehr, deſto luſtiger, und drei iſt, wenn man geſellſchaftlich zuſammen reiſen will, jedenfalls eine ungeſchickte Zahl. Wir ſetzten nun unſere Pferde in kurzen Galopp und traten, die Sorge hinter uns laſſend und auf Brod, Kaffee und andere gute Dinge hoffend, die wir lange nicht gekoſtet hatten, unſere Reiſe erſt richtig an. Die Zeit vertrieben wir uns damit, daß wir darüber ſprachen, was wir erlangen und wie wir würden aufgenommen werden, ſowie mit Rauchen und Singen. Unſer Weg ging längs der Barranca hin, die, je weiter wir in nordöſtlicher Richtung kamen, in höhere, holprige Hügel überging,

zwischen welchen mit Gestrüpp und Weihrauchbüschen bestandene sandige Thäler lagen.

Beim Einbruch der Nacht waren wir an einem spitzigen Hügel angelangt, an dessen Abhang wir uns unten lagerten. Wir hatten zwar viele Strauße und Guanacos gesehen, aber, um keine Zeit zu verlieren, nicht gejagt; nur so lange hatten wir angehalten, als nöthig war, um ein Armadill aufzuheben, das uns zufällig im Wege lag und sich sonnte.

Als wir abgesessen waren, verwahrten wir die sämmtlichen Pferde mit Lazos oder Manéos, damit sie nicht fortlaufen konnten, was sie wahrscheinlich gern gethan hätten. Nachdem wir ein wenig Brennholz gesammelt, ein Feuer angezündet und das Armadill, so wie Jeder noch ein kleines Stückchen Fleisch verzehrt hatten, wickelten wir uns in unsere Mäntel und legten uns schlafen, stiegen aber während der Nacht immer dann und wann auf, um einmal nach den Pferden zu sehen. Der Morgenstern leuchtete hell über dem Horizonte, als wir sattelten und über die Wand des Hügels hinweg nach einer angrenzenden hohen Pampa hinaufritten, wo wegen der felsigen Beschaffenheit des Bodens unsere unbeschlagenen Pferde in gewöhnlichem, langsamem Schritt gehen mußten. Dazu kam noch ein schneidend kalter Wind und ein schwacher Treibregen, die nicht geeignet waren die Stimmung zu verbessern, bis nach etwa zweistündigem, schwierigem und langsamem Reisen die Sonne prachtvoll aufging, Nebel und Regen vertrieb und uns heiter stimmte. Endlich ritten wir in eine Ravine hinab, die zu einer Reihe kleiner Thäler führte; diese enthielten hier und da Teiche, die mit Krieckenten und anderen Wasservögeln bedeckt waren. Wir reisten im Galopp durch eine Gegend von derselben Beschaffenheit bis fünf Uhr Nachmittags, wo wir nach einem Ritt über ein kahles Hochplateau, jenem ähnlich, das wir beim Aufbruch getroffen hatten, plötzlich an einen schroffen Abhang kamen, an welchem unten auf einer sich ungefähr fünf englische Meilen erstreckenden Ebene eine große Salina lag.

Wir ritten an einer Stelle hinab, wo es sich thun ließ, hielten an, um uns ein wenig Salz zu verschaffen, und lagerten uns dann in der Nähe einer kleinen Quelle mit süßem Wasser. Ungefähr eine englische Meile nach Osten sah man auf der Ebene große Heerden Guanacos und mehrere Strauße, und nahe an unserm Halteplatze fanden wir die Fährten eines Puma, nach dem wir emsig, aber ohne Erfolg suchten.

Nachdem wir unſere Pferde in Sicherheit gebracht hatten, verſpeiſten wir, wie in der vorhergehenden Nacht, das Armadill abgerechnet, ein Stück mageres Fleiſch und legten uns zur Ruhe. Das Salz aus der Salina war von ausgezeichneter Beſchaffenheit; von dem an der Oberfläche mußten wir erſt ein wenig entfernen, das, weil es der Atmoſphäre ausgeſetzt, etwas verdorben war; dann ſchnitten wir Kuchen Salz heraus, die wie Stücke Eis waren und als Teller dienten. Es iſt ſonderbar, daß in dieſe ſowohl wie in andere Salinas kleine Bäche ſüßen Waſſers ſich ergoſſen, welche in den benachbarten Hügeln befindliche Quellen ſpeiſten.

Am nächſten Morgen (wenn man es ſo nennen konnte) waren wir zu derſelben Stunde im Sattel; wir ritten über die Ebene, ſetzten dann über einige Rücken von mäßiger Höhe und zogen weiter durch einen dicht mit Weihrauch- und anderen Büſchen bewaldeten Landſtrich. Gegen zwei Uhr Nachmittags kamen wir an ein Flüßchen mit Waſſer, wo kürzlich ein Lager geſtanden hatte, von dem man noch die Spuren ſah; nach genauer Unterſuchung derſelben kamen wir zu dem Schluſſe, daß, ſeitdem die Bewohner es verlaſſen hatten, vielleicht eine Woche vergangen ſei. Wir eilten vorwärts, ſo ſchnell als wir nur konnten, über ein Terrain, das immer ziemlich dieſelbe Beſchaffenheit hatte, aber hin und wieder durch Ketten niedriger Hügel Abwechſelung erhielt, und jagten dann und wann ein Rebhuhn auf. Von dieſen Vögeln bemerkten wir zwei verſchiedene Arten, eine mit Haube und beinahe ſo groß wie eine Faſanhenne, die andere kleiner als ein engliſches Rebhuhn; die letztere Art flog immer nur eine kurze Strecke und ließ ſich dann nieder. Wir hatten das Glück, ein Paar zu erlegen. Hinter einigen Hügeln ging die Sonne unter, und wir fanden noch immer keinen paſſenden Platz, an dem wir uns lagern konnten; endlich jedoch kamen wir an einige Teiche mit Waſſer, wo wir Alle, ziemlich müde, abſaßen, zwei der Pferde anbanden und die übrigen frei laufen ließen. Das Waſſer war etwas ſalzig, doch trinkbar; die Thiere aber berührten es kaum; ſie ſtreiften umher, und wir mußten die ganze Nacht auf ſie Acht geben; dies war eine etwas ermüdende Arbeit, zumal da ein ſtarker Froſt eintrat, und bei all' unſerer Sorge fehlten, als es Zeit war aufzubrechen, zwei Pferde. Nachdem wir eine Stunde geſucht hatten, fanden wir dieſelben; ſie waren umhergelaufen, um beſſeres Waſſer aufzuſuchen, und hatten, klüger als wir, ungefähr zwei engliſche Meilen nach Oſten eine Quelle ausfindig gemacht.

Ehe wir fortkamen, war die Sonne aufgegangen; wir hatten erst noch unser letztes Fleisch, das wir den Abend vorher gekocht hatten, gewärmt und gegessen; es war trocken und voller Staub, und alles Waschen in der Welt hätte nichts geholfen, um den Sand herauszubringen, der sich in demselben befand; wir lachten jedoch darüber und sagten, wir würden bald eine Flasche Wein bekommen, mit dem wir uns den Schmutz aus der Kehle waschen könnten. Wir waren nur froh, daß wir gut mit Tabak versehen waren, und wenn wir auch keine Pfeife besaßen — denn die meinige war in einem vorhergehenden Lager verloren gegangen — so versorgte uns doch Casimiro's Correspondenz mit Foyel und Cheoeque, die ich sorgfältig aufgehoben hatte, mit Cigaretten-Papier. Wir ritten demnach fröhlich weiter und zogen, nachdem wir aus der bewaldeten Gegend heraus waren, über eine Reihe hoher Pampas; sie lagen voll kleiner Granitblöcke, die genau wie Pflastersteine aussahen und so dicht und regelmäßig hingestellt waren, als ob Pflasterer es gemacht hätten. Diese sonderbare Formation erinnerte mich lebhaft an eine Londoner Gasse, die eben ausgebessert wird. Die Pampas hörten in Klippen auf, die vom Wasser zerrissen waren und dicht voller Steine lagen, und während unsere Pferde wie Katzen die Abhänge hinaufkletterten, stießen sie mit den Hufen die Steine rasselnd hinab und hatten große Mühe, daß sie nicht ausglitten. Am Fuße der Klippen lagen von Wasser durchflossene Thäler, und als wir in eines derselben hinabritten, bemerkte ich zum ersten Male den Algarroba-Dorn, der jetzt Früchte hatte. Es gab zwei Arten, eine mit schwarzer Frucht, vor welcher Nacho mich warnte, weil sie giftig sei, die andere mit gelben Schoten, die wir, während wir dahinritten, pflückten und aßen, obgleich sie, da die Jahreszeit schon so weit vorgerückt, etwas dürr waren; der Geschmack lag etwa zwischen Tamarinden und Pfirsichen.

In der Nähe einer Lagune, die sich in einem dieser Thäler befand, machten wir einige Minuten Halt, und als wir unsere Reise wieder fortsetzten, sahen wir von der gegenüber liegenden Seite her einen Reiter sich nähern, der einen Trupp Pferde führte. Ich hatte einen Augenblick angehalten und sah meine Gefährten die Zügel anziehen; da sprengte ich hinzu, um zu erfahren, warum sie dies thaten, und bemerkte ihn. Als wir uns noch zwei- bis dreihundert Meter von ihm befanden, machten Alle Halt; Nacho ritt vor, dann folgten ceremoniöse Verständigungen und hierauf formgemäße Vorstellungen.

Es war ein Pampa-Indianer, der ſich auf der Reiſe befand, um ſich den oben erwähnten Pampas anzuſchließen, die öſtlich von Mar-genſcho an uns vorübergezogen waren; er benachrichtigte uns, daß Jackechan's, Teneſoro's und andere Indianer an einem Orte Na-mens Trinita ſeien, der nur ungefähr einen vierſtündigen Galopp entfernt liege. Als er fand, daß ich ein Engländer ſei, ſprach er mit großem Lobe von meinen Landsleuten, die er in Rio Negro ge-troffen hatte.

Dieſer Mann war bildſchön; er ſaß auf einem prachtvollen Roſſe und hatte noch einen Trupp anderer Pferde, die alle ebenſo prächtig waren, wie das, auf welchem er ritt. Er war gut in Pon-chos und kurze weiße Hoſen gekleidet und trug um den Kopf ein ſei-denes Tuch. Auf ſeinem Sattel lag ein Poncho, der, wie wir ver-mutheten, Yerba, Mehl oder andere feine Genüſſe enthielt, und er hatte ein kühnes, ſorgloſes, gutgelauntes Geſicht mit unſteten Augen; im Ganzen genommen machte er den Eindruck eines der nur in der Einbildung vorhandenen großmüthigen Banditen, von welchen man in Romanen lieſt, und zur Vervollſtändigung dieſer Rolle ſtellte ſich ſpäter faſt mit Gewißheit heraus, daß er die Pferde in Trinita ge-ſtohlen hatte.

Wir unterhielten uns fünf Minuten und brachen dann in ent-gegengeſetzten Richtungen auf; wir unſererſeits hatten Eile. Von dem ſteilen Hügel aus, der über dem Thale ſtand, ſahen wir zu un-ſerer Freude den Rauch von Jagdgeſellſchaften, dem Anſchein nach nicht weit entfernt. Es wurde jedoch vier Uhr, ehe wir in die Nähe der Feuer kamen, die in einem grünen, mit Weidefutter beſtandenen Thale brannten. Aus dem einen der beiden dort aufgeſchlagenen Toldos kam ein Mann heraus, der in der Hand einen Matè-Topf und im Munde eine Bombilia oder ein Schilfrohr hatte, das man zum Matè-Saugen benutzt wie die Strohhalme zum Sherry-Cobbler. Da dieſe Leute nicht die Indianer waren, die wir ſuchten, ſo grüßten wir den Mann und galoppirten weiter, über das Thal, wo unſere Pferde über einen Bach ſpringen mußten, hinüber und den gegenüber-liegenden Hügel hinauf. Eine neue Art Buſch, der ſechzehn Fuß hoch wurde, und lange, korbweidenähnliche Ruthen hatte, drängte ſich un-ſerer Aufmerkſamkeit in unangenehmer Weiſe auf, da, wenn man ſchnell ritt, die Ruthen zurückſprangen und Einen ſchmerzhaft in's Geſicht hieben. Auf der Hügelwand holten wir eine Caravane Frauen ein, die in derſelben Richtung reiſten wie wir; wir ritten an

ihnen vorüber und sahen vom Gipfel der Hügelkette aus unten im Thale zwei verschiedene Gruppen von je dreißig bis vierzig Toldos, ungefähr eine halbe englische Meile von einander entfernt. Wir galoppirten weiter und kamen gegen fünf Uhr Nachmittags an die am nächsten liegende Tolderia; Casimiro hatte uns angewiesen, zu Patricio zu gehen; als wir aber nach ihm fragten, erfuhren wir, daß er zu den Anderen gehörte; wir begaben uns zu diesen und wurden in gebührender Weise empfangen, für unsere Pferde u. s. w. gesorgt, und wir selbst mit aller Ceremonie vor Patricio (einen Mischling aus Pampa- und Tehuelche-Blut) geführt. Wir mußten der Etikette gemäß erst eine Stunde lang Fragen beantworten und bekamen dann Jeder eine einzige Guanaco-Rippe zu essen. Ich war so hungrig, daß ich wenigstens ein Dutzend hätte essen können; ich entfernte mich daher unter dem Vorwande, mich waschen zu wollen, und sah mich nach Jackechan's Toldo um; ich fand ihn bald und wurde von meinem Freunde und El Sourdo mit offenen Armen empfangen. Nachdem seine „Herrin" mir Etwas zu essen gegeben und darauf noch ein Maté mit Zucker gefolgt war, erzählte Jackechan den Fortgang seiner Reise, seitdem er unsere Horde verlassen hatte.

Nachdem er einige Tage in der Richtung des Chupat marschirt war, stieß er auf einige Rinder, die gefangen und geschlachtet wurden; dann schickte er, während er sich noch an derselben Stelle befand, den Boten mit dem Briefe nach Chupat; dieser kehrte in fünfzehn Tagen mit einer Antwort zurück, brachte jedoch keine Lebensmittel mit.

Der Brief, der sorgfältig in ein Stück alter Leinewand eingewickelt war, die schon als Umschlag für mein eigenes Schreiben gedient hatte, wurde mir bei dem Scheine einer lodernden Flamme, die dadurch hervorgebracht wurde, daß man etwas Fett auf das Feuer warf, feierlich überreicht. Ich las ihn Jackechan vor und erklärte ihm den Inhalt. Der Verfasser — wenn ich mich recht erinnere, Mr. Hughes — sprach seine Freude darüber aus, daß er höre, ich sei noch wohlbehalten, bedauerte aber, daß er weder Lebensmittel noch Kleidung senden könne, da in der Colonie nur noch äußerst wenig vorhanden sei, denn das Schiff mit Mr. Lewis Jones an Bord, das man einige Monate lang erwartet habe, sei noch nicht angekommen. Ich brauche kaum zu sagen, daß ich von den Entbehrungen, welche diese unglücklichen Colonisten ertrugen, gar nichts gewußt hatte; sie sind, während ich mein Buch zum Druck vorbe-

reitete, durch die Depeſchen des Lieutenant Denniſtoun öffentlich bekannt geworden, und ich werde im folgenden Kapitel auf dieſelben zurückkommen.

Nach der Rückkehr ſeines Boten begab Jackechan ſich nach Margenſcho, in deſſen Nähe er die unter Teneſoro, Patricio, Antonio und anderen kleinen Häuptlingen ſtehenden Horden traf. Dieſe vereinigten ſich alle, ſchickten nach Patagones und erhielten Branntwein und andere Lebensbedürfniſſe. Hierauf tranken ſie, wie ſchon erwähnt, zehn Tage lang, ohne daß jedoch Händel oder Kämpfe ſtattfanden — was den Häuptlingen zur Ehre gereicht. Nachdem ſie einen Monat auf unſere Horde gewartet hatten, waren ſie, wegen Mangel an Wild, aufgebrochen und in leichten Märſchen hierher (nach Trinita) gekommen.

Dann ſetzte Jackechan auseinander, daß die erſten Toldos den Pampa-Indianern unter Teneſoro und Champayo gehörten; der Erſtere ſei eben in Patagones und hole die ihm von der Regierung bewilligten Thiere; ſeine Indianer ſind reine Pampas und werden aus irgend einem mir unbekannten Grunde oft Kerekinchen [1]) oder Armadille genannt. Manche von ihnen ſtehen im Dienſte der argentiniſchen Regierung und müſſen ſich ſtellen, wenn Linares, der Häuptling der zahmen Indianer, ſie ruft. Die übrigen Toldos gehörten den Antonio und Patricio untergebenen Indianern, die aus Tehuelchen und Pampas untereinander beſtanden. Die beiden Lager lagen ungefähr eine halbe engliſche Meile von einander; ſie wurden durch einen ſich ſchlängelnden Fluß getrennt, der an manchen Stellen durch ganz ungewöhnlich hohes Schilf verborgen war. Auf der Oſt-, Süd- und Weſtſeite war der ganze Platz von hohen felſigen Anhöhen umgeben; nach Norden aber ſetzte ſich das Thal, wie es ſchien, einige Meilen weit fort; die Breite deſſelben betrug drei engliſche Meilen, und in der Nähe des Fluſſes, der an manchen Stellen aus den Ufern getreten war und eine Marſch gebildet hatte, ſtand überall das üppigſte Weidefutter.

Als ich nach Patricio's Toldo zurückgekehrt war, bat ich formgemäß um die zur Fortſetzung der Reiſe nöthigen Pferde, wurde aber abgewieſen, weil er, wie er ſagte, keine übrig hatte; wir beſchloſſen daher, unſeren Pferden, da ſie Symptome von Ermüdung zeigten und eines lahm war, einen Tag Ruhe zu gönnen, ehe wir

[1]) Quirquincho.

weiter reiſten. Wir verbrachten den folgenden Tag mit unſeren Freunden und ich machte Bekanntſchaft mit dem kleinen Häuptling Champayo; ich ſchrieb auch einen Brief für ihn, worin er um eine Ration bat, die ihm zukam, aber ausgeblieben war. Er war ſehr höflich und ſtellte mir einen Indianer Namens Luiz Aguirre vor. Dieſer Mann war in Patagones erzogen und hatte dort auch ſeine beiden Namen erhalten; ſeine Eltern waren, glaube ich, getödtet worden. Er war ein ſehr verſtändiger Mann und hatte früher in Linares' Truppe geſtanden, hatte ſie aber verlaſſen, weil ihm das ſtreitſüchtige und überhaupt aufrühreriſche Weſen jener Indianer nicht gefiel, und ſich nach der Pampa begeben, wo er mit ſeinem Weibe ein freies und glückliches Leben führen konnte — wenigſtens behauptete er dies.

Wir tranken zuſammen verſchiedene Matès, und als ich die Urſache erwähnte, aus der wir an jenem Tage nicht weiter reiſten, ſagte Champayo: „An Pferden ſoll es Ihren Leuten nicht fehlen. Ich werde ſie liefern und Luiz Aguirre mit Ihnen ſenden; dem können Sie die Antwort geben, die Sie im Betreff meiner Ration erhalten."

Später beſuchte ich auf ſeine eigene Bitte den Cacique Antonio und ſchrieb auch für ihn einen Brief, worin er bat, daß man ihm, wenn er ſich in der Guardia Sauce Blanco befände, ſeine Ration ſenden ſolle, da er ſeinen Trupp Pferde in einem Sturme verloren habe und daher kaum die Obere Guardia erreichen könne. Dies war wahr, denn Antonio's Verluſt war uns ſchon in den erſten Toldos mitgetheilt worden, die wir in dem benachbarten Thale in Trinita beſucht hatten; er war höchſt wahrſcheinlich für unſern Freund, den gut gekleideten Banditen ein Gewinn; aber Antonio hatte auf der Straße nach Patagones einige Feinde, und das war der wirkliche Grund, weshalb er nicht bis zur Oberen Guardia ging.

Nach Tiſche, als er mich über unſere ganze Reiſe ausgefragt hatte, rieth er mir, was ich thun ſolle, wenn ich nach Patagones käme. Er gab mir die Verſicherung, ich würde leicht eine Anſtellung bekommen, warnte mich aber beſonders vor dem Trunke, da der Commandante die Trunkenbolde verabſcheue und ſie nicht noch unterſtützen wolle!

Es war ſchon ſpät, als ich mich wieder nach Patricio's Toldo begab und zuſammengekauert in eine Ecke legte. Am nächſten

Morgen machten wir eben unſere Pferde zum Aufbruch bereit, als ein junger Menſch mit der Nachricht in's Lager galoppirte, daß von Patagones her Leute kämen. Sofort ſaß Jedermann auf und begab ſich hinaus, um die Ankömmlinge hereinzugeleiten; es waren Teneforo ſelbſt und zwei Mann von ſeinem Gefolge. Sie hatten hundert Stück Pferde und Rinder bis Valchita, zwei Tagereiſen von Trinita, gebracht und hatten ſie dort gelaſſen; nur einigen Branntwein und Yerba brachten ſie mit, die ſofort abgeladen wurden. Ich wurde dem eben angekommenen Häuptlinge vorgeſtellt; er begrüßte mich als Bruder und wies mir Ehren halber einen Platz unter den vier Caciquen an, die, Pfännchen in der Hand, um die Lanzen herumſpazierten und die ſchon beſchriebene Ceremonie des Branntweinſegnens in gehöriger Form vollzogen; dann begann das Trinken.

Als die Leute ankamen, war die Sonne eben aufgegangen, und um zehn Uhr war das Getränk, das aus einigem Wachholderbranntwein und Caña oder weißem Rum beſtand, zum größten Theil verſchwunden. Von den Indianern waren Viele berauſcht, aber Alle waren luſtig und bei guter Laune, wie ich noch nie das Glück gehabt hatte zu ſehen. Nachdem ich mit meinen zahlreichen Freunden — die, wenn es auf ſie angekommen wäre, mich ebenſo betrunken gemacht haben würden, wie ſie ſelbſt waren — reichlich genug getrunken hatte, beſtieg ich mein Pferd, nahm zwiſchen dem hohen Schilfe, das an den Ufern des Fluſſes ſtand, ein Bad und kehrte dann nach dem Toldo zurück, wo der betagte Patricio in ſehr benebeltem Zuſtande, aber in recht ſentimentaler Stimmung, eben für ſich ſang. Als die Sonne unterging, waren Alle wieder nüchtern, und Patricio eröffnete mir, daß er ſelbſt mit uns zu gehen gedächte und auch noch einige Freunde, ſein Weib und zwei oder drei andere Frauen uns begleiten würden, daß wir aber den unteren Weg einſchlagen wollten, der, wenn auch länger, doch bequemer und ſicherer ſei, als die kürzere und obere Straße, wo die Dornen höher und dichter ſtänden; die letztere wird gewöhnlich im Sommer gewählt, wo das Waſſer rar iſt, an dem in der jetzigen Jahreszeit keine Noth war.

Am folgenden Morgen nahm ich von Antonio, Champayo und Jackechan — deren Nation ich zu beſorgen verſprochen hatte — Abſchied; dann brachen wir, elf Männer und vier Frauen, mit einer Menge Pferde auf; außerdem nahmen wir auch noch einen Trupp Stuten für einen Indianer Namens Hernandez mit, der in der Nähe der Guardia Chica anſäſſig war; die Stuten ſollten ſeine

Maisernte austreten. Es dauerte nicht lange, so waren wir so weit, daß wir das Lager in Trinita nicht mehr sahen, und entweder in Galopp oder im Trabe durch eine wellenförmige Gegend reitend, in welcher es viele Weihrauch-, Algarroba- und andere Sträucher gab, kamen wir nahe bei Sonnenuntergang an einen Fluß, auf dessen Nordseite wir uns zwischen einigen dichten Büschen lagerten. Eine kleine Strecke nach Westen lag eine große Salina, von welcher der mehrere englische Meilen entfernte Ort seinen Namen hat; er wird nämlich Hitchin-kaik, oder Salzhügel genannt. Der Fluß läuft um die eine Seite der Salina herum und ist, glaube ich, derselbe, den wir später in der Nähe von Valchita überschritten. Diesmal reisten wir großartig, denn die Frauen hatten Proviant an Pferdefleisch und Yerba mitgebracht.

Nach Tische setzten wir uns Alle um das Feuer herum und genossen einen Maté und etwas indianische Süßigkeit, einen aus der Algarrobabohne bereiteten gelben Brei, der dadurch hergestellt wird, daß man die Bohne zerstößt und mit Wasser vermischt. Der alte Patricio, der nach dem Trinken sich ganz verändert hatte und außerordentlich lustig war, sagte, ich sei ein glücklicher Mann, da ich ein Weib bei mir hätte; er spielte damit auf eine der Weiber des Cacique El Ingles an, die mit uns reiste, um sich ihrem, in der Nähe von Patagones befindlichen Gatten anzuschließen.

Am folgenden Morgen brachen wir, als es Tag war, wieder auf, zogen über eine Gegend von ziemlich derselben Beschaffenheit wie am vorhergehenden Tage und kamen gegen Mittag an den Ort, wo Teneforo seine Rinder gelassen hatte. Hier saßen wir ab und erquickten uns an den runden Beeren einer kleinen Pflanze, die am Rande des Wassers wuchs; die Frucht war ungefähr so groß wie ein Rettig und hatte einen sehr angenehmen Geschmack. Am Flusse hin standen hier Büschel Pampagras, unter die wir uns lehnten und rauchten.

Die Rinder liefen gruppenweise zwischen den Grasbüscheln umher, und Golwin, Jackechan's Sohn mit dem blonden Haare, machte sich den Spaß, sie zählen zu wollen, was ihm aber nicht gelang. Nachdem wir eine halbe Stunde vertändelt hatten, zogen wir weiter, mußten jedoch eines von Meña's Pferden zurücklassen, das völlig matt war. Wir folgten mehr oder weniger der Richtung des Flusses und kamen gegen drei Uhr Nachmittags in dem Lager Valchita an. Da es noch früh am Tage war, so brachen Einige von uns zur Jagd

auf, kehrten aber mit leeren Händen zurück. Am folgenden Tage hofften wir die Traveſia zu betreten; wir füllten daher die Schläuche und Waſſerflaſchen, und nach dem gewöhnlichen Mahle und Matè ſuchte ſich Jeder im Pampagraſe ſein beſonderes Neſt und ging ſchlafen, ohne zu fürchten, daß die Pferde ſich weit verlaufen würden, da Weide und Waſſer von der beſten Beſchaffenheit waren. Dies war das Lager, in welchem nach Caſimiro's Erzählung der ſelige Mendoza Gold entdeckt hatte; ich ſah mich deshalb ſorgfältig nach Spuren um, bemerkte aber nur, daß die angrenzende Pampa ſtellenweiſe unter anderen Kieſeln voller Quarzſtücke lag.

Zur gewöhnlichen Stunde brachen wir auf und fingen an nach der Traveſia oder Wüſte hinaufzureiten, die auf einem Hochplateau über uns nach Norden lag. Als wir eine kurze Strecke hinauf waren, bemerkten wir links von uns (nach Weſten) eine mehrere Stunden lange Salina, die ſich ungefähr in öſtlicher oder weſtlicher Richtung am Rande der Traveſia hinzog. Ich möchte faſt glauben, daß der Fluß Valchita ſich in dieſer Salina verliert. Der ebengenannte Fluß richtet große Ueberſchwemmungen an, deren Beweiſe man in dem Unkraute und dem Schutte ſah, die das ganze Thal entlang an den Büſchen und Sträuchern hingen und augenſcheinlich von den Frühlingsfluthen hingetrieben und dort zurückgelaſſen wurden. Nach einer allmäligen Anſteigung erreichten wir endlich das Plateau und ſahen vor uns eine grenzenloſe, traurig-öde Fläche, die voll kleiner Steinchen lag und mit vier bis zwölf Fuß hohen, oder ſelbſt noch höheren Sträuchern und hier und da mit kleinen Grasbüſcheln beſtanden war. Lebenszeichen waren nicht zu ſehen. Der Himmel war hell und klar, obgleich am ſüdlichen Horizonte Wolken ſich zuſammenzogen, und der Wind (er bläſt in Patagonien faſt immer) war ſchneidend. Ich bemerkte gegen Luiz Aguirre, es werde wohl Regen kommen; ſeine Antwort: „Ich hoffe es — das wäre herrlich, dann werden die Lagunen alle voll ſein," ſprach von der Gefahr der Dürre, fand aber meinerſeits keine Zuſtimmung, da wir während des Ausfluges nach Las Manzanas naſſes Wetter genug gehabt hatten. Beim Reiten ſagte er mir, er kenne den Unterſchied zwiſchen der katholiſchen und proteſtantiſchen Religion, und er ziehe die letztere vor; auch fragte er mich, ob ich einmal in China geweſen ſei, wo der Thee herkomme, und noch verſchiedenes Andere, woraus hervorging, daß er beträchtliche Kenntniſſe beſaß; zuletzt machte er mir den Vorſchlag, ich ſollte in der Nähe des Chupát ein Handels-

geschäft gründen; Jackechan — der, wenn irgend Jemand, es beanspruchen kann, der wirkliche Lehnsherr ist — hatte sich freiwillig erboten, mir den Grundbesitz abzutreten. Dieser schlaue Indianer überlegte wohl, daß, wenn in jener Gegend ein Handelshaus errichtet wurde, der ganze indianische Handel den Bewohnern von Patagones, die, wie allbekannt, falsche Gewichte benutzten und außerdem auch noch für alle Waaren, die sie den Indianern lieferten, übertriebene Preise ansetzten, würde aus den Händen genommen werden.

Gegen zwei Uhr Nachmittags, wo der rauhe Kies schon angefangen hatte auf die Füße unserer Pferde einzuwirken, wurde in der Nähe einer Laguna, die Regenwasser enthielt, welches der Farbe nach wie Kaffee mit Milch aussah, ein Halteplatz gefunden. Die Pferde ließen wir für jetzt frei laufen, damit sie in dem verkümmerten Grase, das an den Ufern der Lagune stand, so gut fressen sollten, als sie konnten. Vor Eintritt der Dunkelheit wurden die meisten derselben angebunden, und die ganze Nacht wurde sorgfältig Acht gegeben, daß sie nicht nach Valchita zurückliefen, um Weide und Wasser zu suchen. Nachdem wir uns noch lange am Heerde unterhalten hatten — wobei mir mitgetheilt wurde, daß der Pfad, auf dem wir reisten, die Schweinsstraße heiße, weil in der Nähe einer der auf der Route sich findenden Lagunen wilde Schweine, oder vielleicht Pekaris, erlegt worden seien — wickelten wir uns in unsere Mäntel ein und legten uns wie Igel unter die Büsche, die uns als Obdach dienten, standen aber von Zeit zu Zeit auf, um uns nach den Pferden umzusehen.

Am folgenden Tage ritten wir über dieselbe, aus Steinen und Büschen bestehende, grenzenlose Wüste. An Sträuchern fanden sich folgende Arten: Chañal oder Weißdorn; Picayun, ein Strauch, der das beste Brennholz liefert; die schon beschriebenen korbweidenähnlichen Ruthen; Schwarzbusch, der wegen des bestialischen Geruchs, den er giebt, zum Verbrennen nicht zu gebrauchen ist; Algarroba und Weihrauch, die jedoch sehr selten sind, und einige andere, deren Namen ich nicht ermitteln konnte. Der Chañal ist der einzige, der dem Reisenden am Vorwärtskommen hinderlich ist, weil er sehr große und scharfe Dornen hat. Auf der andern (mehr nach Westen liegenden) Straße — die wir vermieden hatten, obgleich die Strecke durch die Travesia kürzer ist, weshalb dieselbe von den Tehuelchen mehr benutzt wird, die, besonders wenn sie im Sommer oder in

kleinen Horden reiſen, ſich fürchten durch die Wüſte zu ziehen — ſteht der Chañal zehn bis fünfzehn Fuß hoch und macht, wie in Albanien die Dornen „Wart' ein wenig", ſchnelles Reiten unmöglich.

An jenem Tage wollten wir eben anfangen zu jagen, als in einem Buſche eine große Korbflaſche mit Rum entdeckt wurde. Da war es mit der Jagd zu Ende, denn wenn ſie auch an einer andern Stelle wieder verborgen wurde, ſo wurde doch ſo viel herausgenommen, als dazu gehörte, um die Meiſten von uns redſelig zu machen; auch wurden noch ein Paar Flaſchen aufgehoben, die wir gemüthlich am Lagerfeuer genießen wollten.

Um vier Uhr Nachmittags lagerten wir uns neben einer der vorhergehenden ähnlichen Lagune, und da unſer valchitaiſches Waſſer zu Ende war, ſo verdünnten wir den Rum mit Waſſer und vermiſchten ihn mit Mehl, bis er ungefähr ſo dick wie ſpaniſche Chocolade war. Ich habe vergeſſen zu ſagen, daß bei der Aufregung, die der „Fund" verurſachte, nicht nach den Pferden geſehen wurde, und als wir ſie muſterten, um weiter zu reiſen, von Nacho's Pferden eines verſchwunden war und auch, obgleich wir ſorgfältig nach ihm ſuchten, ſich nicht wieder finden ließ.

Am nächſten Morgen waren wir, trotzdem daß am vorhergehenden Abend unordentlich gelebt worden war, bei Tagesanbruch im Sattel und hatten auf der langweiligen Einöde kaum eine Stunde Weges zurückgelegt, als wir plötzlich auf ſieben wilde Pferde ſtießen. Ein Verſuch, ſie zu umringen, mißlang wegen der ſchwierigen Beſchaffenheit des Terrains; ich fand mich aber dafür vollſtändig entſchädigt durch das herrliche Schauſpiel, das dieſe prächtigen Geſchöpfe boten, als ſie in ihrer ungebändigten Kraft und wilden Schönheit quer über die Ebene ſprengten.

Später jagten wir und erlegten Guanacos und Strauße, ſahen auch einige Haſen und Rebhühner. Gegen zehn Uhr Vormittags wurden unſere Augen durch den Anblick des Meeres erfreut; gleich darauf erhob die flache Ebene ſich zu einer mehr wellenförmigen Gegend, und von den Kämmen der Anhöhen aus bot ſich zu Zeiten eine volle Anſicht der Einfahrt, die den Namen Laco de San Antonio führt.

Weiter vorn war Rauch zu ſehen; wir drängten daher vorwärts und machten einen langen und reißend ſchnellen Marſch; denn die Oberfläche war hier von den kleinen Steinen, die vorher die Füße unſerer Pferde ſo ſehr beſchädigt hatten, völlig frei. Jene Nacht

machten wir, wie gewöhnlich, neben einer Lagune Halt, deren Waſſer nicht mehr als zwei Zoll tief war.

Während dieſer Tagereiſe zeigte mir Patricio eine ausgetrocknete Lagune, in deren Nähe man Verſuche gemacht hatte, einen Brunnen zu graben, damit man fortwährend Waſſer bekommen könnte; aber man hatte, obgleich der Schacht etwas tief hinabging, kein Waſſer erreicht und die Arbeit aus Verzweiflung aufgegeben. Es iſt ſelbſt den Indianern ein Geheimniß, wo die Guanacos, wilden Pferde, Pumas und andere Thiere, die in dieſer Wüſte leben, Waſſer finden, da die in Bezug auf ihren Waſſervorrath ganz vom Regen abhängenden Lagunen in der hieſigen Gegend, wo wenig Regen fällt, unvermeidlich im Jahre mehrere Monate lang trocken ſein müſſen. Ohne Zweifel ſind an bis jetzt noch nicht entdeckten Orten Quellen vorhanden.

Ehe wir die Traveſia verlaſſen, werden einige Bemerkungen, die freilich nicht darauf Anſpruch machen können, eine Beſchreibung genannt zu werden, wohl nicht ohne Intereſſe ſein.

Dieſe Wüſte beſteht aus einem Plateau, das gegen dreihundert Fuß über dem Niveau des Rio Negro-Thales liegt und gegen Süden ſich mehr als dreißig Stunden weit bis Valchita erſtreckt. Ueber ihre Ausdehnung gegen Weſten hin habe ich nichts Beſtimmtes erfahren können; aber ſie wird im Innern bedeutend ſchmäler, ſo daß ſie ein unregelmäßiges Dreieck bildet, deſſen Grundlinie an der Küſte, und deſſen Spitze in der Nähe der Vereinigungsſtelle des Rio Limay und der nördlichen Flüſſe liegt.

Der Boden iſt entweder Thon oder Sand und Kies und auf der Oberfläche dicht mit kleinen Steinen beſtreut, während die einzige Vegetation, die man antrifft, aus den ſchon erwähnten Büſchen und ſpärlichen Büſcheln groben Graſes beſteht.

Die Traveſia wird von Reiſenden ſehr gefürchtet, und nachdem ich ſie durchreiſt habe, kann ich es recht gut glauben, wenn man erzählt, daß Menſchen unterwegs umgekommen ſind; hat man den Pfad einmal verloren, ſo iſt es ſchwer, ihn wiederzufinden, und dazu ſteht im Sommer der Waſſermangel und zu jeder Zeit die Gefahr bevor, daß die Pferde ſich verirren und den Reiſenden ohne Hülfe laſſen. Bei all' unſerer Wachſamkeit liefen uns zwei Pferde davon und gingen verloren. Im Winter braucht man ſich nicht vor Waſſermangel zu fürchten; aber die Reiſe iſt zu allen Zeiten ſehr anſtrengend, und die Pferde ſind bis dahin, wo man durch die Wüſte

hindurch iſt, faſt gänzlich entkräftet. Sie dient daher als eine Vormauer, die von Süden her Patagones vor jeder Gefahr eines Angriffs von Seiten der Indianer ſchützt, welche bei ihren Raubzügen am Fluſſe hinabziehen müſſen. Ein großer Trupp Pferde findet kaum Futter, und nach der ſchnellen Reiſe würden die Thiere nicht mehr in dem Zuſtande ſein, daß ihre Reiter mit Erfolg angreifen könnten, wenn die Bewohner, die ſich zu vertheidigen im Stande ſind, ihnen kräftigen Widerſtand leiſteten.

Dieſer Landſtrich ſchien eine beſtimmte und ſcharfgezeichnete Grenze zwiſchen den Heimathländern verſchiedener Thiere zu ſein, wie zum Beiſpiel der Rhea Darwinii oder des kleineren patagoniſchen Straußes und der Rhea americana. Der letztere kommt nach meiner Erfahrung nie ſüdlich von der Traveſia vor, und ich kann nicht begreifen, wie Mr. Cunnigham dort Exemplare von demſelben hat finden können; wenigſtens ſcheint er dies anzudeuten. [1])

Die Tehuelchen beſchrieben oft die größere Rhea als nördlich von der Traveſia lebend und als von derjenigen, die ſie in ihrem Lande jagten, verſchieden. Auch blieben ſie feſt dabei, daß die Gama oder der Hirſch — den es im Rio Negro-Thale und in dem nördlich von demſelben gelegenen Lande in großer Menge giebt — ſüdlich von der Traveſia nie anzutreffen ſei. Daſſelbe gilt von der Viscacha und der Aguarra (Lupus manatus), wenn auch die letztere wahrſcheinlich in den Ausläufern der Cordillera zu finden iſt.

Man darf alſo mit Recht annehmen, daß Patagonien durch den Rio Negro und die Linie der Cordillera abgeſchloſſen wird und ſeine eigenen Menſchenracen wie eine beſondere Fauna und Flora beſitzt.

Es mag hier noch geſagt werden, daß innerhalb dieſer Grenzen nur eine einzige Armadill-Art vorkommt; es iſt der Quirquincho (Dasypus minutus Gay).

Die Algarroba und andere Sträucher treten, obgleich ſie ſich in der Traveſia und nahe an den Grenzen derſelben finden, ſüdlich von ihrer unmittelbaren Umgebung nicht auf.

Es war für uns Alle eine freudvolle Stunde, als wir am vierten Tage, nachdem wir von der Morgendämmerung bis zehn Uhr galoppirt waren, endlich das noch drei engliſche Meilen entfernte Thal ſahen, wo große Weiden den ſich ſchlängelnden Lauf des Rio Negro bezeichneten. In Patagonien ſind, beiläufig geſagt, Weiden unbe-

[1]) Natural History of the Straits of Magellan, pag. 134.

kannt; nur in Chupat gibt es einige, die wahrſcheinlich die Anſiedler eingeführt haben. Wir hielten am obern Ende einer Abra oder eines Seitenthales, das von dem Hauptthale aus ſich in der Barranca hinaufzog, und ſahen in der Ferne einen einſamen Rancho, die erſte civiliſirte Wohnung, die ich ſeit meiner Abreiſe von Santa Cruz erblickte.

Da Einige von uns nothgedrungen hatten zurückbleiben müſſen, weil ihre Pferde kaum noch fort konnten, ſo raſteten wir ſo lange, bis Alle nachgekommen waren; dann begaben wir uns den Abhang hinunter und erreichten endlich den Fluß, in welchem unſere durſtigen Roſſe ſich bald ſatt tranken.

Hierauf wurde der Rancho beſucht. Er gehörte Hernandez, für den die Stuten beſtimmt waren, welche wir mitbrachten. Der Beſitzer war abweſend, aber ſein indianiſches Weib machte die Honneurs, wenigſtens inſofern, als ſie uns Matè auftrug; denn zu eſſen bekamen wir nichts, obgleich wir Alle fürchterlichen Hunger hatten. Ich wollte gern noch warten und, wie der Amerikaner es nennen würde, meine Bürgerkleider anziehen, weil ich glaubte, wir würden uns ſofort nach der Guardia begeben, von der Luiz Aguirre mir ſo viel erzählt hatte; aber er ſagte mir, ich hätte keine Eile, und ſo blieb ich denn für jetzt in meinem ſchmutzigen Mantel.

Nach einem halbſtündigen Aufenthalte verließen wir den Rancho und folgten dem ſüdlichen Ufer des Fluſſes, der hier zweihundert Meter Breite und eine ſchnelle Strömung hatte. Wir kamen dabei an Hernandez' Landgute vorüber, wo eben ein Mann pflügte und Stuten und Rinder graſten. Der Fluß machte hier eine Krümmung nach der ſüdlichen Barranca zu, die ſo nahe an ihn herantrat, daß wir dicht am Ufer hin reiten mußten. Es ſtiegen häufig kleine Rebhühner auf, und ich faßte in Gedanken den Beſchluß, ſpäter einmal wieder her zu kommen und in den prachtvollen Weiden, die längs dem Ufer des Fluſſes ſtanden, einen Tag zu jagen; in den Bäumen girrten blaue Tauben, und durch eine Oeffnung hindurch erblickten wir auf dem gegenüberliegenden Ufer, im Vordergrunde einer weiten Strecke fetten Flachlandes, eine gut gebaute, comfortabel ausſehende Eſtancia, mit Corral, Galponen und den gewöhnlichen Umgebungen, die, wie Luiz Aguirre mir ſagte, Herrn Kincaid gehörte. Das Gefühl, glücklich aus der Wüſte heraus und in die Anſiedelungen gekommen zu ſein, verſetzte uns, obgleich wir großen Hunger hatten, in die heiterſte Stimmung, und nach einem halbſtündigen fröhlichen

Ritte, bei dem wir unterwegs an einem baufälligen, unbenutzten Rancho vorüberzogen, langten wir in Sauce Blanco oder der „Weißen Weide" an. Dort läßt der Fluß, indem er sich nach der nördlichen Seite wendet, einen breiten Rincon oder eine Fläche fetten angeschwemmten Landes liegen. Dies wird als den Indianern gehörend betrachtet, von welchen immer Einige in der Nähe des Rancho gelagert zu finden sind. Der Rancho gehörte dem Cacique El Ingles, und nicht weit von ihm standen drei Toldos.

Wir übergaben dem Häuptlinge sein Weib, und ich wurde innig als Verwandter bewillkommnet, da der Cacique ein Neffe Quintuhual's war. Den Namen El Ingles (der Engländer) hat dieser Häuptling deshalb erhalten, weil er behauptet, mit dem einen oder andern der Officiere von Fitzroy's Vermessungs-Expedition verwandt zu sein, so daß ich in meiner Rolle als Engländer und Indianer doppelt willkommen war.

Hier lagerten wir uns in den Pajas oder dem Pampagrase, und da wir mit einer Stute und einigen Kürbissen beschenkt worden waren, so loderte bald ein tüchtiges Feuer und wir kochten Fleisch und Kürbisse. Die letzteren wurden so zubereitet, daß wir sie in Hälften zerschnitten, die Samen herausnahmen, das Innere mit heißer Asche ausfüllten und sie dann auf die Asche legten; sie schmeckten, wie es mir damals wenigstens schien, köstlich. Ich wäre gern gleich weiter nach der Guardia geritten, da aber Patricio und die Anderen es bis auf den nächsten Tag verschoben, so sah ich bei meiner Unkenntniß des Weges und der dortigen Gebräuche mich genöthigt, „in Rom nach römischer Sitte zu leben".

Eines der ersten Dinge, die ich vornahm, war ein tüchtiges Waschen im Flusse, und den Genuß, den Staub und Schlamm der Travesia los zu werden, der sich mehrere Tage lang angehäuft hatte, kann man sich besser denken als beschreiben.

Am folgenden Morgen, ehe es Tag war, badeten wir uns Alle im Flusse, und nachdem wir mit dem Cacique El Ingles Maté getrunken und auf das Schlafen in der frostigen Nachtluft uns am Heerde gewärmt hatten, bereiteten wir uns vor, die Guarda zu besuchen. Ich legte den indianischen Mantel ab und den gewöhnlichen Anzug eines nach der Mode gekleideten Engländers, Jagdrock u. s. w., an, und da wir von unserm Freunde mit frischen Pferden versehen worden waren, so brachte ein halbstündiger Galopp uns an das nördliche Ufer, der Guardia gegenüber — jedoch nicht ohne Unglück,

denn während wir auf dem ſchmalen, unebenen Reitwege, der voller Furchen und an beiden Seiten mit Pampagras beſtanden war, dahinritten, ſtolperte Luiz Aguirre's Pferd, warf ihn ab, wälzte ſich auf ihn und drückte ihm den Revolver in die Rippen.

Das erbärmliche Ausſehen der vielbeſprochenen Guardia vertrieb ſofort die Vorſtellungen, die ich mir nach den phantaſtiſchen Beſchreibungen der Indianer von ihr gemacht hatte. Aber frühere Erfahrung über ſpaniſche Grenzſtädte bewahrte mich vor Täuſchung. Die Anſiedelung beſteht aus einem kleinen Fort mit einem einzigen Geſchütz, einem Cuartel oder einer Kaſerne und einigen Häuſern, die, eines oder zwei von Backſteinen, die übrigen von Adobe gebaut, ſich um das Fort herumdrängen. Sie ſind faſt alle, wenn nicht gar ſämmtlich, „Pulperias" oder Groglocale und Kaufläden, zum Handel mit den Indianern beſtimmt, zu deren Ueberfahrt ein Boot vorhanden iſt. Auffallenderweiſe fehlt hier etwas, das man in Grenzſtädten gewöhnlich zuerſt ſieht — eine unvollendete Kirche; für die Bedürfniſſe der Seele iſt in der Guardia nicht geſorgt. Nachdem wir ungefähr eine halbe Stunde am Ufer gewartet hatten, bemerkten wir jenſeits des Fluſſes ein Geräuſch; es war durch das Bereitmachen eines großen Bootes entſtanden, das kurz darauf nach unſerer Seite herübergefahren kam. Wir verwahrten unſere Pferde mit Lazos und Manéos und ſprangen hinein. Ich wurde von einem Unterofficier begrüßt, der mir zu meiner Ankunft Glück wünſchte und ſagte, der Commandante, Señor Murga, habe mich ſchon einige Monate lang erwartet. Wir fuhren in großem Gepränge hinüber — ein Soldat blies dazu in den Bugen des Bootes das Cornet, — und nachdem wir gelandet waren, begaben wir uns nach einem Kaufladen, den ein Mann, Namens Don Fermin, hatte, und wurden dort ſämmtlich in ein hinter dem Laden befindliches Zimmer geführt, wo die Indianer ihre Felle und Federn zum Handel auslegten. Mein Freund, der Unterofficier, hatte mich verlaſſen, weil ich es ablehnte, meine Briefe irgend Jemandem zu übergeben, als dem Commandante ſelbſt, und dieſer war zur Zeit in Patagones, das achtzehn Stunden von der Guardia liegt. Mittlerweile gab ich auf den Handel Acht, der zwiſchen Don Fermin und den Indianern vor ſich ging.

Hin und wieder kamen Leute und betrachteten uns, als wenn wir irgend eine fremde Art wilder Thiere wären. Da ich aber mit dem Handel Nichts zu thun hatte, ſo hieß den Fremdling Niemand willkommen, und ich machte mir von der Höflichkeit der Einwohner

einen ſchlechten Begriff; doch mag vielleicht mein zottiges Haar und mein Anzug, der gerade nicht der netteſte war, nicht zu meinen Gunſten geweſen ſein.

Die Indianer waren bald im vollen Genuß von etwas Grog und Zwieback und baten mich natürlich, daran theilzunehmen. Nachdem ich einen Biſſen gegeſſen und einen Schluck getrunken hatte, verließ ich, da ich ſah, daß der Handel langſam ging, das Zimmer und traf kurz darauf Herrn Alexander Fraſer und Herrn Grenfell, die Beſitzer einer einige engliſche Meilen weiter unten am Fluſſe gelegenen Eſtancia. Ich ſtellte mich vor und wurde höchſt freundlich empfangen, auch mit Geld verſehen, einem Verkehrsmittel der Civiliſation, von dem ich keinen Heller beſaß, um den Wunſch befriedigen zu können, meine indianiſchen Freunde mit einer oder zwei Flaſchen Wein und Branntwein und einigen Broden zu tractiren.

Herr Fraſer war ſo gaſtfreundſchaftlich, mich zu nöthigen, ſofort mit in ſeine Niederlaſſung zu kommen; da ich aber dem Commandante gern ohne Verzug die Briefe einhändigen wollte, ſo ging ich mit den Indianern wieder über den Fluß hinüber.

Jenſeits deſſelben erhielten wir einen Vorgeſchmack davon, wie es in Rio Negro herging; eines der Pferde fehlte mit Sattel, Lazo und Allem — es war von irgend einem der civiliſirten Einwohner geſtohlen worden. Das Pferd gehörte El Ingles und war Meña zu dem Ritte vom Lager nach der Guardia herab geliehen worden; der Lazo gehörte mir.

Im Lager hatten ſich die meiſten Leute mehr oder weniger betrunken, und Nacho bekam, weil er ſtreitſüchtig war und Luſt zu kämpfen zeigte, eine tüchtige Tracht Schläge, die er reichlich verdient hatte, wurde dann niedergeworfen und gebunden, damit er ſich im Froſte eine Stunde lang abkühlte.

Am Morgen brach ich, von El Ingles und noch einem andern Indianer begleitet, nach Patagones auf; da aber unſere Pferde gar zu müde waren, um nach Patagones zu laufen, ſo übernachteten wir in einem Toldo zu San Xaviel, dem Hauptquartiere des Cacique Linares und ſeiner zahmen Indianer.

Ich quartierte mich in dem Toldo eines gewiſſen Chaloupe ein, und da ich dem Häuptlinge gern die politiſchen Verhandlungen und Beſchlüſſe mittheilen wollte, ſo begab ich mich nach dem Abendeſſen zu Pferde hinter einem andern Reiter, der, wie ſich zeigte, ein Bru-

der Roque Pinto's war, nach des Häuptlings Reſidenz, einem langen, niedrigen Hauſe.

Ich mußte ein wenig warten und wurde dann in die Sala geführt, wo die beiden Weiber des Häuptlings ſaßen und nähten. Es wurde der gewöhnliche Maté aufgetragen, und ich wartete lange vergebens auf den Häuptling; er war ausgeritten, um ſeine Leute zu ſammeln; ſie ſollten einige von Calfiçura's Indianern verfolgen, die kürzlich Rinder aus dem Thale fortgetrieben hatten.

Endlich ſagte ich meinen ſchönen Wirthinnen gute Nacht, ließ meinen Gefährten kommen, der in der Küche Maté getrunken hatte, und trat die Rückkehr an. Wir waren kaum hundert Meter weit, als wir das Getrampel nahender Reiter hörten und mein Gefährte aus Furcht vor „Unfällen" ſtrenges Stillſchweigen gebot; wir zogen die Zügel an und lenkten unſere Roſſe in den Schatten einiger Bäume, bis wir die Leute vorbei reiten hörten. Als ihre Stimmen allmälig in der Ferne verhallt waren, ritten wir weiter und ſetzten unſer Geſpräch wieder fort; im Verlauf deſſelben ſagte er mir, es ſei unſicher, in der hieſigen Gegend des Nachts Leuten zu begegnen, man müßte denn gut bewaffnet ſein. Ich machte etwas große Augen dazu und ſtellte mancherlei Betrachtungen über die Wohlthaten an, welche die Civiliſation den Indianern verlieh.

In Chaloupe's Toldo fand ich Antonio Linares, den Bruder des Häuptlings. Er hatte eine Flaſche Cognac mitgebracht, und bei einem Glaſe deſſelben ſagte ich ihm, was ich hier zu verrichten hätte. Er verſprach, die Angelegenheit fördern zu wollen, und nachdem er noch einen Schlaftrunk genommen, entfernte er ſich, um noch mehr Zechgenoſſen aufzuſuchen. Dieſer junge Mann war ſehr gut gekleidet; er hatte Tuch-Ponchos und Chiripas, lederne Stiefeln und reinliche Wäſche an und trug im Gürtel einen Revolver. Er theilte mir ſcherzhafter Weiſe mit, daß er irgend Einen geſucht, mit dem er ſich den ganzen Nachmittag gezankt habe, und daß er ihn würde erſchoſſen haben, wenn er ihn gefunden hätte.

Frau Chaloupe machte mir mit Ponchos und meinem eigenen Sattelzeuge ein luxuriöſes Bett zurecht, und überhaupt erwieſen alle Inſaſſen des Toldo mir die größte Artigkeit.

Am Morgen machte ich mich in früher Stunde auf meinem ſchon ganz abgetriebenen Pferde auf, in der Hoffnung, Linares zu ſehen, als ich aber in ſein Haus kam, wurde mir geſagt, er ſei ſchon fort nach Carmen, um den Commandante, Señor Murga, zu ſprechen.

Es wurde mir Maté angeboten; ich nahm ihn aber nicht an, ſondern eilte weiter und holte ihn bald ein, während er am Hauſe eines Freundes hielt und gleich zu Pferde einmal trank. Nachdem ich mich vorgeſtellt und in Geſellſchaft auch ein Glas getrunken hatte, benutzte ich, da unſere Wege uns nach derſelben Richtung führten, mit Freuden die Gelegenheit, mit ihm zu reiten und meine Angelegenheit unterwegs abzumachen.

Nachdem wir eine Stunde geritten waren, ſahen wir Patagones liegen; an dieſer Stelle trennte ich mich von meinem Gefährten und ſchlug den Weg nach der am Ufer des Fluſſes gelegenen Chacra oder dem Landgute Don Pablo Piedra Buena's ein, wo ich hoffte als Gaſt aufgenommen zu werden. Ein halbſtündiger Ritt brachte mich an die Wohnung, da ich aber Niemanden zu Hauſe fand, einen großen Bullenbeißer ausgenommen, ſo fing ich an zu ſuchen, und es dauerte nicht lange, ſo ſtieß ich auf zwei Männer, die eben pflügten. Nach den gewöhnlichen Begrüßungen fragte ich nach Don Pablo; die Männer waren ſehr artig und ſagten mir, er werde bald auf dem Landgute erwartet, wenn ich aber ſogleich nach Patagones ginge, würde ich ihm wahrſcheinlich unterwegs begegnen. Da ich nun gern etwas frühſtücken wollte, ſo gab ich meinem Pferde die Sporen und galoppirte nach der Stadt zu. Der Anblick derſelben war von ferne, wenn ſie auch etwas unregelmäßig ausſah, doch ziemlich impoſant; das Fort und die Gebäude auf dem nördlichen Ufer, die auf einer Anhöhe liegen, traten auffallend hervor, während auf dem ſüdlichen niedrigen Ufer die (ſelbſtverſtändlich unvollendete) Kathedrale und die engliſche Miſſions-Station die bemerkenswertheſten Gebäude waren. Nachdem ich aus Unkenntniß des Pfades einen kleinen Umweg gemacht hatte, kam ich in der unmittelbaren Nähe der ſüdlichen Vorſtadt an, bei der man es, wie bei allen ſpaniſchen Anſiedelungen, alt oder neu, hinſichtlich der Ordnung nicht allzu genau nehmen durfte.

Vor der Stadt zog ſich ein großes Schlammloch hin, das nach einem Regenfall wahrſcheinlich unpaſſirbar war. In der Vorſtadt ſelbſt lagen überall Dünger, Haufen Backſteine und andere Trümmer, ſo daß man ganz vorſichtig auf den Pfaden hingehen mußte.

Da ich gehört hatte, daß der Commandante möglicherweiſe auf die Südſeite herüber kommen werde, um Anſtalten zu einem Pferderennen zu treffen, ſo beſuchte ich eine Pulperia; man hatte mir geſagt, dort würde ich wahrſcheinlich erfahren, wo er ſich aufhielt. Ich

fand daſelbſt Linares und ſeinen Capitanejo (Adjutant), die eben ein Glas Cognac tranken, und wurde von ihnen dem Eigenthümer, Don José Real, vorgeſtellt, der ſeine Dienſte anbot und mir ſagte, daß Commandante Murga in etwa einer halben Stunde erwartet werde. Ich begab mich daher nach der Miſſions-Station, ſtellte mich dort dem Dr. Humble vor, ließ mein nunmehr müdes Pferd in ſeiner Quinta, ruhte ein wenig aus, ging dann wieder nach José Real's Pulperia und fand den Commandante Murga; ich überreichte ihm den Brief von Caſimiro und mein eigenes Empfehlungsſchreiben.

Ich wurde gleich beim erſten Anblick nicht für Señor Murga eingenommen. Er war ungefähr von mittlerer Höhe, in Garibaldi-Hemd, Uniform-Hoſen und Stiefeln und eine Mütze gekleidet, an welcher er die den Oberſten-Rang bezeichnenden Treſſen trug. Er fertigte mich mit den Worten ab, er werde meine Angelegenheit mañana, morgen, beſorgen, eine Antwort, die man in den La Plata-Provinzen auf Alles erhält, ſchlug ſich wahrſcheinlich die Sache aus dem Kopfe und ſprach wieder mit Don José über ein Rennpferd.

Oberſt Murga liebt alle Vergnügungen im Freien; er iſt ein tüchtiger Reiter, ja, ein echter Gaucho, und fehlt Sonntags nach der Meſſe ſelten bei einem Hahnenkampf.

Ueber die Aufnahme, die ich gefunden hatte, etwas verdrießlich, begab ich mich in der Abſicht, über den Fluß nach der Nordſeite hinüberzufahren, nach dem Hauſe des Bootsmannes, klopfte an die Thür und fragte in ſpaniſcher Sprache nach Salomon. Sie wurde von einer gut gekleideten Frau geöffnet, und drinnen bemerkte ich einen breitſchulterigen, wohlgebauten Mann beim Frühſtück. Ich entſchuldigte mich und wollte mich eben wieder entfernen, als er erkannte, daß ich ein Engländer war; er vermuthete, wer ich ſei, zog mich ſogleich hinein und wies mir einen Sitz am Tiſche an, während die Hausfrau Butterbrode ſchnitt und noch mehr Thee bereitete. Ich hatte, wie die Amerikaner ſagen, bedeutenden Hunger, und das Butterbrod und der Thee ſchmeckte mir ſo gut, wie mir noch nirgends eine Mahlzeit geſchmeckt hatte. Die freundliche Aufnahme, die ich bei dieſer aufrichtigen walliſiſchen Familie fand, wird mir immer eine angenehme Erinnerung an Patagones bleiben.

Als ich mit Salomon das Haus verließ, begegneten wir Don Pablo. Er begrüßte mich ebenſo herzlich, und wir begaben uns mit mit ihm zuſammen nach dem nördlichen Ufer hinüber, wo mein Freund ſein Haus mir zur Verfügung ſtellte; ich quartierte mich

daher bei ihm ein, nahm die nöthigen Waſchungen vor, verkürzte meinen zwölfmonatlichen Haarwuchs bis auf eine ſchickliche Länge, legte einen vollſtändigen neuen Anzug an, der aus Señor Aguirre's Geſchäft gebracht wurde, und fühlte nun, daß ich wieder ein civiliſirter Chriſtiano war.

An jenem Nachmittage ſtellte mich Don Pablo mehreren ſeiner Verwandten vor, die Alle höchſt freundlich und liebenswürdig waren, und in ihrer angenehmen Geſellſchaft gab ich den Gedanken, zu den Indianern zurückzukehren, den ich bis dahin gehegt hatte, auf; anſtatt deſſen entſchloß ich mich jetzt, Meña und Nacho mit den Antworten auf die Briefe und einigen Lebensmitteln zurückzuſenden und in Patagones zu warten, bis die Uebrigen ankamen; in der Zwiſchenzeit wollte ich mir den Ort betrachten und ſehen, welche Ausſichten er für die Zukunft habe.

Neuntes Kapitel.

Die Rio Negro-Anſiedelungen.

Patagones oder die alte Stadt Carmen. — Das Fort und die Gebäude. — Die ſüdliche Stadt. — Die engliſche Miſſion. — Die Beſtandtheile der Bevölkerung. — Die Neger. — Die Verbrecher. — Geſetzloſer Zuſtand des geſellſchaftlichen Lebens. — Der Gottesacker. — Die frühere Geſchichte der Colonie. — Eine gelungene Kriegsliſt. — Das Rio Negro-Thal. — Villarino's Fahrt den Fluß hinauf. — Roſas' Feldzug. — Die Inſel Choelechel. — La Guardia Chica. — Die Eſtancia der Herren Kincaid. — Alte indianiſche Gräber. — Feuerſteinwaffen. — Der Schäfer und die Pumas. — Die Eſtancia San Andrés. — Die Indianer und die Coloniſten. — Calficura's Einfall. — Die Angriffsweiſe der Indianer. — Die zahmen Indianer. — Anſicht des Thales. — Der Handel von Patagones. — Fruchtbarkeit des Bodens. — Der Rio Negro-Wein. — Der Waidmann. — Rath für Auswanderer. — Verhandlung mit Oberſt Murga. — Die von der Regierung den Häuptlingen bewilligten Gehalte und Gaben. — Caſimiro tritt wieder auf. — Die Tehuelchen in der Stadt. — Abſchied der Tehuelchen. — Das walliſiſche Utopien. — Das geſellige Leben in Patagones. — Endlich das Dampfſchiff. — Geſtrandet. — Der Lootſe. — Pat Sweeny. — Abſchied von Patagonien.

Da ich zur Zeit nicht daran dachte, daß die emporblühenden Anſiedelungen am Rio Negro bisher einer ausführlichen Beſchreibung entgangen ſein könnten, ſo habe ich, offen geſtanden, während meines Aufenthaltes die Pflicht verſäumt, ein Tagebuch zu führen; den Stoff zu der folgenden Beſchreibung von Patagones, die ſich mir zu guter Letzt doch als eine nothwendige Ergänzung meiner Reiſe aufdrängte, haben daher nur Erinnerungen geliefert.

Der Name Patagones, der, wie es ſcheint, die künftige Hauptſtadt von Patagonien bezeichnen ſoll, hat den urſprünglichen Namen

El Carmen, den dieſe Anſiedelung zu Ehren Unſerer lieben Frau vom Carmen (Nuestra Señora del Carmen) erhielt, unter deren Schutz ſie geſtellt wurde, vollſtändig verdrängt.

Die heutige Stadt, die an einer Krümmung des Rio Negro, gegen achtzehn engliſche Meilen vom Meere liegt, beſteht aus zwei, durch den hier ungefähr vierhundertundfünfzig Meter breiten Fluß getrennten Theilen, dem älteren und wichtigſten auf dem nördlichen Ufer, wo die Behörden und vornehmſten Leute ihren Wohnſitz haben, und einer neuen, unter dem Namen El Merced bekannten Vorſtadt auf dem ſüdlichen Ufer, die, obgleich erſt jüngſt entſtanden, am Ende mit dem nördlichen Theile zu rivaliſiren droht. Der Verkehr zwiſchen beiden wird durch Boote vermittelt, mit welchen man faſt alle Stunden überfahren kann.

Auf dem nördlichen Strande, ſeiner Niederlage gegenüber, hat Señor Aguirre, der große Capitaliſt, Bankier und das Factotum des Ortes, einen hölzernen Hafendamm herſtellen laſſen, damit das Dampfſchiff mit größerer Leichtigkeit ausladen kann. Es iſt wahrſcheinlich, daß die Nordſeite in Zukunft ihre Wichtigkeit noch einige Zeit behält, weil auf der Südſeite, wo bei niedriger Ebbe eine große Schlammbank bloßgelegt wird, die, wenn man das Ufer erreichen will, paſſirt werden muß, gleiche Erleichterungsmittel zur Landung der Güter fehlen.

Die Lage, die der Gründer für Carmen wählte, vereinigte Sicherheit mit leichtem Zugange zum Fluſſe. Die Barranca tritt an dieſer Stelle vor und kommt der Flußkrümmung gleichſam entgegen, ſo daß dazwiſchen nur ein ſchmaler Raum bleibt. Ein etwas ſteiler Hügel erhebt ſich zu einem Plateau, das nach Norden oder hinter der Stadt ſtufenweiſe wieder zu dem Niveau der Pampa abfällt. Der Kamm iſt mit einem Fort gekrönt, und am Abhang zieht die Stadt ſich hinauf, bei deren Anlegung man ſich mit ängſtlicher Gewiſſenhaftigkeit an den vorgeſchriebenen Bauplan gehalten hat, obgleich der Fremde wegen der Geſtaltung des Bodens die Regelmäßigkeit ihrer Gaſſen und Cuadros nicht ſehr merkt. Nächſt dem Fort ſind die hervorragendſten Gebäude das Haus des Commandante, ein prätentiöſes rothes Backſteingebäude, und die alte Kirche Nueſtra Señora del Carmen, ein unbedeutendes Bauwerk, beide ein wenig unterhalb des Hügelkammes und gleichſam unter den Flügeln des Fort gelegen.

Das Fort ſelbſt, das den Kamm des Hügels oder der Barranca

krönt, sieht in der Ferne imposant aus; wenn man es aber in der Nähe betrachtet, so verschwindet die Täuschung, und seine völlige Nutzlosigkeit zu Vertheidigungszwecken tritt dann deutlich hervor. Die Mauern sind in jämmerlichem Zustande, und der ganze Bau ist so verfallen, daß, als eines der im Rio de la Plata stationirten amerikanischen Kanonenboote vor etwa vier Jahren den Ort besuchte und, wie sich's gebührte, mit seiner großen Kanone die argentinische Flagge salutirte, durch die bei dem Anprall des Schusses entstandene Erschütterung ein Theil der nach dem Flusse zu stehenden Mauer herunterfiel! Die Ausrüstung besteht aus einigen Feldgeschützen, die offen auf der Brustwehr liegen und sehr wenig Nutzen haben, da eine einzige gut gerichtete Bombe das ganze Bauwerk zerstören würde; wenn man jedoch die Lage zur Herstellung einer mit heutigen Geschützen versehenen starken Batterie benutzte, so könnte man die Zugänge zur Stadt auf allen Seiten völlig beherrschen und leicht vertheidigen.

Die Plaza oder der Marktplatz liegt unmittelbar hinter dem Fort, das die eine Seite bildet; auf derselben stehen einige comfortable Häuser, von welchen jedoch mehrere erst im Bau begriffen waren. Der Zustand der Gassen ist sehr schlecht, besonders derjenigen, die den Hügel herab nach dem Flußufer gehen; an manchen Stellen sinkt der Fußgänger bis an die Knöchel in den Sand, an anderen stolpert er über holprige Sandsteinmassen. Der anmuthigste Theil der Stadt ist die Gasse, die von dem Hafendamme und der Niederlage aus landeinwärts um den Fuß des Hügels herumläuft; hier ist eine beträchtliche Fläche niedrig gelegenen Landes, die hinter den auf der Ostseite befindlichen Häusern beginnt und sich von da bis zum Flusse erstreckt, zu Gärten oder Quintas angelegt, in welchen allerlei Fruchtbäume stehen, und hinter denen sich längs der Wasserseite eine Reihe hoher Pappeln hinzieht.

Eines dieser Häuser war die gastliche Wohnung meines hochgeschätzten Freundes Don Pablo Piedra Buena. Es war ein langes niedriges Haus, aus in der Sonne getrockneten Backsteinen gebaut und übertüncht. Wir hatten das eine, aus drei Zimmern bestehende Ende inne, während der nächste Theil von Don Ramirez, Capitän des Transport-Dampfschiffes „Choelechel" (das nicht weit davon, der Quinta gegenüber, vor Anker lag), und seinem Weibe bewohnt wurde. Die übrigen Zimmer hatte Don Domingo, ein Italiener, als Restaurant und Hôtel in Miethe. Außer Don Domingo's Gast-

wirthſchaft hatte die Stadt noch ein anderes Hôtel, das Señor Aguirre's Eigenthum war und dicht an ſeiner Niederlage und ſeinem Hafendamme lag; es war ein ſchönes und gut gebautes ſteinernes Haus, das einzige von dieſem Material, das ich in Patagones bemerkte; die übrigen Gebäude waren faſt alle von Backſteinen, außer im Negerviertel, wo ſie einfache Adobehäuſer waren. Aus welchem Material ſie aber auch gebaut ſein mochten, in allen Theilen der Stadt waren viele der Gebäude, wie das Fort, in höchſt baufälligem Zuſtande, und eine reichlichere Uebertünchung würde, wenn die Bewohner es nur wüßten, eine Menge Sünden, ſowohl gegen den äußeren Anſtand, als gegen die innere Reinlichkeit decken.

Auf dem ſüdlichen Ufer erſtreckt ſich von dem Fluſſe aus eine beträchtliche Fläche niedrig gelegenen Landes und wird bei hohen Springfluthen leicht überſchwemmt. Sie wird dem Weizenbau gewidmet und zu dieſem Zwecke durch hergeſtellte Gräben mangelhaft entwäſſert. Ueber dieſe Flächen führt eine Chauſſee — deren Herſtellung man hauptſächlich den Bemühungen meines Freundes, des walliſiſchen Bootsmannes Salomon verdankt — nach der neuen Stadt El Merced, die auf dem höheren Terrain liegt, wo ſie von den Ueberſchwemmungen nicht betroffen wird. Auch dieſe iſt nach dem allgemeinen Bauplane angelegt, und nach den Backſteinhaufen und den vielen zu künftigen Häuſern abgeſteckten Bauſtellen zu urtheilen, nimmt ſie an Größe und Bedeutung raſch zu. Die Straßen jedoch waren zur Zeit meines Beſuches in einem ebenſo abſcheulichen Zuſtande wie auf der Nordſeite, und vor der Stadt lagen Dünger und Schutt und verbreiteten ſchädliche Ausdünſtungen, während der Pantaño oder das Schlammloch für Freund wie Feind eine unüberſchreitbare Barrière zu bilden ſchien. Die bemerkenswertheſten Gebäude waren: erſtens die neue Kirche der Señora del Merced auf der Plaza, die mit ihren zwei Thürmen ihre ältere Nebenbuhlerin del Carmen auf der Nordſeite völlig in den Schatten ſtellte; ſodann die engliſche Miſſions-Station, ein beträchtliches Gebäude, das zwei Seiten eines freien Platzes einnahm, und deſſen einer Flügel den als Kapelle benutzten Raum enthielt, während in dem andern die Wohnung und Apotheke des Miſſionär, Sr. Ehrwürden Dr. Humble's, ſich befand. Dieſer Herr, deſſen Gaſtfreundſchaft ich häufig genoß, vereinigte in ſeiner Perſon die Functionen des Arztes und des Geiſtlichen. Was die Miſſion betrifft, ſo waren dem Anſchein nach die Bekehrten nicht zahlreich; ja, ein indianiſches Mädchen,

das die Magd und Amme machte, schien die einzige zu sein. Die ganze Anstalt war bis in's Kleinste sauber und reinlich und bildete zu den ringsum stehenden Gebäuden einen angenehmen Contrast. Vor dem Hause erstreckte sich eine beträchtliche Strecke Landes bis zum Flußufer, die zum Theil in einen anmuthigen Garten oder eine Quinta umgewandelt war, während das übrige zur Weide für die Pferde der Anstalt benutzt wurde; am unteren Ende war ein Graben hergestellt, der für das Boot des ärztlichen Missionär einen Hafen abgab.

Dr. Humble hatte früher eine Kinderschule, gab sie aber auf, ich glaube, weil der Padre Einspruch that. Die Kirche war Sonntags, wo, um die Stunde anzudeuten wenn Gottesdienst ist, die britische Flagge aufgezogen wird, in der Regel ziemlich voll, und da der Gottesdienst zur Hälfte in spanischer Sprache gehalten wurde, so waren gewöhnlich die einheimischen Bewohner stark vertreten — Manche kamen vielleicht in der Absicht, von dem Pastor in seiner ärztlichen Eigenschaft Rath zu erhalten, in der seine Geschicklichkeit und Menschenfreundlichkeit ihn verdientermaßen beliebt machte.

Nach Sir Woodbine Parish betrug die Bevölkerung von Patagones im Jahre 1832 nicht mehr als 800. Obgleich mir keine statistischen Hülfsmittel zur Verfügung standen, durch die ich genaue Auskunft erlangen konnte, so möchte ich doch die gegenwärtige Einwohnerzahl auf nicht weniger als 2000 schätzen, und sie wird wohl diese Zahl noch übersteigen.

Die Einwohner theilen sich in vier sehr deutlich bestimmte Klassen: 1. die Nachkommen der ursprünglichen und alten spanischen Ansiedler; 2. die neueren fremden Einwanderer; 3. die Neger, und 4. die aus der argentinischen Republik hierher gesandten Verbrecher.

Die Nachkommen der ursprünglichen Ansiedler, die aus irgend einem unbekannten Grunde von ihren Mitbürgern „Malagatos" genannt werden, zeigen im Namen wie im Charakter ihre unvermischte Abstammung von den handfesten Gallegos oder Ansiedlern aus Galicia. Durch Wechselheirath eng verbunden, bilden sie gleichsam eine einzige Familie, von der fast jedes Glied entweder ein Crespo oder ein Real ist. Obgleich sie bis jetzt sich vor jeder Mischung ihrer „**sangre azul**" durch Verbindung mit Ausländern — vielleicht Engländer ausgenommen — mit ängstlicher Besorgniß hüteten, so zeichnen doch die Männer sich durch gastfreundschaftliche Zuvorkommenheit und Artigkeit aus, und die Damen würden in feiner Lebensart,

Grazie und Schönheit jene von ganz Alt-Spanien und den argentiniſchen Provinzen noch überbieten. Ein bemerkenswerther Charakterzug war, daß Männer wie Frauen eine noch weit höhere Achtung vor der Religion an den Tag legten, als ich in anderen katholiſchen Ländern je beobachtet hatte. Jedermann machte es ſich zur Pflicht, ſo oft Meſſe gehalten wurde, derſelben beizuwohnen. Ich befand mich unter den Gäſten, als Don Benito Creſpo zur Feier des Geburtstages ſeiner Tochter, der zufällig in die Zeit der Novena zu Ehren der Santa Roſa fiel, eine Tiſchgeſellſchaft gab; als zur Veſper geläutet wurde, ſtand Jedermann vom Tiſche auf und eilte in die Kirche.

Der zweite Theil der Bevölkerung — die Ausländer — ſtellen eine buntſcheckige Gruppe von Menſchen aller Nationen dar, doch ſind die Mehrzahl Italiener und baskiſche Spanier. Franzoſen, Engländer, Walliſer, Schweizer und Deutſche gibt es einige.

Die Neger ſind die Nachkommen von Sklaven, die, als der Sklavenhandel geſetzlich erlaubt war, der Gouverneur, ein Franzoſe Namens Viba, Caſimiro's Gönner, einführte. Er ſcheint den Gedanken gehabt zu haben, ſie zum Anbau der Staatsländereien zu verwenden. Sie leben Alle in einem einzigen Viertel der Stadt beiſammen — ſelbſtverſtändlich Jene ausgenommen, die in Dienſte gehen — und haben noch viele alte Traditionen und Sitten. Sie werden von den Gauchos „Blandequis" genannt, was wohl aus Mandingo corrumpirt iſt, und ſind ſchöne, arbeitſame Menſchen, die durch ihren Fleiß und ihren Charakter überhaupt von dem heruntergekommenen Typus der Neger in Braſilien weit verſchieden ſind. Wie groß ihre Zahl iſt, weiß ich nicht genau, doch wurde mir geſagt, es ſeien ihrer ehedem viel mehr geweſen; an ihrer raſchen Abnahme ſeien die Aushebung zum Militär und die Verheerungen der Blattern, jener allgemeinen Geißel, Schuld.

Als letzter Beſtandtheil der Bevölkerung kommen die Verbrecher. Carmen wurde ſchon in früher Zeit zu einem „Preſidio" oder einer Strafcolonie an der Grenze gemacht und hat in dieſer Hinſicht Aehnlichkeit mit Punta Arena; aber die ſtrenge Mannszucht der chiliſchen Colonie fehlt in Patagones ganz und gar. In den letzteren Ort werden fortwährend Heerflüchtige, Räuber und Verbrecher aller Art gebracht, die von Buenos-Ayres herabgeſchickt werden. Dieſe Leute werden bei ihrer Ankunft entweder als Soldaten angeworben, oder man läßt ſie der Geſellſchaft zur Laſt laufen und arbeiten, wo und

wie es ihnen beliebt, oder sich sonstwie ein Unterkommen suchen. Sie können zwar nicht entfliehen, weil zu Wasser davon zu kommen keine Möglichkeit ist und davor, daß sie sich in's Innere begeben, die Gefahr des Todes oder der Gefangenschaft unter den Pampa-Indianern, die fast mit Gewißheit droht, genügende Sicherheit bietet; aber darüber hinaus wird kein Zwang ausgeübt und die Freiheit in keiner Weise beschränkt. Pferdediebstahl ist, im Fall das Thier unbewacht gelassen wird, eine moralische Gewißheit, und Räubereien aller Art kommen häufig vor und werden fast gar nicht bestraft, während bei Mord in den seltenen Fällen, wo die Verbrecher entdeckt werden, weiter nichts geschieht, als daß der Mörder nach Buenos-Ayres zu einer Untersuchung zurückgeschickt wird, deren Ergebniß das Urtheil ist, daß er wieder nach dem Rio Negro transportirt werden soll. Ich wurde auf einen gewissen Mann Namens Ruiz aufmerksam gemacht, der wegen begangener Mordthaten viermal nach und von Buenos-Ayres hin und her geschickt worden war. Dieser Mann rühmte sich öffentlich, daß, wenn er eine kleine Reise machen wolle, er nur Jemanden zu tödten brauche. Ein Anderer, der, indem er eine gefälschte Anweisung vorzeigte, dem Bischof von Buenos-Ayres eine Uhr mit Juwelen geraubt hatte, versah im Hôtel die Stelle des Billardmarqueur und wurde als ein ziemlich braver und gewandter Bursche betrachtet. Die Ordonnanz des Commandante war ebenfalls ein wegen Todtschlages herabgeschickter Mann. Wie der gesellschaftliche Zustand ist, wenn diese Raufbolde — deren jeder ein Messer bei sich hat, das er bei der geringsten Gelegenheit anwendet — so frei umherlaufen dürfen, kann man sich besser vorstellen als beschreiben.

Mein Freund Don Pablo wurde eines Abends dicht an seinem Hause angefallen, kam aber glücklicherweise ohne Verletzung davon. Mord kommt jede Woche vor, und Jedermann muß irgend eine Waffe zur Selbstvertheidigung bei sich führen, während wenig Leute daran denken, ohne Revolver die Stadt zu verlassen.

Bei dem völligen Mangel an gesetzlichem Schutz kam unter einigen der Ausländer der Plan zur Sprache, einen Wachsamkeits-Ausschuß einzusetzen, nach dem einfachen Grundsatze des gegenseitigen Schutzes und Einverständnisses, jedes Unrecht, das einem Mitgliede der Gesellschaft zugefügt wird, zu rächen. Wie Sir Lucius seinen Freund mit der Bemerkung tröstete, daß man „in der Abtei bequem liege", so können die schutzlosen Einwohner von Patagones stolz

darauf sein, daß sie einen vortrefflichen neuen Gottesacker besitzen. Er liegt ungefähr eine halbe englische Meile außerhalb der Stadt nach Norden, ist mit einer Backsteinmauer umgeben, in welcher sich eiserne Thore befinden, und wird in sauberem und ordentlichem Zustande erhalten. Ein wenig östlich von demselben, näher an der Stadt, liegt der alte Gottesacker, der, als ich ihn besuchte, in seinem vernachlässigten Zustande zu dem neuen einen traurigen Contrast bildete; die Schlamm-Mauer war an vielen Stellen durchbrochen; die Särge ragten aus dem Sande hervor, so daß man sie sah, und waren in manchen Fällen gar nicht zugedeckt; Schädel und Gebeine lagen frei da, und um der Sache die Krone aufzusetzen, sprang aus einem der Särge eine Katze heraus, die in demselben ihre Wohnung aufgeschlagen hatte. Ich war ganz erstaunt, daß die Bewohner den Gebeinen ihrer verstorbenen Vorfahren so wenig Achtung erwiesen, und machte darüber gegen meinen Gefährten einige Bemerkungen; er zuckte die Achseln und murmelte Etwas, das wie das unvermeidliche „Mañana“ klang.

Die interessantesten Ueberreste von den ersten Gründern der Colonie sind eine Anzahl Höhlen oder ausgehöhlte Wohnungen, die sich in der vier englische Meilen unterhalb der Stadt stehenden Sandsteinklippe befinden. Sie enthalten drei oder vier in einander führende und acht bis zehn Fuß im Geviert große Kammern. In der einen bemerkte ich eine Art Trog, der in den Sandstein ausgehöhlt war und mehr einem Futtertroge, als irgend etwas Anderem glich. Die Tradition erzählt, diese Höhlen seien von den ersten Ansiedlern als Wohnungen oder auch als Verstecke benutzt worden, wo sie in Zeiten, in denen sie mit den Indianern im Kriege lagen, sich oder ihr Vieh verbargen.

Unter der spanischen Herrschaft machte die Colonie, ungeachtet man alle anderen Ansiedelungen, mit welchen man es an der patagonischen Küste versucht hatte, wieder aufgab und dadurch die ganzen Vortheile, die aus dem werthvollen Walfisch- und Seehundsfange entsprangen, den Bewohnern von Carmen überließ, nur langsame Fortschritte. In ihrer Trägheit ließ sie diese Fundgrube des Reichthums unbebaut, und sie fiel englischen und amerikanischen Fischern in die Hände, die sie bis in die neuere Zeit betrieben haben. Die argentinische Regierung hat ihre Ansprüche geltend gemacht und die Fischereien Don Luiz Buena in Pacht gegeben, mit der Vollmacht, allen Unberechtigten den Fischfang zu verwehren; aber ich fürchte,

die Fiſchereien tragen nicht ſo viel ein, als ſeine energiſche Thätigkeit eigentlich verdiente. Die Anſiedler von Carmen trieben abwechſelnd mit den Indianern Handel und wurden dann wieder von ihnen geplündert; ſie zogen den Gewinn, den dieſer zweifelhafte Verkehr brachte, dem gefährlichen, wenn auch einträglichen Walfiſch- und Seehundsfange vor. Daß die Feindſeligkeit der Indianer mit der Concentration der ſpaniſchen Macht am Rio Negro Etwas zu thun hatte, geht aus einer Thatſache hervor, die in den ſpaniſchen Berichten gefliſſentlich weggelaſſen worden iſt. Die Indianer bewahren genau eine Tradition des Inhalts, daß die erſten Coloniſten in Port Deſire den Zorn der Eingebornen erregten, und daß dieſe einen erfolgreichen Angriff machten; die Coloniſten zogen ſich in die Kirche zurück und wurden dort ſämmtlich von den Eingebornen umgebracht. Die noch vorhandenen Gebäude und Fruchtbäume ſind die einzigen Denkmäler, die aus der Zerſtörung dieſer Colonie übrig geblieben ſind.

Von der Zeit an, wo die ſüdamerikaniſchen Colonien ihre Unabhängigkeit verfochten, nahm Patagones, wie ſchon gezeigt wurde, an der in Folge deſſen eingetretenen Zunahme der Bevölkerung und Entwickelung des Handels theil. Seitdem Woodbine Pariſh ſchrieb, hat die Bevölkerung ſich ſtark vermehrt und der Werth des Eigenthums iſt bedeutend geſtiegen, und wenn auch die „alten Einwohner" ſich gegen mich über den Mangel an Fortſchritt beklagten, ſo bewies doch die zunehmende Nachfrage nach Grundbeſitz und Häuſern und der Preis, der zu jener Zeit dafür gegeben wurde, das Gegentheil. Einen Fall in ſeiner Geſchichte dürfen wir nicht übergehen. Während des Krieges zwiſchen den Braſilianern und dem Argentiniſchen Bunde zeichneten ſich die Bewohner von Patagones dadurch aus, daß ſie eine braſilianiſche Expedition, die den Ort unterwerfen ſollte, ſchlugen und gefangen nahmen. Die Geſchichte wurde mir folgendermaßen erzählt: Ein ſtarkes Corps Braſilianer landete in der Nähe der Meeresküſte, marſchirte zu Lande nach Patagones zu und machte ungefähr eine Stunde nördlich von der Stadt Halt. Die Beſatzung, die etwa fünfzig reguläre Soldaten und einige Freiwillige zählte, that, mit einer großen Menge farbiger Ponchos verſehen, einen Ausfall. Sie ſtellten ſich hinter einem Hügel auf, der ſie vor dem Feinde, welcher ihre wirkliche Stärke nicht kannte, verbarg; dann ſchwärmten die ſchlauen Männer von Carmen aus, als wollten ſie eine Recognoſcirung vornehmen, und zogen ſich

wieder zurück, aber nur um ihre Ponchos zu wechseln und als frisches Detachement noch einmal zu erscheinen; durch diese wiederholten Scheinangriffe und Verwandlungen wurde der Feind verleitet, die wirkliche Zahl der argentinischen Truppen beträchtlich zu überschätzen, und zögerte, eine dem Anschein nach so starke Macht anzugreifen. Nach Einbruch der Nacht wurde das in der Nähe des Bivouaks des einrückenden Heeres stehende Kräuterwerk in Brand gesteckt. Durch den Rauch bestürzt gemacht, zogen die Brasilianer sich zurück, aber hinten traten ihnen wieder Feuer entgegen, und da sie sich dem Anschein nach umzingelt und einer überlegenen Anzahl gegenüber sahen, so capitulirte ihr Anführer. Die Wahrheit dieser Geschichte wird dadurch bestätigt, daß im Flusse noch immer das Wrack eines brasilianischen Kriegsschiffes zu sehen ist.

Um sich einen richtigen Begriff von den Hülfsquellen zu machen, die Patagones als Colonie besitzt, muß man nothwendig das fruchtbare Thal des Rio Negro kennen. Es mag daher eine Beschreibung desselben folgen. Bei Weitem die größere Strecke dieses Thales ist noch ebenso unangebaut wie zu der Zeit, als Don Basilio Villarino es zum ersten Mal bereiste. Villarino fuhr unter Viedma's Befehl den Fluß hinauf, um dessen Quelle zu ermitteln. Sein Tagebuch ist noch vorhanden und findet sich in De Angelis' Sammlung; einen werthvollen Auszug desselben hat Sir Woodbine Parish gegeben; doch ist es lange genug her, um in unserm schnellen Zeitalter fast vergessen zu sein. Er fuhr mit Barkassen zuerst bis zur Insel Choelechel hinauf, die er als einen Vorposten gegen die Indianer zu befestigen empfahl; von da gelang es ihm nach unglaublichen Schwierigkeiten, obgleich er mit den Eingebornen in gutem Vernehmen blieb, den Fuß der Cordillera zu erreichen. Hier traf er die Araucanier (von mir Manzaneros genannt) und hatte, da sie sich freundschaftlich gesinnt zeigten, große Hoffnung, mit ihrem Beistande bis nach Valdivia zu kommen; da wurden unglücklicherweise die Indianer unter sich uneins, und in dem Handgemenge wurde einer der Häuptlinge getödtet. Der Häuptling, der an dem Tode dieses Mannes Schuld war, kam mit seinen Leuten zu den Spaniern und bat um Hülfe, die ihm versprochen wurde. Dies führte dazu, daß die ganzen übrigen Indianer ein Bündniß schlossen und den Spaniern, deren Namen sie noch bis auf den heutigen Tag verabscheuen, den Krieg erklärten. Villarino mußte seine Absicht, Valdivia zu erreichen, aufgeben und entschloß sich, wenn auch ungern, zur Rück-

kehr. Nachdem seine Verbündeten ihn mit Aepfeln und Piñonen versorgt hatten, fuhr er demnach den Fluß hinab und nach Carmen zurück.

Nach der Beschreibung dieser Reise und besonders nach der Mittheilung, daß er an dem fernsten Punkte, den er erreichte, Aepfel und Piñonen erhalten habe, möchte ich fast annehmen, daß dieser Punkt nahe an der Stelle lag, wenn nicht gar genau dieselbe war, wo wir auf unsrer Reise nach Las Manzanas den Rio Limay überschritten; sie befindet sich eine oder zwei englische Meilen unterhalb der Stromschnellen, wo Mr. Cox Schiffbruch litt.

Villarino sagt, er sei in seinem kleinen Boote an eine Stelle gekommen, wo der Fluß über abgerundete Steine nach Südwesten lief. Nun war der Punkt, wo Mr. Cox sein Boot verlor, eine allem Anschein nach für ein Boot unpassirbare Stromschnelle; doch ist es möglich, daß Villarino reitende Indianer nahm und sein Boot ziehen ließ, und daß zur Zeit seines Besuches der Zustand des Flusses für die Schifffahrt günstiger war.

Wenn Villarino erwähnt, daß die freundschaftlichen Indianer ihn auf seiner Rückfahrt begleitet und sich unter dem Schutze der Spanier niedergelassen hätten, so kommt man auf den Gedanken, daß dies wohl die Vorfahren der jetzt im Dienste der Regierung stehenden Los Mansos oder zahmen Indianer gewesen sein mögen. Casimiro kannte eine Sage, nach welcher Indianer gegen die ersten spanischen Ansiedler freundschaftlich waren, später aber von ihnen gemißhandelt wurden und, wie ich glaube, sich empörten. Auch Luiz Aguirre behauptete, sein Vater sei einer der ursprünglichen Häuptlinge vom Rio Negro gewesen und hätte längere Zeit mit den Spaniern in Freundschaft gelebt, sei aber endlich, da eine Empörung stattgefunden habe, verhaftet und als Geißel in Carmen behalten worden und dort gestorben. Im Jahre 1832, wo Rosas zum Schutze der Südgrenze seinen großartigen Angriff auf die Indianer machte, sie bis in die Nähe der Cordillera zurücktrieb und sie zwang, sich seinen Bedingungen zu unterwerfen, errichtete er, wie Villarino gerathen hatte, auf Choelechel einen Militärposten. Sein Plan war, glaube ich, von diesem Punkte aus bis nach Mendoza eine Kette von Forts anzulegen, dadurch die innerhalb der Kette sich aufhaltenden Salinas-Indianer in Ruhe zu halten und die Araucanos bis in ihre heimathlichen Thäler der Cordillera hinaufzutreiben.

Dieser Plan kam nie zur Ausführung, und der Posten, der

den Namen Isla de Rosas erhielt, wurde wieder aufgehoben. Rosas war, trotzdem er die Indianer geschlagen und zurückgetrieben hatte, doch sehr beliebt unter ihnen, und als er gestürzt wurde, suchte ein Verwandter von ihm, Don Pedro Rosas, mit seiner Artillerie und seinem Bataillon Zuflucht in den Salinas. Orkeke und mehrere Freunde von mir erkundigten sich oft nach Rosas; sie sagten, „er sei ein guter Mann gewesen" u. s. w.

Die nächste Expedition den Fluß hinauf wurde nur ein Jahr vor meiner Ankunft am Rio Negro unternommen, wo das Dampfschiff „Choelechel", von einem Landheer unter dem Commandante Murga begleitet, bis zur Insel hinauffuhr. Man fand die Insel von Indianern besetzt, und wie man sagte, hielt sich unter ihnen ein Europäer auf und übte die Häuptlingsgewalt aus. Er wollte zwar mit dem argentinischen Befehlshaber Nichts zu thun haben, und es fand daher kein Verkehr statt, aber es ist höchst wahrscheinlich, daß dieser Mann der berühmte Franzose Aurelie I. war, der eine in Rio Negro gelandete und nach der Insel hinaufgeschaffte Lieferung Waffen erhalten haben sollte. Die Expedition hielt es nicht für angemessen, die Indianer zu beunruhigen; sie kehrte daher zurück und hatte als Ergebniß ihrer Reise nicht viel aufzuweisen.

Man hatte die Absicht, eine andere Expedition abzusenden, aber ich habe bis jetzt von meinen Freunden in Patagones, mit denen ich in Briefwechsel stehe, noch nicht gehört, ob etwas daraus geworden ist; sie wird wahrscheinlich bis auf „mañana" verschoben.

Die große Insel Choelechel, die ich, da ich sie nie besucht habe, nur nach der Beschreibung kenne, scheint nicht blos vom militärischen Gesichtspunkte aus eine wichtige Station, sondern auch zum Landbau vortrefflich geeignet zu sein; ihrer Besitznahme zu diesem Zwecke stehen jedoch einige Gründe entgegen; der erste ist die unzweifelhafte Feindseligkeit der Indianer gegen jedes Unternehmen, das dahin zielt, das Land in Besitz zu nehmen, das sie als das ihrige betrachten, der zweite, die Entfernung der Insel von Carmen oder Patagones, als dem Orte, von welchem aus, gesetzt die ersten Schwierigkeiten wären überwunden, sich Geräthe hinaufschaffen und Producte einführen ließen. Eine Eisenbahn oder ein Rinnenschienenweg würde allerdings das ganze Thal des Flusses hinab mit geringen Kosten herzustellen sein, oder es würden auch Dampfbarkassen von gehöriger Kraft, die zum Holzbrennen eingerichtet sind, ein ausreichendes Verkehrsmittel abgeben. Der gegenwärtige Regierungs-

dampfer „Choelechel" geht zu tief im Waſſer und hat zu geringe Dampfkraft, als daß er auf dem Fluſſe ſich brauchen ließe und zur Entwickelung des Landes weſentlich beitrüge. Der Capitano Major Ramirez machte, ehe das Schiff nach dem Rio Negro gebracht wurde, die Regierung auf dieſe Fehler aufmerkſam, aber ſeine Anſicht wurde verworfen.

Foyel und ein Cacique Namens Limaron, der Territorial-Rechte auf die Inſel beanſprucht, hatten den Plan, Choelechel und andere vortheilhafte Stellen anzubauen; ſie wollten zu dieſem Zwecke an die Arbeit gewöhnte valdiviſche Anſiedler von jenſeits der Cordillera einführen, und ihre Bedürfniſſe und Geräthe von Carmen beziehen.

Die gegenwärtige Grenze der Anſiedelung im Thale nach jener Seite hin iſt der vorgeſchobene Militärpoſten Namens La Guardia Chica, der etwa ſieben Stunden oberhalb der zweiten Guardia und gegen fünfundzwanzig Stunden von Carmen liegt. Der Poſten beſteht, glaube ich, noch nicht lange und war vor zwei Jahren der Schauplatz eines Aufſtandes unter der Beſatzung, der mir an unſerm Lagerfeuer in Las Manzanas von Rouque Pinto, welcher augenſcheinlich, wenn nicht als Thäter, doch wenigſtens als Zuſchauer dabei geweſen war, genau geſchildert wurde. Die Truppen, die nach ſeiner Ausſage meiſtens Ausländer waren, empörten ſich plötzlich, erſchoſſen oder erſtachen erſt den commandirenden Officier und dann den Lieutenant, der getödtet wurde, während er durch Schwimmen über den Fluß zu entfliehen ſuchte. Die Meuterer nahmen und plünderten den Platz, wobei ſie ſelbſtverſtändlich ſich mit dem Inhalte der Grogläden berauſchten, und blieben einen oder zwei Tage im Beſitz deſſelben; da kam ein Detachement unter der Anführung eines Mannes Namens Bonifaccio, den die Regierung beauftragt hatte, mit den Indianern zu unterhandeln, hereingeritten und verhaftete die Rädelsführer, die dann nach kurzem Proceß erſchoſſen wurden. Ich erzähle die Sache ſo, wie ſie mir erzählt wurde, und kann nur für die Wahrheit der Thatſache bürgen, daß bei einer Meuterei die Officiere getödtet und die Meuterei ſpäter durch Bonifaccio's Entſchloſſenheit und Muth unterdrückt wurde.

So weit kommen häufig Holzhauer den Fluß herauf, um Rothweidenholz zu holen. Sie machen ihre Sache einfach. Sie reiten herauf und bringen ſich Aexte, Seile und Lebensmittel mit, und wenn ſie auf dem Schauplatze ihrer Arbeit angelangt ſind, über-

laſſen ſie die Pferde ſich ſelbſt, und dieſe finden den Weg leicht wieder nach Hauſe. Aus dem Holze, das ſie mitnehmen, machen ſich die Leute ein Floß und fahren auf demſelben ohne Gefahr den Fluß hinab. Dies iſt zwar eine ſaure Arbeit, aber für Leute, die mit der Axt umzugehen wiſſen, ein einträgliches Geſchäft. Vielleicht werden ſie in irgend einer ſpäteren Zeit ihre Thätigkeit weiter nach Weſten ausdehnen, und Flöße von araucariſchen Fichten, Aepfel- und anderen Bäumen werden aus den Wäldern der Cordillera herabſchwimmen.

Von der Guardia Chica oder kleinen Guardia aus erſtreckt ſich, noch immer auf der Nordſeite, eine breite flache Ebene bis zu der im vorigen Kapitel beſchriebenen Guardia. Hier liegen mehrere Landgüter, von welchen die meiſten zum Weizenbau eingerichtet ſind. Faſt dieſes ganze Land hat Señor Aguirre der Regierung abgepachtet und läßt gegenwärtig durch eine große Anzahl Leute einen Kanal oder Graben herſtellen, um eine weite Strecke Landes zu bewäſſern. Die zu jener Arbeit verwendeten Leute ſind beinahe alle aus Santiago del Eſtero gebürtig, und ich brauche wohl nicht erſt zu ſagen, daß es ein höchſt koſtſpieliges Unternehmen iſt; hoffentlich wird Señor Aguirre durch reiche Ernten ſeine Mühe belohnt finden und auf ſeine Koſten kommen.

Einige Landgüter haben walliſiſche Anſiedler gepachtet, die ſo klug geweſen ſind, das Thal des Rio Negro der unglückſeligen Anſiedelung am Chupat vorzuziehen, und ſich hierher geflüchtet haben.

Ein wenig oberhalb der Guardia liegt die Eſtancia der Herren Kincaid, die wir erblickten, ſobald wir im Gebiete der Civiliſation anlangten. Ich hatte das Vergnügen, mich einige Tage auf dieſem Landgute aufzuhalten. Es war dort ſchon ein tüchtiges Stück Land urbar gemacht, und auf der fetten Ebene konnte man Schafheerden weiden ſehen.

Die Lage der Eſtancia in einem ſogenannten Rincon oder einer Ecke, nämlich auf einer beinahe rings von einer Krümmung des Fluſſes umgebenen Halbinſel, bot große Vortheile, und da ſie eine der bequemſten Stellen iſt, um Vieh nach der Südſeite hinüberzuſchaffen, ſo war der Beſitzer, der auf dem Fluſſe ein Boot hat, in der Lage, mit den Indianern, wenn ſie ihre Rationen empfingen, ein einträgliches Geſchäft zu machen, indem er ihnen ihre Thiere überfahren half.

Der unter Herrn Kincaid ſtehende Inſpector war ein ſchottiſcher

Schäfer, deſſen Hausfrau die Oberaufſicht über die Wirthſchaft führte. Das Haus war ein dauerhaftes Gebäude, der Hauptſache nach von den Herren Kincaid gebaut; die Balken waren Weidenſtämmen entnommen, die man in dem Rincon gefällt hatte. Bis zur Zeit meines Beſuches hatten dieſe Herren mit ihrer Arbeit kein Glück gehabt; in keinem ihrer beiden vorhergehenden Geſchäftsjahre war der Ertrag ihres Getreides ſo ausgefallen, daß man es auch nur eine gute Mittelernte hätte nennen können.

Dicht an der eben beſprochenen Eſtancia gibt es eine Anzahl alter indianiſcher Gräber, wo man außer Schädeln und Gebeinen auch viele Pfeilſpitzen von Feuerſtein findet. Einige derſelben, die in meinen Beſitz gekommen ſind, habe ich den gelehrten Mitgliedern des anthropologiſchen Inſtituts vorgelegt, und dieſe haben gefunden, daß ſie die eigenthümliche indianiſche Form darſtellen. Außer Pfeilſpitzen von Feuerſtein kommen auch Mörſerkeulen und Mörſer vor, die aus einem poröſen Steine verfertigt ſind. Dieſe Gegenſtände gehörten wahrſcheinlich einem alten Indianergeſchlechte, das am Rio Negro wohnte, ehe die Spanier und die Pferde hinkamen, und die Mörſerkeulen und Mörſer wurden wahrſcheinlich benutzt, die Algarroba-Bohne zu einem Brei zu zerſtoßen, der jenem ähnlich war, welchen gegenwärtig die unter Teneforo ſtehenden Pampa-Indianer bereiten; ja, Luiz Aguirre gab mir zu verſtehen, daß die ebengenannten Pampas urſprünglich von einem Geſchlechte ſtammten, das früher das Rio Negro-Thal bewohnt habe; auf ſolche Muthmaßungen weiter einzugehen überlaſſe ich jedoch Ethnologen, die mehr verſtehen als ich.

In der Nähe dieſer Gräber der Vorzeit machte ich wieder Bekanntſchaft mit der alten vertrauten Vizcacha der Ebenen von Buenos-Ayres, die, wie ich ſchon geſagt habe, in dem eigentlichen Patagonien, das heißt ſüdlich vom Rio Negro, nicht vorkommt. Außer dem Quirquincho ſollten ſich in der Umgebung derſelben noch zwei andere Armadill-Arten finden, aber ich war nicht ſo glücklich, eine dieſer Arten anzutreffen, da ſie in der jetzigen Jahreszeit ihren Winterſchlaf hielten. Pumas ſind in der Nähe einer der Schäfereien erlegt worden. Der Schäfer hörte einmal zwei außerhalb des Corrals, und als er ſie verfolgte, kletterten die Pumas auf einen kleinen Baum. Der Schäfer war nur leicht gekleidet, aber er zog ſein Hemd aus und befeſtigte es an einen neben den Baum geſteckten Stock. Der weiße Gegenſtand, der ihnen etwas Unbekanntes war,

setzte die „Löwen" so in Schrecken, daß sie ruhig auf dem Baume blieben, während er sein Gewehr holte und sie beide erschoß.

Auch das Fell einer Aguarra, die auf dem Gehöfte erlegt worden war, wurde mir gezeigt, aber ich hatte nicht das Glück, eine lebendige zu sehen. Weil das Thier sehr selten ist, so haben die Felle einen hohen Werth; in Carmen wird das Stück mit 5 Pfund Sterling oder 33 Thlr. 10 Sgr. bezahlt.

Von der zweiten Guardia bringt ein kurzer Galopp an den vortretenden Barrancas vorbei, in deren Nähe der Fluß wieder eine Krümmung macht, den Reisenden auf eine andere weite Ebene, die nach Norden hinauf in eine Abra ausläuft, welche sich tief in die zurücktretende Barranca hineinzieht. Hier gibt es mehrere Landgüter. Eines derselben gehört den Herren Fraser und Grenfell; es wird die Estancia San André genannt und liegt sechs englische Meilen unterhalb der Guardia, ebenfalls (das heißt das Haus und die zum Weizenbau bestimmten Ländereien) innerhalb eines Rincon oder einer Ecke, die durch einen, an jedem Ende bis in den Fluß gehenden, tüchtigen Weißdornen- oder Chañalzaun abgetrennt ist. Während des Tages weiden die Schafe und Rinder außerhalb des Zaunes, des Nachts aber werden die letzteren und die Pferde aus Furcht vor Diebstahl jedesmal in den eingezäunten Raum gebracht. Diese Vorsicht, die Rinder einzuhegen, hatte Herrn Fraser kurze Zeit vor meinem Besuche vor einem beträchtlichen Verluste bewahrt; eine Horde plündernder Indianer ritt außerhalb des Zaunes hin, und da sie Nichts als Schafe fand, die unterwegs zu langsam laufen, als daß man sie mit Sicherheit stehlen könnte, so begab sie sich zu der nächsten Estancia und trieb dort die Rinder und Pferde fort; dem Hirten zogen sie die Kleider aus, fügten ihm jedoch am Leibe keinen Schaden zu.

Als Herr Fraser davon Nachricht erhielt, brachte er einige Leute zusammen und machte sich auf, um den Dieben in größter Eile nachzusetzen. Eine hartnäckige Verfolgung dauert zwar lange, aber die Rinder wurden müde, und die Indianer, wahrscheinlich einige von Calficura's Leuten, ließen sie im Stiche und kamen nur mit den Pferden davon.

Ich verlebte mehrere Tage in der Estancia San André und brachte die Zeit damit hin, daß ich erst die Zeitungen und dann alle Bücher las, die ich bekommen konnte; dann und wann schlenderte ich auch mit einer Flinte umher und schoß Rebhühner oder Tauben,

während meine Gesellschafter fleißig waren und, Jeder mit seinem Gespann Ochsen, entweder die Saat einackerten oder Backsteine zu dem bald vollendeten neuen Hause herabfuhren.

Das Haus, das wir bewohnten, war von Adobe gebaut und wurde etwas baufällig; das neue Haus dagegen war ein dauerhaftes Backsteingebäude; die Backsteine dazu wurden von den zukünftigen Bewohnern gebrannt und die Mauern von einigen italienischen Maurern aufgeführt. Dieses neue Haus lag am Ende des Rincon oder der Ecke, das heißt an der Stelle, wo die Spitze des Rincon den Fluß berührte. Vor dem Hause befand sich eine kleine Insel, die sich schnell aus ihrem ursprünglichen schilfbedeckten Zustande in einen fruchtbaren Garten verwandelte, in welchem man bereits eine gute Kartoffelernte gebaut hatte und eben Obstbäume pflanzte.

Das alte Haus sollte dem Capataz oder Verwalter überlassen werden, der damals mit seinem Weibe einen Theil desselben bewohnte. Dieser Mann war ein Eingeborner, Namens Medado, und ich habe seitdem gehört, daß er, als er die Indianer verfolgte, die in der Nähe von Bahia San Blas in einige vereinzelt liegende Ansiedelungen eingefallen waren, ohne Begleitung über den Fluß geschwommen sei und zwei Gefangene befreit habe, und daß er dafür zum Officier bei der Nationalgarde gemacht worden sei. Seine Hauptbeschäftigung bestand darin, daß er nach den Rindern und Pferden sah und das Rennpferd zuritt, auf welches Herr Fraser mit Recht stolz war.

Während meines Aufenthaltes mußte ein vortrefflicher Renner von San André mit einem Pferde von Linares auf eine kurze Strecke in die Schranken treten und gewann mit leichter Mühe; die Einsätze betrugen einige achtzig Stück Rinder.

In San André bemerkte ich eine sehr schöne Art kleiner Falken, die mit unseren Zwergfalken nahe verwandt zu sein schien, und schoß ein Exemplar.

Die Bewohner von San André, wie jene in Barrancas haben zwei Jahre lang mit Unglück zu kämpfen gehabt. Im letzten Jahre hatten sie eine schöne Ernte, aber sie zögerten leider lange Zeit mit dem Ausdreschen, indem sie auf eine Dreschmaschine warteten, die aus England kommen sollte; als sie endlich ankam, ging sie nicht recht, und die Leute mußten schließlich ihre Zuflucht wieder zu der einheimischen Methode nehmen, das Getreide von Stuten austreten zu lassen. Es trat schlechtes Wetter ein, und ein beträchtlicher

Theil des Getreides verdarb. Das ſind die Leiden der Landwirthe von Rio Negro, beſonders wenn ſie mit der Zeit fortſchreiten und Verbeſſerungen einführen wollen. Während meines Beſuches wurden die gewöhnlichen täglichen Geſchäfte fortgeſetzt: man pflügte, zeichnete Vieh, brachte die Pferde herbei u. ſ. w.; aber wir fanden doch Zeit, die nächſtgelegene Eſtancia zu beſuchen, die einem in Buenos Ayres wohnenden vornehmen Schweizer gehörte und in ſeiner Abweſenheit von einem, unter dem Namen Don Juan bekannten, Schweizer Landsmanne verwaltet wurde. Hier machte man eben, da die Schafe in der gegenwärtigen Zeit kaum die Koſten des Scheerens einbrachten, einen Verſuch, Schöpſenſchinken zur Ausfuhr nach Buenos Ayres zu räuchern; eine große Anzahl waren ſchon geräuchert worden und lagen zur Verſchiffung bereit; der Erfolg des Verſuches iſt mir jedoch unbekannt, und der geiſtreiche Don Juan, der ihn ausgedacht, iſt ſeitdem geſtorben.

Während meines Aufenthaltes in San André und Rincon Barrancas ſammelte ich viele Auskunft über die Beziehungen der Indianer zu den Coloniſten, deren Mittheilung für den Leſer vielleicht nicht ohne Intereſſe ſein dürfte. Die oben beſchriebenen Anſiedelungen und Guardias liegen alle auf dem nördlichen Ufer des Fluſſes; die Südſeite iſt bis zu dieſer Stelle faſt ganz in den Händen der zahmen und anderer Indianer. Die am meiſten gefürchteten indianiſchen Horden ſind die Araucanos unter dem Häuptling Rouque und die Pampas Calficurá's, der ſein Hauptquartier in den nahe bei Bahia Blanca gelegenen Salinas hat, während der Erſtere von der Umgegend der Inſel Choelechel bis zur Cordillera ſtreift. Ich möchte faſt glauben, daß Rouque nur ein untergeordneter Häuptling iſt und unter Cheoeque ſteht; doch weiß ich dies nicht gewiß, da der letztgenannte Häuptling während meines Beſuches in Las Manzanas ſagte, Rouque ſei mit ſeinen Leuten in den Aepfel- und Fichtenhainen und bringe die Herbſternte ein; ſpäter jedoch begegnete ich einigen dieſer Indianer in der Guardia, wo ſie auf Rouque's Ration warteten, und erkannte Einen wieder, der in Las Manzanas unſerer Rathsverſammlung und den darauf folgenden Feſtlichkeiten beigewohnt hatte. Der Regierungsbevollmächtigte für die indianiſchen Angelegenheiten, Bonifaccio, zeigte mir ein Paar prachtvolle Steigbügel, die von Buenos Ayres Rouque als Geſchenk geſandt wurden; die Politik der Behörden ging dahin, ihn und Cheoeque von einem Anſchluß an Calficurá bei dem angedrohten

Angriff auf die Grenze abzuhalten. Der Grund zu der Kriegserklärung, den der letztgenannte Häuptling angab, war der Tod — er meinte wahrscheinlich die Einkerkerung — eines seiner Untercaciquen; der wirkliche Grund war jedoch wahrscheinlich der, daß die argentinische Regierung wegen der Räubereien, die einige seiner Leute begangen, sich geweigert hatte, ihm seine Ration Thiere wieder zu verwilligen. Der Aufstand in Entre Rios, der in Folge von Urquiza's Tode ausbrach, ließ sich damals nicht vorhersehen, und man beabsichtigte, unter Señor Mitre's Befehl eine große Streitmacht abzusenden, um die ganze Grenze zu verstärken und, wenn nöthig, Calficurá zu vernichten; durch die von Lopez Jordan herbeigeführten Unruhen wurde man jedoch genöthigt, alle verfügbaren Truppen sofort nach Entre Rios zu senden, und der beabsichtigte Plan, die Grenze zu sichern, wurde verschoben. Calficurá benutzte dies später, griff an verschiedenen Stellen die Grenze an, führte, außer zahlreichen Rinderheerden, Frauen und Kinder als Gefangene fort und überfiel und verwüstete zum Schluß die in der Umgegend von Bahia Blanca liegenden neuen Ansiedelungen; seine Indianer drangen kühn bis in das Herz der Stadt ein und kehrten mit reicher Beute zurück. Patagones wurde nicht angegriffen; dies mag zum Theil den Verabredungen zu verdanken sein, die in Las Manzanas zu Stande kamen, sowie dem Umstande, daß die Tehuelchen sich nicht anschließen wollten, und daß man Rouque für sich gewonnen hatte. Der letztgenannte Häuptling spielte jedoch höchst wahrscheinlich mit zwei Karten; während er mit der einen Hand Rationen und Geschenke annahm, ließ er seine Leute an den Raubzügen theilnehmen und strich mit der andern Hand Beute ein.

Ein Grund, weshalb die Indianer keine großen Einfälle in die Rio Negro-Ansiedelungen machen, ist einfach der, daß Rinder und Pferde kaum in genügender Anzahl vorhanden sind, um einen Raubzug in großem Maßstabe zu lohnen. Kleine Horden finden sich zuweilen ein, wie in dem mitgetheilten Falle, als in der „China Muerte", der Estancia von Herrn Fraser's Nachbar, die Pferde mitgenommen wurden; dies sind jedoch mehr große Diebstähle als feindliche Einfälle — ja, bedeutende Einfälle sind seit der Zeit Lenketrou's, der zum Zweck eines solchen alle Indianer vereinigte und bei demselben das ganze Thal verheerte, nicht wieder vorgekommen. Man wird sich erinnern, daß mir Lenketrou's Einfall von Gravino, der an demselben theilgenommen hatte, in Inacayal's Toldos, in

der Nähe der Uebergangsstelle des Rio Limay, geschildert wurde. Die Ansiedler wollten natürlich gern meine Ansicht wissen, ob man die Sicherheit des Rio Negro mit Wahrscheinlichkeit annehmen könne; ich gab ihnen die Versicherung, daß nach dem, was ich wüßte, für einen Einfall in Rio Negro wenig Wahrscheinlichkeit vorhanden sei, daß aber Bahia Blanca dagegen sicher angegriffen werde, und ich warnte besonders einen unserer Landsleute, der eben auf dem Wege nach Bahia Blanca war, vor der Gefahr, unter den jetzigen Verhältnissen sich außerhalb der Stadt niederzulassen. Die Engländer glauben immer, sie können, weil sie gute Waffen, Büchsen und Revolver besitzen, einem Angriff von Seiten der Indianer Widerstand leisten; aber die ganze Kriegsführung der Letzteren besteht in plötzlichen Ueberfällen. Sie sammeln heimlich ihre Truppen, warten während der Nacht in einer Entfernung, wo sie sicher sind, und finden sich, sobald der Morgen graut, ein; der Ansiedler, der, ohne allen Argwohn, eben nach dem Corral geht oder sich nach seinen Pferden umschaut, bemerkt in der Ferne Etwas, das aussieht, als wären es ein Trupp Pferde, wie es üblich ist, von einem oder zwei berittenen Männern getrieben; sie kommen, ohne auf ein Hinderniß zu stoßen, näher, aber in einer Secunde zeigt sich auf jedem Pferde ein bewaffneter Reiter und läßt sein Kriegsgeschrei hören. Dann breiten sie sich aus, als ob sie das Wild umkreisten — auf diese Weise bieten sie den Büchsen ihrer Gegner keine Front dar — und kommen, die Lanze in der Hand, herangesprengt. Während Einige das Vieh in Sicherheit bringen, stecken Andere die Wohnungen in Brand und führen die Frauen — wenn es solche gibt — als Gefangene fort. Die Männer tödten sie in manchen Fällen, aber gewöhnlich nur, wenn viel Widerstand geleistet wird.

Obgleich ihr Hauptzweck bei dem Kriege ist, Vieh und Gefangene fortzuschaffen, so kämpfen die Indianer doch zu Zeiten ganz verzweifelt, ohne sich darum zu kümmern, ob ihr Gegner die Uebermacht hat, und zeigen vor dem Tode wenig oder keine Furcht. Die Ueberlebenden lassen ihre Verwundeten oder Gefallenen nie auf dem Schlachtfelde liegen.

Die im Dienste der Regierung stehenden Indianer, die ungefähr fünfzig Lanzen zählen und hauptsächlich auf der Südseite des Rio Negro wohnen, befehligt ein Mann Namens Linares, der, wie schon erwähnt wurde, in San Xaviel lebt; er bezieht den Gehalt und die Rationen eines Officiers bei der Armee, welchen Ranges, weiß

ich nicht, und auch ſeine ganze Mannſchaft erhält regelmäßig Sold und Rationen. Man meint, ſeine Leute machten die Gendarmerie; aber wenn auch Linares und ſeine vier Brüder wahrſcheinlich zuverläſſig ſind, ſo zweifle ich doch ſehr, ob man darauf vertrauen könnte, daß, im Fall ein vereinigter Einfall ſtattfände, wie zum Beiſpiel jener war, den Lenketrou organiſirt hatte, die Unterofficiere und Gemeinen ihrer Fahne treu bleiben würden.

Durch ihren längeren Aufenthalt in der Nähe von Menſchen mit ſchlechtem Charakter haben ſie Alle einen Hang zum Skandalmachen und Bramarbaſiren bekommen, der nach meiner Erfahrung unter den unciviliſirten Indianern ſich in der Regel nicht ſo allgemein findet, und Leute, die ſich auf der Südſeite angeſiedelt haben, erleiden oft Verluſte an Vieh, die jedenfalls dieſen zweifelhaften Verbündeten und Beſchützern zuzuſchreiben ſind.

Zwiſchen San André und Carmen tritt der ſich ſchlängelnde Fluß zweimal an die Barranca heran und wieder von derſelben zurück, und bildet dadurch zwei aufeinander folgende weite Ebenen von angeſchwemmtem Lande, die zum Theil angeſiedelt, zum Theil noch natürliches Weideland ſind; auf einer derſelben war damals eine durch Waſſerkraft getriebene Mühle im Bau begriffen; die vorhandenen Getreidemühlen waren ſchwerfällige, altmodiſche Einrichtungen, die durch Pferde getrieben wurden.

Dann läuft die Barranca immer am Fluſſe hin, eine einzige Stelle ausgenommen, wo ein Landgut und ein zum Salzladen benutztes Werft ſich befindet, und bildet bis Carmen eine dicht am Flußufer ſtehende Felſenklippe. Ueber dem Landgute und Werfte erhebt ſich ein dem Anſchein nach unbewohntes und mit einer einzigen Kanone armirtes altes Fort, und nach Nordoſten liegt in einer in der Ebene befindlichen Kerbe eine große Salina, aus der das Salz gewonnen wird.

Wenn man in der unmittelbaren Nähe des eben erwähnten Fort ſtand, hatte man eine ſchöne Ausſicht auf das unten liegende Thal. Genau vor uns, oder faſt gerade nach Süden, lag jenſeits des Fluſſes San Xaviel, theilweiſe durch Bäume verdeckt; weſtlich davon und längs dem Ufer bis zur Südſeite der Stadt fanden ſich einzelne Landgüter. Im Fluſſe zeigten ſich mehrere erfreulich und reizend ausſehende angebaute Inſeln, deren bemerkenswertheſte Don Benito Creſpo's Weinberg bildete. Jenſeits der Stadt, nach Südoſten, ſchweiften die Augen über ununterbrochene Ebenen hin, auf

welchen man hier und da gefleckte Punkte entdeckte, die Schäfereien oder kleine Landgüter bezeichneten. Von der Südseite habe ich bis jetzt nur wenig erwähnt; in der Nähe der Stadt gibt es viele kleine Estancias; aber die Ansiedelung hat dort, wie man mir sagt, ihre großen Schwierigkeiten, weil man keine sicheren Eigenthumsrechte erlangen kann und daher, im Fall man ein Stück Land erwirbt, auch der Besitz nicht sicher ist. Ein bedeutendes Etablissement darf nicht übersehen werden, nämlich der ungefähr eine Stunde unterhalb der Stadt Carmen gelegene Saladero Señor Aguirre's, von wo eine beträchtliche Masse Häute und Talg nach England versendet wird. Während meines Aufenthaltes lag eine norddeutsche oder holländische Barke dem Orte gegenüber, die gerade eine Ladung aufnahm. Außer den eben genannten Waaren werden von Carmen noch Salz, Weizen, und von den Indianern bezogene Straußfedern und Pelzwerk, sowie einige wenige Ponchos und Satteldecken versendet, während die Einfuhr-Artikel sich unter die Rubrik Diverses oder Allerlei stellen lassen, von nachgemachten Ponchos und wohlfeilem Putz an bis zu Paraguay-Thee und schlechtem Branntwein.

Wenn auch meinen Augen, die so lange an baumlose Wüsten, felsige, Vorsprüngen ähnliche Gebirge und wilde, grasbewachsene Thäler gewöhnt waren, das Thal des Rio Negro fast wie ein Garten Eden vorkam, so würde es doch Jedem, der eben erst aus England kommt, nicht denselben Anblick bieten. Das Thal, durch das der Fluß sich schlängelt, ist ohne alle Bäume, den Saum hoher Weiden ausgenommen, der sich am Wasser hinzieht und (vielleicht Sauce Blanco abgerechnet) nirgends weiter als ein Paar Hundert Meter über das Ufer hinausgeht. Die Ebenen, die sich an beiden Ufern bis zum Chañal und den mit Gestrüpp bestandenen Wüsten erstrecken, waren, wenigstens in der Winterszeit, an vielen Stellen von Schafen und Rindern so vollständig abgefressen, daß sie von einer Vegetation nur noch den allerniedrigsten Grad zeigten.

So wenig jedoch das kahl aussehende Land dem Anschein nach versprechen mag, der Boden ist doch so fruchtbar, daß man ein Jahr nach dem andern eine Ernte Weizen nach der andern auf demselben Grundstück bauen kann. Die Kartoffeln erreichen eine bedeutende Größe und sind von vortrefflicher Beschaffenheit, aber sie werden hauptsächlich auf den Inseln des Flusses gebaut.

Die Regierung hat kürzlich den Befehl erlassen, daß alle Inseln unveräußerlich dem Staate gehören und alle jetzigen Inhaber ver-

pflichtet ſind, einen kleinen Pacht an die Behörden zu bezahlen; dies ſcheint auf eine künftige Beſitznahme der Inſel Choelechel hinzudeuten.

Außer den Kartoffeln wachſen alle übrigen europäiſchen Gemüſe und Obſtbäume gut; der Tabak ſcheint zu gedeihen, und die Reben verſprechen im Rio Negro-Wein einen Haupt-Ausfuhr-Artikel zu liefern. Auf einer der Inſeln, die Don Benito Creſpo in Beſitz und an einige Spanier aus der Umgegend von Cadiz auf Actien verpachtet hat, ſind eine bedeutende Anzahl Weinſtöcke angepflanzt worden und werden jährlich große Maſſen Trauben gekeltert. Der Wein, der „Chacoli" genannt wird, hat den Geſchmack des Muskateller und die Blume des Moſelweins; es iſt ein leichter, reiner Wein, der, da er an ſich durchaus nicht ſtark oder berauſchend, bei warmer Witterung ein vortreffliches Getränk iſt. Die Ausfuhr würde er meines Erachtens nicht vertragen, aber Don Benito hat Hoffnung, daß ſeine Andaluſier bald im Stande ſein werden, eine beſſere Qualität zu erzielen. Außer dem Weine koſtete ich am Tiſche dieſes gaſtfreundſchaftlichen Herrn etwas Cognac, der aus derſelben Traube bereitet worden war; er war ſelbſtverſtändlich farblos, von gutem Geſchmack, aber eine Anzahl Grade ſtärker, als er eigentlich ſein ſollte.

Der Waidmann findet hier immer Unterhaltung; er kann Enten, Rebhühner, Gänſe und anderes wilde Geflügel ſchießen, oder ſich auf's Pferd ſetzen und in den Abras oder Seitenthälern, die wie mit Gras gefüllte Buchten zwiſchen den geſtrüppbedeckten Vorgebirgen der Barranca ſich weit hinaufziehen, Strauße oder Hirſche jagen. Im Fluſſe laſſen ſich Fiſche fangen, hauptſächlich, wie ich glaube, der köſtliche Pejerey[1]) oder große Stint und jene barſchähnlichen Fiſche, die, wie ſchon geſagt wurde, in den Flüſſen Patagoniens vorkommen.

Will man Guanacos haben, ſo muß man die in der Nähe von San Blas liegenden Pampas beſuchen, aber im Thale und in den durch Stauwaſſer des Fluſſes gebildeten Lagunen gibt es eine große Menge ſchwarzhalſiger Schwäne, Hochlandgänſe, rothköpfiger Enten, Pfeif- und Krieckenten, Flamingos und roſenfarbener Löffelreiher.

Es wird wohl einleuchten, daß, wenn ein thätiger und unternehmender junger Mann, der darauf vorbereitet iſt, ſich ein wenig anzuſtrengen und etwas baares Geld beſitzt, Land kaufen und Ackerbau treiben will, ſich viel dafür und dagegen ſagen läßt, ob er ſeine Heimath am Rio Negro gründen ſoll. Das Land kann man hier zu

[1]) Atherinichthys argentinensis. Cunningham, p. 54.

billigem Preiſe bekommen, und es urbar zu machen erfordert wenig Anſtrengung. Geräthe laſſen ſich entweder in einem Segelſchiffe, oder mit dem Dampfer, der jeden Monat fahren ſoll, aber etwas ungewiß geht, von Buenos Ayres beziehen. Das Klima iſt angenehm und geſund, und eine einzige gute Ernte würde die auf eine mäßige Einrichtung verwendeten Auslagen faſt wieder einbringen.

Was die Schattenſeiten betrifft, ſo richtet der Fluß zu Zeiten Ueberſchwemmungen an, zu anderen Zeiten herrſcht Dürre, und wenn man nicht zu künſtlicher Bewäſſerung ſeine Zuflucht nimmt, ſo wird Nichts aus der Ernte; außerdem erſparen dann und wann eine Million Heuſchrecken dem Landwirthe die Mühe, ſein Getreide einzuernten; die Rinder, deren die Leute meiſtens genug halten, um ſo viel Milch und Fleiſch zu liefern, als zum einheimiſchen Bedarf nöthig iſt, werden vielleicht von den Indianern geſtohlen, und endlich verliert der Anſiedler möglicherweiſe ſein Leben durch die Hand irgend eines Verbrechers. Aber mit Schnelligkeit ein Vermögen zu ſammeln, dafür bietet keine Colonie Gewißheit.

Die meiſten engliſchen Anſiedler begehen den großen Fehler, daß ſie ſich mit dem Gedanken an einen Ort hinausbegeben, in einem oder zwei Jahren einen Haufen Geld zuſammenzuraffen und dann nach Europa zurückzukehren.

Nach meiner Meinung ſollte der Anſiedler mit der Abſicht gehen, den Ort, den er gewählt hat, zu ſeiner Heimath zu machen; hat er dann Glück, ſo kann er zurückkehren, aber er ſollte dies nicht erwarten. Die Basken werden in den argentiniſchen Provinzen als die beſten Einwanderer betrachtet, weil ſie gewöhnlich im Lande bleiben. Die Italiener dagegen plagen ſich einige Jahre und hungern und darben dabei, bis ſie eine kleine Summe Geldes zuſammengebracht haben, von der ſie in Italien gemächlich leben können, während man die Engländer und alle Anderen als Leute betrachtet, die man wo möglich rupfen muß. Schafzucht darf man, glaube ich, am Rio Negro, wie an anderen Orten in den argentiniſchen Provinzen, nicht treiben. Señor Aguirre ſagte mir, er habe mit der Schafzucht eine große Summe Geld verloren, und viele meiner Landsleute vom Rio de la Plata können von ſich daſſelbe ſagen.

Zwei ſtämmige Schotten machen gegenwärtig in der Nähe von Carmen den Verſuch damit, und da, als ſie anfingen, die Schafe wohlfeil waren, ſo kann er ihnen vielleicht gelingen.

Ich möchte wiſſen, ob längs der ſich am Ufer hinziehenden

Flächen nicht Lärchenbäume oder Araucaria-Fichten gedeihen würden; vielleicht iſt das Klima für die letzteren zu trocken, aber wenn Jemand die Mittel beſitzt und Neigung hat, ſeinen Wohnſitz eine Reihe von Jahren am Rio Negro aufzuſchlagen, ſo iſt es faſt der Mühe werth, den Verſuch zu machen. Ich für meinen Theil würde, wenn ich ein Anſiedler wäre, mich auf den Wein- und vielleicht auf Tabaksbau beſchränken und dabei ſelbſtverſtändlich den zum einheimiſchen Bedarf nothwendigen Viehſtand halten.

Man muß wohlverſtehen, daß ich für den Rio Negro durchaus nicht eingenommen bin, und ihn nicht als Ort empfehle, nach welchem Leute, die auszuwandern geſonnen ſind, ihre Gedanken richten ſollen. Er beſitzt ohne Zweifel große von der Natur gebotene Vortheile, die von den meiſten Coloniſten bis jetzt noch nicht hinlänglich ausgebeutet werden. Ihre Eſtancias, mit Ausnahme jener meiner ſchottiſchen und engliſchen Freunde, ſind in der Regel kleine, erbärmlich ausſehende Häuschen, während um den ſchlecht gehaltenen Corral herum überall Dünger liegt, und den Ackerbau behandeln ſie ſo gleichgültig, wie das vernachläſſigte Aeußere der Häuſer vermuthen läßt. Aber bei alledem gibt es in Carmen und in deſſen Umgegend keinen wirklich armen Mann — ausgenommen wenn Einer in Folge ſeiner Faulheit oder Trunkſucht arm geworden iſt — und Arbeiter ſind ſehr geſucht und bekommen hohe Löhne, während das Leben wohlfeil iſt; dies bildet, wie ſeit meiner Rückkehr die Erfahrung mir gelehrt hat, zu dem Zuſtande, in welchem unſere Bevölkerung daheim ſich befindet, einen peinlichen Contraſt.

Als ich oben auf dem Hauſe meines Wirthes in der Ferne Indianer von der Traveſia herabkommen ſah, gab ich meine Betrachtungen über den Rio Negro als Feld für Auswanderer auf, verließ Rincon Barrancas und eilte nach der Stadt zurück, um ſie dem Verſprechen gemäß zu empfangen. Man wird ſich erinnern, daß ich bei meiner Ankunft als Chaſqui Señor Murga meine Depeſchen überreichte, in welchen Caſimiro die Vorkehrungen darlegte, die er zum Schutze von Patagones getroffen hatte. Auch ein Verzeichniß der Häuptlinge, welchen Rationen oder Geſchenke an Rindern, Pferden u. ſ. w. gebührten, war beigefügt, und ebenſo ein Geſuch, daß mit den zurückkehrenden Boten ſofort hundert Stuten geſendet werden möchten. Nach einigen Tagen ſchickte Señor Murga nach mir; er ſteht, wie ich hier bemerken will, in dem Rufe, daß er die Indianer genau kennt und in der Art, wie er ſie behandelt, große Gewandt-

heit zeigt. Es war ſpaßhaft den ganz natürlichen Argwohn zu beobachten, der in dem Commandante in Betreff meiner Stellung unter den Indianern entſtand, und die Verlegenheit zu ſehen, in die er deshalb kam, und als ich auf ſeine Frage, welchen Rang und Einfluß ich unter ihnen hätte, und warum ich mich für ſie intereſſirte, zur Antwort gab, daß ich blos ihr Gaſt und Freund ſei, ſchien ihm dieſelbe durchaus nicht genügend, um die Sache zu erklären. Er ging jedoch auf die fragliche Angelegenheit der Häuptlinge und ihre Geſuche ein, und gab mir die Verſicherung, die Häuptlinge, von denen man finden werde, daß ſie zu Rationen berechtigt ſeien, würden alle ſie richtig erhalten; aber Stuten zu ſenden, verweigerte er ein für allemal; er ſagte, wenn Caſimiro ankomme, werde er Alles, was ihm gebühre, empfangen.

Da der Groß-Cacique ſeinen jährlichen Gehalt, der 200 Kühe, 100 Stuten, 500 Schafe und eine Quantität Kleider und Yerba betrug, mehrere Jahre nicht bezogen hatte, ſo kann man ſich wohl denken, daß er, wenn er ehrlich behandelt wurde und klug war, bei ſeinem Beſuche zum Lohn für ſeine Mühe ein ebenſo reicher als mächtiger Cacique werden mußte. Bei ſeinem vorhergehenden Beſuche hatte er eine Menge Rinder und Schafe zurückgelaſſen und einigen der zahmen Indianer übergeben, damit ſie zunehmen und ſich vermehren ſollten; als er aber bei ſeiner Ankunft nach ihnen fragte, kamen leider nur eine kleine Heerde Schafe zum Vorſchein; die übrigen waren, anſtatt ſich zu vermehren, von ihren Hütern verſpielt worden. Die Freigebigkeit der Argentiner und die Größe der Gaben mag überraſchend erſcheinen, und der nominelle Werth, wie er der Regierung für dieſe jährlichen Gaben an die Indianer angerechnet wird, iſt in der That ſehr bedeutend. Ich ſah ſelbſt 1000 Stück Rinder auf ihrem Wege zu Rouque vorbeiziehen, und Cheoeque erwartete 1200 Stück. Die Rinder wurden durch Lieferanten vom Tandil herabgebracht. Das Geſchäft dieſer Leute muß ebenſo einträglich ſein wie das der amerikaniſchen Armee-Lieferanten; denn die Indianer laſſen ſich bisweilen, wenn ſie nüchtern ſind, und noch öfter wenn ſie berauſcht ſind, bewegen, ſich für eine reine Lappalie von ihrem eben erſt erworbenen Beſitz zu trennen, die Rinder kehren in die Hände der Händler zurück und dienen noch einmal als Ration vielleicht für denſelben Cacique. Auf dieſe Weiſe haben die Indianer nur wenig Nutzen, während die Regierung viel bezahlt und die Lieferanten und andere Agenten reich werden; die Indianer und

die Regierung werden, wie es ſcheint, für Tauben gehalten, die man natürlich auf jede ungefährliche und geſetzlich erlaubte Weiſe rupfen muß.

Die Antwort des Commandante war Caſimiro, nebſt etwas Branntwein und einigen Geſchenken für meine Freunde, richtig zugegangen. An dem Morgen, der auf meine Rückkehr vom Lande folgte, wurde ich früh durch Klopfen an die Thür geweckt, und als ich öffnete, fand ich fünf oder ſechs Tehuelchen, die über den Fluß nach meinem Quartier gekommen waren. Nachdem ich ihnen einen Maté gereicht hatte, gingen wir Alle nach dem Kaufladen, und ich gab Einem oder Zweien einige kleine Geſchenke. Unter dieſen zuerſt gekommenen Leuten war mein Freund Jackechan, der Cacique vom Chupat; er ſagte mir im Vertrauen, daß er die Nacht vorher ſehr betrunken geweſen ſei. Die Tehuelchen hatten jedoch ſchon, ehe ſie die Anſiedelungen erreichten, Gelegenheit gefunden, ſich dem verderblichen Genuſſe des „Lum" hinzugeben. Es ſtellte ſich bald heraus, daß ſie in Valchita ſich deshalb ſo lange aufgehalten, weil ſie ſich aus der Guardia Branntwein verſchafft und eine längere Sauferei veranſtaltet hatten. Caſimiro war ſelbſtverſtändlich mit ſeinem Beiſpiele vorangegangen, und das Trinken hatte, wie gewöhnlich, auch zu Streit geführt, der mit einem allgemeinen Kampfe endete; es waren Mehrere gefallen, darunter der ſo oft als mein getreuer Freund erwähnte Cayuke, und daß ich über meinen herkuliſchen Kameraden, den gutmüthigen Wáki, nichts Genaues erfahren konnte, that mir ſehr leid; er war ohne Zweifel zu derſelben Zeit getödtet worden.

Solche ganz gewöhnlich vorkommende Dinge wurden von meinen Beſuchern, die Alle Caciquillos waren, wenig beachtet. Ich entließ ſie gleich darauf hoch erfreut mit dem Verſprechen, ſie am Abend auf der Südſeite zu beſuchen. Aber meine Plage ſollte erſt recht beginnen. Den ganzen Tag über kamen Tehuelchen, und da ſie nicht wußten, was ſie anfangen ſollten, ſo liefen ſie mir überall, wo ich ging, hintennach, was einigen meiner Bekannten viel Spaß machte.

Am Abend fuhr ich nach der Südſeite über und blieb die Nacht bei meinen alten Wirthen. Sie waren Alle voller Freuden, da ſie ihre Rationen ohne Verzug erhalten ſollten — die Yerba, den Zucker und die geiſtigen Getränke aus Aguirre's Waarenlager und die Rinder und Stuten von der vor Sauce Blanco liegenden Guardia. Dem alten Orkeke, der nicht erwartet hatte, daß er Rationen be-

kommen werde, war, weil ich seine Ansprüche mit Nachdruck geltend machte, dasselbe bewilligt worden wie anderen kleineren Häuptlingen, und er war in Folge dessen hoch erfreut.

Dagegen waren sie sehr unzufrieden mit den äußerst niedrigen Preisen, zu welchen sie ihre Federn und ihr Pelzwerk umgesetzt hatten, und schimpften ganz unverhohlen auf die Händler als eine Spitzbubenbande. Um die Indianer zu betrügen, hatte man ohne Scheu falsche Gewichte und andere beim Handel gebräuchliche Kniffe angewandt, und auch die Krämer rechneten die nothwendigen Bedürfnisse, welche die Indianer von ihnen entnahmen, übertrieben theuer an.

Sie pflegen in den hinter den Waarenmagazinen befindlichen Höfen oder Corrals zu bivouakiren; dort machen sie Feuer an und kochen, wie in ihrem eigenen Lande, und bezahlen am Ende dafür ebensoviel, als wenn sie in einem Hôtel in West End logirten. Ich machte der Frau Orkeke eine große Freude, indem ich ihr einen schon lange versprochenen eisernen Topf und einen Shawl schenkte. Hinchel's Sohne gab ich ein Spiel Karten, das ich ihm ebenfalls versprochen hatte, und die Kinder beschenkte ich mit Rosinen, Süßigkeiten oder Brod.

Jackechan's Weib und Tochter, die immer sehr gut gegen mich gewesen waren, nahm ich mit in den Kaufladen und ließ sie auswählen, was ihnen am besten gefiel; sie suchten Beide sich ohne Bedenken zwei Fläschchen Haaröl aus, um ihr Haar zu parfümiren. Ich muß beiläufig bemerken, daß diese ganze Familie außerordentlich sehr auf äußere Reinlichkeit hielt, und ich versprach ihnen, wenn ich wieder nach Patagonien käme, in ihrem Toldo zu reisen; ich hatte damals wirklich den Gedanken, eine Reise über die Meeresküste nach dem Chupat und vielleicht nach Santa Cruz zu machen. Jackechan's Sohn — der Knabe mit blondem Haar und heller Hautfarbe — erbot sich freiwillig, mit mir nach England zu gehen, und ich willigte ein, ihn mitzunehmen; als er aber hörte, daß es in dem Lande, in das wir gehen wollten, keine Strauße und Guanacos gebe, überlegte er sich die Sache besser.

Auch von Quintuhual's und Foyel's Leuten kamen Einige an, betrugen sich aber ganz anders als die Tehuelchen. Ihre Frauen und Kinder waren alle in Geylum zurückgeblieben, und die Männer spazierten in sehr unabhängiger Weise umher; sie benahmen sich stolz und vornehm und ließen sich nicht herab, irgend Etwas zu be-

wundern oder um Geſchenke zu bitten. Als der Bootsmann von einem derſelben dafür, daß er ihn über den Fluß gebracht hatte, ſein Geld verlangte, wollte er ſchlechterdings nicht bezahlen und zog dann, um ſeine Weigerung mit Nachdruck durchzuſetzen, den Revolver.

Zuletzt und in einer Weiſe, wie es ſich für einen ſo großen Mann geziemte, kam Caſimiro, von Meña begleitet, der als Sekretär fungirte. Sein Coſtüm hatte bei den Beſchäftigungen, die er in jüngſter Zeit gehabt, bedeutend gelitten, und ein Hieb im Geſichte, den er bei einer Hauerei in Sauce Blanco von einem Manzanero erhalten hatte, machte ſein Ausſehen keineswegs beſſer. Er ſtieg im Hôtel ab, beſtellte die Querpfeifen und Trommeln der Beſatzung und ließ ſie, während er beim Frühſtück ſaß, ſpielen, hielt zwei Tage lang für Alle, die kamen, offene Tafel und beſchloß den Tag in einem vorgerückten Zuſtande der Berauſchung.

Am Ende dieſer Schwelgerei wurde ihm eine Rechnung überreicht, die, wie ich glauben ſollte, beinahe die Hälfte ſeiner Rationen betrug. Das machte ihn nüchtern, und er folgte meinem Rathe, verließ das Hôtel, fuhr über den Fluß und begab ſich nach Sauce Blanco, um nach ſeinen Rationen und Indianern zu ſehen.

Im Ganzen genommen betrugen die Indianer ſich in der Anſiedelung ſehr gut. Ich ſah ſelbſtverſtändlich manchen Betrunkenen, aber es war nicht ganz ſo ſchlimm, als ich erwartet hatte. Einer wie Alle nahmen höchſt herzlichen Abſchied von mir und baten mich dringend, ſo bald als möglich wieder, wie ſie es nennen, nach der Pampa zu kommen. Jackechan war einer der Letzten, die Abſchied nahmen. Er und noch einer oder zwei Andere hatten in Mr. Humphreys, der früher zur Chupat-Colonie gehörte, aber ſich jetzt in Patagones als Zimmermann niedergelaſſen hatte, einen alten Bekannten gefunden. Wir kamen an einem Sonntag nach der Kirche Alle in Humphreys' Hauſe zuſammen, und ſprachen lange mit einander über die Anſiedelung Chupat und über die Antwort auf meinen Brief, den Jackechan's Chaſqui überbracht hatte. Die Behauptung, daß die Anſiedler keinerlei Lebensbedürfniſſe beſäßen, die in dem Briefe ſtand, und die Ausſage des indianiſchen Boten, daß ſie faſt gar keine Kleidung hätten, ſind durch die Depeſchen des Lieutenant Denniſtoun, von Ihrer Majeſtät Schiff „Cracker", die, während dieſes Buch geſchrieben wurde, im Druck erſchienen ſind, vollſtändig beſtätigt worden. Mr. Humphreys ſchätzte ſich und die wenigen Gefährten, die ihn nach dem Rio Negro begleiteten, glücklich, daß ſie die Colonie

damals verlaſſen hatten, und Alle waren einſtimmig der Anſicht, daß die Coloniſten beſſer thun würden, wenn ſie nach dem Rio Negro überſiedelten, wo diejenigen, die in Gewerben bewandert wären, verhältnißmäßig bequem leben könnten und die bloßen Tagelöhner Arbeit vollauf fänden und ſich jedenfalls zu nähren im Stande wären. Ich kann nur meine Verwunderung darüber ausſprechen, daß Mr. Lewis Jones — der, obgleich ich nicht perſönlich mit ihm bekannt bin, nach dem, was die Indianer mir von ihm geſagt haben, ein Mann von nicht gewöhnlichem Verſtande ſein muß — ſich bemüht, die Colonie an einem Orte aufrecht zu erhalten, wo früher bereits Andere den Verſuch gemacht und als hoffnungslos wieder aufgegeben haben, da die Entfernung des Hafens — dreißig engliſche Meilen — ſchon allein ein ſicheres Hinderniß für ihr Gedeihen iſt.

Der ſchwärmeriſche Plan zu einem walliſiſchen Utopien, den die unglücklichen Auswanderer verfolgten, als ſie ſich anſiedelten, dürfte nicht unterſtützt werden, da er wahrſcheinlich mit dem Verhungern der Menſchen enden wird, die ihm zum Opfer gefallen ſind. Hätte die argentiniſche Regierung nicht Menſchenliebe gezeigt, ſo wäre dies ſchon jetzt ihr Schickſal geweſen. Jackechan ſagte mir, er habe die Anſiedler „Gras eſſen" ſehen und habe einigen derſelben gelehrt, wie man jagt, und ſie mit Bolas verſorgt. Das ſoeben veröffentlichte blaue Buch beſtätigt die Wahrheit dieſer Ausſage, und ich brauche deshalb wohl nicht weiter auf die Sache einzugehen; nur muß ich noch hinzufügen, daß der genannte Häuptling, obgleich er damals freundſchaftlich und gut geſinnt war, doch die Anſiedler als Eindringlinge in ſein Gebiet betrachtete und offen geſtand, daß er die Abſicht habe, künftig einmal Bezahlung zu verlangen — und bei einer Pachtverweigerung würde in einem ſolchen Falle ſicherlich ſehr kurzer Prozeß gemacht werden, man würde das Vieh forttreiben und überhaupt auspfänden.

Der Rio Negro iſt bei allen ſeinen Schattenſeiten, welche die Indianer, Heuſchrecken, Ueberſchwemmungen und dürren Jahre dort bilden, gewiß noch unendlich beſſer als der Chupat. Wenn die Walliſer als beſondere Gemeinde leben wollen, ſo bin ich überzeugt, daß Señor Aguirre es nur zu gern ſehen wird, wenn ſie ſich auf ſeinem Landſtriche zwiſchen der oberen und zweiten Guardia anſiedeln, wo ſchon einige ihrer Landsleute — die Herren Williams und Owen — Land übernommen haben.

Nachdem die Indianer ſich entfernt hatten, überließ ich mich

in Patagones den Genüſſen des geſelligen Lebens, obgleich dieſelben nicht genügten, mich mit der Verzögerung auszuſöhnen, die das Ausbleiben des Dampfſchiffes herbeiführte. Ich verbrachte meine Tage mit Umherſpazieren, Billardſpiel und Matètrinken, und am Abend beſuchte ich Don Domingo's Hôtel, wo eine Geſellſchaft ſich zu verſammeln pflegte und um Zuckerwerk „Truco" ſpielte. Zuweilen ſprachen wir zur Abwechſelung bei irgend einer der ſchönen Señoritas vor oder verbrachten den Abend im Hauſe des Herrn Davis, des Maſchiniſten der „Choelechel", in Geſellſchaft ſeiner liebenswürdigen Señora. Die jungen Damen behaupteten alle einſtimmig, Patagones ſei ſehr „triſte", beſonders diejenigen, die in Buenos Ayres geweſen waren und das Vergnügen der Oper und der Concerte auf der Plaza genoſſen hatten.

An Sonntagen fand nach der Meſſe und dem in der Miſſionsſtation gehaltenen Gottesdienſte, den alle Engländer beſuchten, zuweilen ein Wettrennen ſtatt, oder wenn dieſes unterblieb, ſo war ſicher auf der Südſeite ein Hahnenkampf; beiden Vergnügungen wohnte Commandante Murga jedesmal bei. Auch gab es ein Ballhaus, wo man gewöhnlich einige Basken oder Eingeborne bei dem Fünfe-Spiel fand. Ein- oder zweimal — jedoch nicht am Sonntag — begleitete ich Dr. Humble im Kahne auf dem Fluſſe. Jeden Tag ſchauten wir uns ſehnſüchtig nach dem Dampfer um, der ſo lange über die Zeit ausblieb, daß er aller Wahrſcheinlichkeit nach Unglück gehabt haben mußte. Der Verzögerung müde, hatte ich mich entſchloſſen in einem holländiſchen Schooner zu fahren, der mit Getreide beladen nach Buenos Ayres ging, und hatte eben wegen meiner Fahrt unterhandelt, als eines Abends das Dampfſchiff ankam; es war in Bahia Blanca aufgehalten worden.

Am Morgen ſah ich mich durch die Größe des Dampfers angenehm überraſcht; es war die frühere „Montauk" von Boſton, war aber umgetauft worden und hatte jetzt den Namen „Patagones", und gehörte den Herren Aguirre und Murga. Was die Bequemlichkeit betrifft, ſo war das Schiff ziemlich gut eingerichtet, aber auf den Verdecken, in den Kajüten und überall ſah es ſehr ſchmutzig aus.

Nach zweitägigem Aufenthalte hißte es die Signalflagge zum Segeln auf. Ich contrahirte mich zur Ueberfahrt und begab mich mit den Herren Fraſer und Kincaid, die in Geſchäften nach Buenos Ayres gingen, und Herrn Gibb, der ſich auf der Rückreiſe nach Europa befand, an Bord, wo wir eine beträchtliche Anzahl Paſſagiere

versammelt fanden, unter ihnen den ausgezeichneten Billardmarqueur, der die Uhr annectirt hatte. Gegen vier Uhr Nachmittags lichteten wir die Anker, nahmen von Patagones Abschied und fuhren mit der Ebbe den Fluß hinab, in der Absicht, für die Nacht in der Boca zu ankern und über die lange Sandbanklinie, die eine gefährliche Barre bildet, mit der Morgenfluth zu fahren. Wir dampften ziemlich glatt dahin, bis wir gerade so weit waren, daß wir die in der Boca liegenden Schiffe gut sahen; da kündigte ein plötzlicher Stoß uns an, daß das Schiff auf einer Sandbank gestrandet sei; dort saß es steif und fest. Wir hielten es für kein großes Unglück, denn wir erwarteten beim Eintritt der hohen Fluth fortzukommen, und Einige von uns begaben sich an's Land und picknickten auf den sich am Flusse hinziehenden Flächen. Gegen zehn Uhr kehrten wir zurück, und um Mitternacht hörte ich einen der Essenhalter zerspringen und wachte darüber auf; ich ging auf das Verdeck und fand, daß der Bug hoch außerhalb des Wassers war, das Heck dagegen in tiefem Wasser stak und das Schiff in Folge dessen in der Mitte sich stark spannte. Einige Minuten darauf zerbrach das große Dampfrohr; der Dampf war jedoch glücklicherweise abgesperrt worden, sonst würden die Folgen für diejenigen, die sich im hintern Theile des Schiffes befanden, unheilvoll gewesen sein. Die Damen wurden dann aus Furcht vor Zufällen an's Land gebracht, und wir Uebrigen hielten eine Berathung darüber, wie wir nach Buenos Ayres kommen würden, und legten uns schließlich nieder, um die Sache zu beschlafen.

Am folgenden Morgen kam die „Choelechel" herab und bugsirte das Fahrzeug glücklich fort, und der holländische Capitän des Schooners kam an Bord und verstand sich dazu, mich und einige Andere nach Buenos Ayres mitzunehmen. Wir sprangen demnach in ein Boot, fuhren nach der Boca hinab und begaben uns auf den Schooner; wir hofften am nächsten Tage abzusegeln, sahen uns aber wieder getäuscht.

Der Capitän ging in die Stadt hinauf, um Proviant einzukaufen, und kam erst spät am folgenden Abend wieder. Mittlerweile wurde am Morgen der Wind conträr, und die Linie brausender weißer Brandungswellen auf der Barre zeigte, daß es unmöglich sei abzusegeln; wir mußten daher nothgedrungen warten und schauten auf die öden Sanddünen hinaus, die den Eingang des Flusses auf beiden Seiten einengten.

Einige von uns gingen an's Land, um die Lootsenstation zu

beſuchen, und ſchwatzten mit dem Lootſen, einem tapfern alten Deutſchen oder Holländer. Dieſer alte Krieger und ſeine Leute hatten bei dem Einfalle Lenketrou's die Station mit Erfolg gegen ein ſtarkes Corps Indianer vertheidigt. Der Feind wollte ſich gern in den Beſitz einer Haubitze ſetzen, die in der Station ſteht, und die Indianer ſtürmten wirklich bis zur Umfriedigung heran, während die Leute, die Mündung faſt an der Bruſt des Feindes, auf ſie feuerten und ſie endlich mit ungeheurem Verluſte glücklich zurückſchlugen.

Die Bootsmannſchaft beſtand aus Leuten aller Nationen. Ich gerieth mit Einem in's Geſpräch, zuerſt in ſpaniſcher, dann in engliſcher Sprache. Nachdem er mir ſeine Pfeife gereicht hatte, ſah er mich ſcharf an und ſagte: „Ich kenne Sie; ich bin Pat [1]) Sweeny und auf der „Sheldrake" davongelaufen. Von welchem Schiffe ſind Sie entlaufen?" Ich hatte nicht die beſten Kleider an und ſah ohne Zweifel verwittert genug aus; aber ich erkannte meinen Freund wieder, obgleich er ſich meiner nicht recht erinnern konnte; auch wurde er über die Identität meiner Perſon nicht aufgeklärt. Wir verbrachten mehrere langweilige Tage mit Schnapstrinken und erfolgloſen Verſuchen, Fiſche zu fangen; dann erhob ſich endlich eine günſtige Briſe, die uns ſchnell hinaustrieb, ſo daß wir die patagoniſchen Küſten bald aus den Augen verloren, und nach einer ſtürmiſchen Fahrt von ſechs Tagen wurde auf der Höhe von Buenos Ayres der Anker ausgeworfen.

---

[1]) Irländer. Anm. d. Ueberſ.

Digitized by Google

Erſter Anhang.

Kurzes Verzeichniß von Wörtern aus der Tſoneca-Sprache, wie die nördlichen Tehuelchen ſie ſprechen. [1])

Deutſch.	Ahonicanka oder Tſoneca.
Ich oder mein	ya
Du oder dein	ma
ſein oder ihr	ti
dieſer oder er	win
wer	hem
hier	nanik
dort	mawoori, mawook, mon
wo oder wohin	kinik
wann	kenoesh
was	ket
wie	—
wie viel oder viele	kinkein kerum
oben	eok
unten	penk, wumka
ſogleich	marso
morgen	nush
geſtern	nush
übermorgen	eounnush
ſchnell	gemmo

Ausrufe

des Erſtaunens	wati, wati, wati
des Zornes	worrioo-wálloo
der Verwünſchung	nourenk y sé

Deutſch.	Ahonicanka oder Tſoneca.
wenn man mit d. Bolas fehl wirft	wow
wenn man ein Thier fängt oder auch beim Kampfe	kow

eiferſüchtig	ynaien
thöricht	chops
ſchnell	sourno
gut	ketz
hübſch	coquet
ſchlecht	terosh
böſe	hammersh
heiß	yporsk
kalt	kekoosh
groß	chaish
klein	talenque
leicht	höppen
ſchwer	pogelsh
gleich	nourks
fern	éouns
nahe	ekel
ähnlich	wáks
mild	wotysk
hungrig	pashlik
ſchwierig	wickemi
hart	chornk
weich	kattū
bereit oder fertig	kush

[1]) In den Tſoneca-Wörtern iſt die Schreibweiſe des Herrn Verfaſſers beibehalten worden. Anm. d. Ueberſ.

Deutſch.	Ahonicanka oder Tſoneca.
ja	ahon (ſehr durch d. Kehle geſprochen)
nein	kompsh
Mann (Indianer)	ahonican
Mann (Chriſt)	háchish
Menſchen oder Leute (Indianer)	tchonik
Frau (verheirathete)	karken
Vater	yank
Mutter	yanna
Weib	ysher
Sohn	ykallum
Bruder	yten
Schweſter	ystshen
Kinder	coquetra
Freund oder Gefährte	gennow
Kopf	kittar
Augen	ötl
Naſe	tchal
Zunge	tal
Lippen	chum
Zähne	oër
Hände	tsicc'r
Beine	noa
Füße	shankence
Toldo oder Haus	kou
Stangen zu demſelben	hö
Häute zu demſelben	wummum
Riemen	cowan
Mantel	kai
Kopfband zum Binden d. Haares	kotchi
Stiefeln	tsuccre
Kleider	kakewit
Hut	kor
Bolas (mit drei Kugeln	gatschiko
Bolas (mit zwei Kugeln)	chume
Sehnen	katz
Lazo	laso
Meſſer	paiken
Flinte	gilwum
Revolver	gilwinikush
Pulver	tchampnm
Zündhütchen	kun
Lanze	waike
Topf (zum Kochen)	askem
Flaſche	oëtre
Faß	barr
(Pfriemen) Nadel oder Nagel	hüllen
Beutel	hüll
Pfeife	janiwee / conganou
Tabak	golk
Sattel	tusk
Zaum	hum
Gebiß	kankion
Steigbügel	keshon
Sporen	wateren
Bauchgurt	genig
Riemen, die man den Pferden an die Beine legt, damit ſie nicht fortlaufen	kaligi
Peitſche	wakenem
Gürtel	wáti
Sonne (oder auch ein Tag)	gengenko
Mond (oder auch ein Monat)	showan
Sterne	ááskren
ein Jahr	tsor
Feuer	yaik
Waſſer	léy
Schnee	gél
Wind	hoshen
Regen	téwa
Rauch	páan
Wolken	páwall
Nacht	queyomen
Holz	kaki
Hügel	yorri
Ort	haik
Land oder Gegend	yerroen
Fluß	koona
Straße	nooma
Poncho	lecho
Fleiſch	yipper
Steine	kátch
Felſen	air
Gras / Weide	kor / oet
Fleiſchbrühe oder auch Thee	ásleish
Pferd	jewoe / cawall
Rind	choi
Schaf	cámpān
großer Hirſch	shóen
Guanaco	rou
Strauß (oder Rhea)	mikkeoush
Puma	gol

Deutſch.	Ahonicanka oder Tſoneca.
Fuchs	paltñ
Skunk oder Stinkthier	wickster
Armadill oder Gürtelthier	áno
Haſe	päähi
Geflügel	peyon
Hirſchkalb oder auch Füllen	kooroo
Felle	wummun
Gold	wínki
Eier	ööm
Knochen	kotsh
Mark	tcham
Fett	am
ein Häuptling	gounok
Fiſch	oin
Heirath oder Ehe	coyenk
wilde Kartoffeln	appely
Schlaf	shensk
eine Feile	kikeriki
Rathsverſammlung	aix
Uebel oder Böſes	hammersh
Schiff	youlel
Gummi oder Harz.	maki
Karten	bersen

Farben.

ſchwarz	chorlo
weiß	golwin
gelb	waieken
grün	arkum
roth	käöpen
blau	kaliken
braun oder rothbraun	soorsh
bunt oder ſcheckig	hogel

ſetze dich oder ſetzen Sie ſich nieder	pespesh
ſange oder fangen Sie	korigi
müde ſein	ywotisk
ich gehe	yschengs
er geht	wansk
er hat	hell
gib oder geben Sie mir	moyont
leihe oder leihen Sie mir	mon

Deutſch.	Ahonicanka oder Tſoneca.
ſchreibe oder ſchreiben Sie	ääkren
kaufe oder kaufen Sie	amili
tauſche oder tauſchen Sie	qnewarien
ich bin müde	wotyskiya
ich bin hungrig	pashlik ya
ich bin ſchläfrig	yshensk
tödten	ymnck
kämpfen	ywowesk
ſingen	yworrish
ich liebe, habe, ſehe oder thue gern	yshorske ya
zu Pferde ſitzen oder reiten	jamcotts join
wettrennen	káttern
einen Boten ſenden	wickeni coëto
ſprechen oder plaudern	ayensh
ich verſtehe	ya omkes
ich verſtehe nicht	ytonkes
komme oder kommen Sie mit	heroschengs
jagen	aoukem
ſprechen oder reden	kinscott
Etwas thun	micheten
mache oder machen Sie	máki
arbeiten	tirsk
anzünden	kaime
füllen	meshawr
eſſen	shehattu
marſchire oder marſch!	wéen
zerbrechen	charsk
ſpielen	nayensh

Zahlwörter.

eins	chuche
zwei	houke
drei	aäs
vier	carge
fünf	ktsin
ſechs	winikush
ſieben	ouk
acht	winicarge
neun	hnmanakoutsen
zehn	kake
elf	chuche kor
zwölf	houke kor
dreizehn	aas kor

bis zwanzig wird kor beigefügt.

Deutſch.	Ahonicanka oder Tſoneca.	Deutſch.	Ahonicanka oder Tſoneca.
zwanzig	wommenikuki-kor	fünfzig	ktsinkaki
		einhundert	patack
dreißig	aasenikaki	eintauſend	huaranca
vierzig	cargekaki		

Einige Sätze.

Deutſch.	Ahonicanka oder Tſoneca.
Ich danke Ihnen	Nouremi naki
Leihen Sie mir die Pfeife	Mon aniwee — aniwee moyout
Fangen Sie mein Pferd	Korigi ya
Kommen Sie mit, Freund	Heroschengs gennow
Werden Sie zur Jagd hinauskommen? (Wörtlich: Kommen Sie zur Jagd hinaus, ſagen Sie mir.)	Heros aoukemshaw kinscott ya
Die Leute kämpfen eben	Ywowishk chonik
Wie viel ſind gefallen?	Kinkeinkerum ymuck
Wohin gehen Sie?	Kinek nis chengs
Kochen Sie etwas Fleiſch; ich habe Hunger	Herósh yipper wummi pashlik ya
Ich verſtehe Indianiſch	Omkes Ahonicanka
Ich habe Ihr Weib gern oder Ihr Weib gefällt mir	Ma yshorsks ysher
Was wünſchen Sie?	Keterum karn?
Es reguet heute viel	Chaiske nush que tewa
Wir werden viel Menſchen ſehen	Wushkaeye seonk chonik
Wir werden eine andere Gegend ſehen	Wushkaeye kaiok yerroen
Kommen Sie ſchnell hierher	Gommo heout witka
Was kaufen Sie?	Ket, m amli.

Zweiter Anhang.

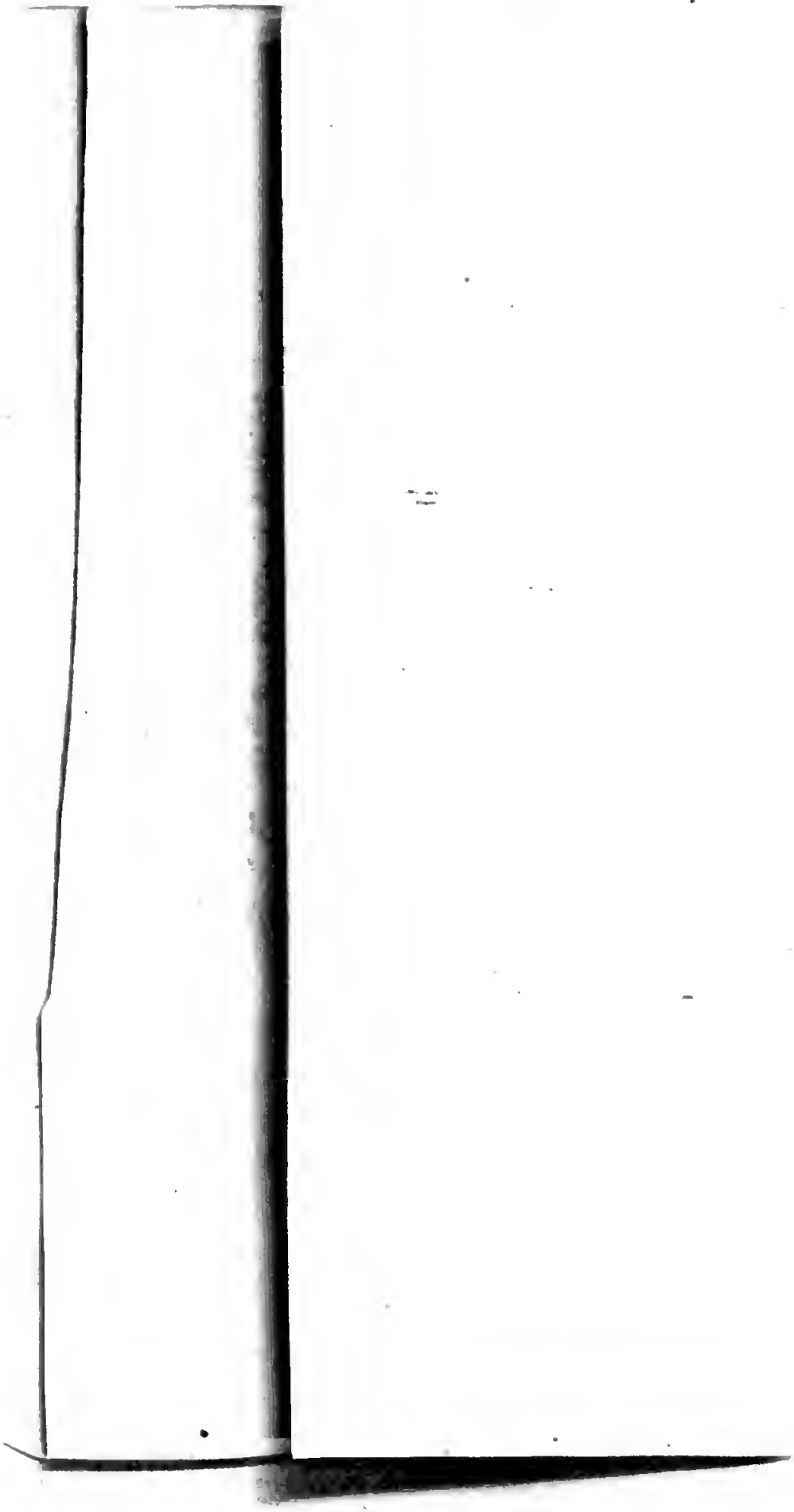
Die Körpergröße der Patagonier nach den Zeugniſſen der aufeinander folgenden Reiſenden.

1520.	Pigafetta	Der Kleinſte iſt länger als die längſten Männer in Caſtilien.
1578.	Drake	Nicht länger als manche Engländer.
1591.	Knyvet	Fünfzehn oder ſechzehn Spannen hoch.
1598.	Van Noort	Eingeborne von langer Statur.
1615.	Schouten	Zehn oder elf Fuß lange menſchliche Gerippe.
1669.	Narborough	Mr. Wood war länger als ſie alle.
1750.	Falkner	Ein Cacique war ſieben Fuß und einige Zoll hoch.
1764.	Byron	Ein Häuptling war gegen ſieben Fuß hoch und von den Anderen waren nur Wenige kürzer.
1766.	Wallis	Maß einige der Längſten: Einer war 6 Fuß 7 Zoll, Mehrere 6 Fuß 5 Zoll; die mittlere Höhe war zwiſchen 5 Fuß 10 Zoll und 6 Fuß.
1783.	Viedma	Gewöhnlich 6 Fuß hoch.
1829.	D'Orbigny	Fand nie Einen, der über 5 Fuß 11 Zoll lang war; die mittlere Höhe war 5 Fuß 4 Zoll.
1833.	Fitzroy und Darwin . .	Im Durchſchnitt die längſten aller Menſchen; die mittlere Höhe 6 Fuß. Manche länger und Einige kürzer.
1867—8.	Cunningham	Selten weniger als 5 Fuß 11 Zoll, und oft einige Zoll über 6 Fuß hoch; Einer maß 6 Fuß 10 Zoll.

Ende.

Erläuterung zur Karte.

Die „Karte von Patagonien" ist von dem englischen Original übergedruckt, und nur da, wo es sich ohne allzu große Schwierigkeit und ohne Beschädigung ausführen ließ, sind auf derselben die englischen Bezeichnungen radirt und an deren Stelle die deutschen angebracht worden. Die wenigen Wörter, bei welchen dies nicht geschehen ist, sind folgende:

Desert = Wüste.
God's Hill = Gotteshügel.
Harb. / Harbour = Hafen.
I. / Is. = Insel.
L. / Lake = See.
or = oder.
Peninsula = Halbinsel.
R. vor dem Namen = Rio, hinter dem Namen = River, Fluß.
Ra. / Range = Bergkette oder Gebirge.
Warrior Indians = Krieger-Indianer.

Druck von G. Pätz in Naumburg a/S.